



Zeitschrift für Deutschkunde

1923 Jahrgang 37

der Zeitschrift für den deutschen Unterricht

Begründet durch Rudolf Hildebrand und Otto Lyon
Herausgegeben von
Walther Hoffstaetter und Friedrich Panzer

— Baltenheft —

Zum Geleit

Den Balten ist dies Heft zur Hauptsache gewidmet. Es soll zeigen, mit welchem Eifer und welcher Treue im Baltenland alte deutsche Kultur hochgehalten wurde und wird. Es zeigt aber auch, wie die deutschen Brüder dort eifrig am deutschen Werk weiterbauen, in Anlehnung an das, was im Reich geschieht, aber auch in selbständiger, sorglich sichtender Arbeit. So offenbart dieses Heft, welche geistigen Ströme seit Herders Zeiten hinüber und herübergehen. Möchte es helfen, die Verbindung zwischen den Deutschen in Lettland und in der Heimat immer enger zu gestalten!

Inhaltsverzeichnis auf Seite 3 des Umschlages

Verlag B. G. Teubner Leipzig-Berlin

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Zeitschrift für Deutschkunde

herausgegeben von

Walther Hoffstaetter und Friedrich Panzer

Der laufende Jahrgang erscheint in 4 Hefen. Preis für das 2. Vierteljahr M. 1200. Für Mitglieder des „Deutschen Germanisten-Verbandes“ bei Bestellung durch denselben M. 900. Einzelheft M. 1800. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an, gegebenenfalls auch der Verlag, da der Postbezug aus technischen Gründen aufgehoben werden mußte.

Argentinien: Peso-Pap. 1.80; Belgien: Fr. 12.—; Brasilien: Milr. 6.—; Bulgarien: Lewa 96.—; Chile: Peso-Pap. 6.—; Dänemark: Kr. 5.40; England: Schll. 5 d 1; Finnland: Marka 30.—; Frankreich: Fr. 12.—; Griechenland: Draç. 24.—; Holland: Fl. 3.—; Japan: Yen 2.40; Italien: Lire 15.—; Jugoslawien: Din. 54.—; Norwegen: Kr. 6.—; Portugal: Milr. 18.—; Rumänien: Lei 120.—; Schweden: Kr. 4.20; Schweiz: Fr. 6.—; Spanien: Pes. 6.—; Tschechoslowakei: Kr. 24.—; Ver. Staaten und Mexiko: Doll. 1.20.

Zur gefl. Beachtung!

Um keine Unterbrechung in der Zustellung der Zeitschrift eintreten zu lassen, wird der Verlag sich erlauben, die für das 2. Vierteljahr 1923 fällig werdenden Bezugsgebühren von

Mark 1200

ab 5. Mai durch Postnachnahme zuzüglich Spesen zu erheben, falls ihm der Betrag bis dahin nicht direkt zugegangen sein sollte.

Leipzig, im April 1923.

B. G. Teubner.

Die „Zeitschrift für Deutschkunde“ bezieht alle Zweige der Deutschkunde in ihren Kreis ein, um den Deutschlehrer für seine neue, größere Aufgabe auszurüsten: den Schüler das deutsche Wesen in seiner Gesamtheit erkennen und erfassen zu lehren. Dadurch wird die Zeitschrift zugleich eine Vorkämpferin für die zentrale Stellung des deutschen Unterrichts in der neuen deutschen Schule. Im einzelnen bringt sie: 1. Allgemeinwissenschaftliche Aufsätze in Form von zusammenfassenden Überblicken über größere Wissenschaftsgebiete, wodurch sie zwischen Forschung und Schulpraxis vermittelt. 2. Einzelwissenschaftliche Aufsätze aus den Kreisen der Deutschlehrer. 3. Aufsätze über die verschiedenen Unterrichtszweige (Literatur, Volkskunde, Sprachunterricht, Lektüreunterricht, Ansangunterricht und Anfänge der Sprechlehre, Aufsachunterricht, Vorträge und Ausspracheübungen, Philosophie, bildende Kunst, Musik, Frühgeschichte, deutsche Altertümer). 4. Literaturberichte. 5. Sprechzimmer. 6. Kleine Mitteilungen. 7. Bücherchau. 8. Zeitschriftenchau. 9. Eine Sprechstelle für Lesebuchfragen. 10. Eine Sprechstelle für Neuererscheinungen lyrischer, erzählender, landschaftlicher und mundartlicher Dichtung.

Die Verfasser erhalten von größeren Aufsätzen und Literaturberichten 20, von kleineren Beiträgen 5 Sonderabdrücke. Anfragen, Mitteilungen und Beiträge (letztere nur nach vorheriger Anfrage) sind zu richten für die Abteilung 1: Allgemeinwissenschaftliche Aufsätze und die Abteilung 2: Einzelwissenschaftliche Aufsätze an Prof. Dr. Panzer, Heidelberg, Neuenheimer Landstr. 12; für die übrigen Abteilungen an Studienrat Dr. Walther Hoffstaetter, Dresden-A. 21, Elbstr. 1. Unverlangt eingesandte Arbeiten werden nur zurückgesandt, wenn ausreichendes Rückpostgeld beigefügt ist. Besprechungsfähigkeit werden ausschließlich an die Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner, Leipzig, Poststr. 3, erbeten. Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Rücksendung unverlangt eingelangter Bücher wird nicht übernommen.

Anzeigengrundpreise: Die zweigepaltene Millimeterzeile M. —.36, $\frac{1}{2}$ Seite M. 90.—, $\frac{1}{4}$ Seite M. 48.—, $\frac{1}{8}$ Seite M. 26.—. Teuerungsziffer zurzeit 2000. —
Anzeigenannahme durch B. G. Teubner, Leipzig, Poststraße 3.

4-A 43678



I. Deutsches Leben im Baltienland. Zur Charakteristik der Deutschbalten.

Von Karl Hermann.

Zwei Vorwürfe sind es, die den Deutschbalten einerseits von den Letten, andererseits von den Reichsdeutschen immer wieder gemacht werden.

Der lettischerseits erhobene Vorwurf geht dahin, daß die Letten 700 Jahre lang von den Deutschbalten an der Entwicklung ihres Volkes und Landes zu einer freien Nation und zu einem selbständigen Nationalstaat verhindert worden wären.

Gewiß, es ist richtig: die Deutschen sind die Herren im Lande gewesen, von der Zeit der „Aufseglung“ Livlands (um 1180) und der Begründung des Ordens (1204) an bis zum Untergang des selbständigen deutschen Ordensstaates Livland (1562); und auch in den darauf folgenden Zeiten der polnischen, schwedischen und russischen Hoheit im Lande sind die Deutschbalten — trotz ihrer numerisch geringen Stärke (heute nur noch 60 000) — die Führenden geblieben, und erst in neuester Zeit hat sich eine nationale Oberschicht aus dem lettischen Volk heraus (heute insgesamt 1 160 000) gebildet. Bis etwa Mitte des 19. Jahrhunderts gingen Letten, die in die höheren Bildungskreise aufrückten, fast durchweg automatisch im Deutschbaltentum auf.

Mithin: wohl hat das Bestehen der deutschen Herrschaft das Niederhalten eines freien lettischen Volkstums zur Folge gehabt. Wie aber, wenn die Deutschen nicht ins Land gekommen, nicht die Herrschaft an sich gerissen hätten? Wäre die Aussicht auf Erhaltung eines selbständigen lettischen Volkstums und eines unabhängigen lettischen Nationalstaates über das Mittelalter und die neuere Zeit hinaus dann gesicherter gewesen?

Es ist ein undankbares und dem Historiker widerstrebendes Unternehmen, nachweisen zu wollen, „was geschehen wäre, wenn nicht usw.“. Im gegebenen Falle drängt sich aber der rückblickenden Betrachtung eine solche Fülle von Analogieschlüssen auf, daß der Versuch gewagt sei — trotz der Erkenntnis, daß vollgültige „Beweise“ sich nicht erbringen lassen.

Vergegenwärtigen wir uns die Lage der Letten um das Jahr 1200. Im Osten der zum Meere drängende Russe; im Süden die erbittertsten Feinde der Letten, die Litauer; im Norden die kriegerischen Esten und im Westen (an der Meeresküste und tief nach Livland hinein siedelnd) die räuberischen Liven (gleich den Esten finnisch-ugrischen Stammes). Ein Kampf aller gegen alle. Feinde ringsum — und eingeklinkt zwischen diese die Letten. Von Osten aber mit naturnotwendiger Zielstrebigkeit dem Meere zudrängend der russische Koloß. Schon im Jahre 1030 hatte ein russischer Großfürst an der Stelle des heutigen Dorpat ein russisches Jurjew — vorübergehend — gegründet, und zur Zeit der Eroberung Livlands durch die Deutschen saß im Herzen des heutigen Lettland, in Kokenhusen, ein russischer Fürst! So erklärt sich auch die überraschende Tatsache, daß gerade die Letten sich dem deutschen Eroberer als erste angeschlossen.

Hätte der kleine, von Feinden umgebene lettische Volksstamm der mit Naturgewalt zum Meere drängenden russischen Masse wirklich standhalten können? Läßt

sich nicht mit großer Gewißheit annehmen, daß die Letten verschwunden wären, gleichwie die slawische Bevölkerung Mecklenburgs und Pommerns in der Masse der zum Meere drängenden deutschen Bauern aufgegangen ist? Der überlegenen Kriegskunst der deutschen Ritter und dem Rückhalt, den Alt-Livland bei Reich und Papst fand, ist ein Zurückdämmen der russischen Flut allein zu danken. Der Pyrrhusieg Alexander Newstis auf dem Eise des Peipussees (1242) spricht eine beredete Sprache.

Und weiter. Hätten die Letten um 1200 dem russischen Ansturm noch standgehalten, wären sie dann nicht der gesteigerten Expansion des erstarrten Moskowiter Großfürstentums in den Kämpfen des 16. und 17. Jahrhunderts erlegen? Wer aber damals die Hand auf die baltischen Lande legen wollte, der hatte es mit den Großmächten Polen und Schweden zu tun. Die setzten sich zur Wehr. So sind es denn wiederum Fremde, die — gewiß nicht aus uneigennütziger Absicht — ihre schützende Hand über die baltischen Lande hielten.

Darum: wohl hat die deutsche Herrschaft die Letten an einer freien Entfaltung ihres Volkstums und an der Gründung eines selbständigen lettischen Staates gehindert; gleichzeitig aber wird gerade diese deutsche Herrschaft, die ihre überlegene Macht dem Moskowitertum entgegenstellen konnte, die Letten davor bewahrt haben, dem Schicksal der kleinen Volksstämme, die der Expansion eines großen Nachbarn im Wege stehen, zu verfallen: dem Schicksal eines staatlichen und völkischen Unterganges, eines völligen Aufgehens in der Masse des Eroberervolkes.

Und nun der deutscherseits erhobene Vorwurf. Da heißt es, daß politische Kurzsichtigkeit und nationaler Hochmut die Deutschbalten davon abgehalten hätten, das lettische Volk zu germanisieren. Was in Mecklenburg, in Pommern, in Sachsen und Ostpreußen möglich gewesen — die Entnationalisierung der nichtdeutschen Bevölkerung durch den deutschen Eroberer, das hätten die Balten auch mit den Letten tun können. Dann wären die baltischen Lande — deutsches Land geworden, die Letten in ihrer Gesamtheit wären heute Deutsche — und nationale Gegensätze zwischen Deutschen und Letten gäbe es nicht mehr.

Freilich, eine gewaltsame Germanisierung der Letten hat nie in der Absicht der Deutschbalten gelegen. Es wären auch vergebliche Versuche gewesen. Nach Sachsen und Mecklenburg, nach Pommern und Preußen sind die Deutschen langsam, in geschlossener Masse vorgerückt. Der Ritter, der Kaufmann und — der Bauer, sie alle sind Träger der Kolonisation. Alt-Livland aber ist Überseefolonie! Zwischen dem Mutterlande und Livland lag das feindliche Litauen. „Aufgesegelt“ ist Livland worden, und der Seeweg bildete im Mittelalter die Verkehrsstraße. Der mittelalterliche deutsche Bauer ging aber nicht über See; nur der Ritter und Bürger kamen ins Land. Der deutsche Bauer, der Träger der sich erneuernden Volkskraft, der blieb dem baltischen Lande fern. Nie aber ist ein Volk in seiner Gesamtheit durch eine herrschende Oberschicht entnationalisiert worden. Eher ist das Gegenteil der Fall, wie die Geschichte der germanischen Eroberer in Spanien, Italien, Gallien und Rußland beweisen, wo Goten und Langobarden, Franken und Normannen vollkommen in der Masse der Unterworfenen aufgegangen sind. Die Entnationalisierung eines Volkes findet nur durch Blutmischung statt, und eine solche war in den baltischen Landen nicht möglich, wo der deutsche Bauer fehlte, der den lettischen Landbewohner hätte aufsaugen können. — Dieß ist vom Balten durch Hochmut ge-

sündigt worden; in die höhere Bildungsschicht aufrückende, zum Deutschtum drängende lettische Elemente sind häufig genug von ihm zurückgestoßen worden; Haß und Mißgunst hat dieser Hochmut gefät. Hochmut und politische Kurzsichtigkeit aber waren es nicht, die eine Germanisierung der Gesamtheit des lettischen Volkes verhindert haben. Dem standen politische, geographische und von der sozialen Struktur des Mittelalters bedingte Faktoren entgegen.

Der Deutschbalte ist der Typus des Überseeekolonisators, mit all seinen Fehlern und seinen guten Seiten. Sein Herrenbewußtsein und sein — oft übertriebener — Stolz, sein tiefinnerliches, ihn ganz und gar durchdringendes Nationalgefühl, seine beispiellose nationale Zähigkeit und Opferwilligkeit — das alles sind Ausflüsse dieses in 700 Jahren großgezogenen Kolonistorencharakters.

Baltisches Deutsch.

Von Dr. Oskar Masing in Riga.

Die Sprache der im heutigen Lettland und Estland aufgewachsenen Deutschen, das Ergebnis einer ununterbrochenen Entwicklung im Lauf von mehr als 700 Jahren, weicht vielfach von den Gepflogenheiten der Aussprache und Ausdrucksweise ab, die im deutschen Sprachgebiet allgemeine Geltung haben, und wird daher gern als Dialekt oder Mundart bezeichnet. Der Vorzug dieser Bezeichnung liegt in ihrer Popularität und Kürze, der Mangel in ihrer Ungenauigkeit. Nach dem terminologischen Brauch der Gegenwart wird eine Sondersprache nur dann als Mundart bezeichnet, wenn sie von einer geographisch begrenzten, national einheitlichen Gemeinschaft gesprochen wird, deren sozialer Bau sich auf eine bäuerliche Unterschicht gründet.

Wenn man von den wenigen, erst in neuerer Zeit entstandenen deutschen Bauernenkclaven unserer baltischen Heimat (Hirschenhof usw.) absieht, ist das Deutsche bei uns immer nur die Sprache einer kulturellen, im besonderen sozialen Oberschicht gewesen; als spezifisch baltisches Deutsch lebt es nur im mündlichen Gebrauch und beschränkt sich in der Schrift auf Dialogpartien baltischer Romane, auf vereinzelte, bewußt oder unbewußt angewandte Provinzialismen in Veröffentlichungen lokalen Charakters, auf Zeitungsinsertate und dergleichen, endlich auf den privaten schriftlichen Verkehr. Somit weist unser Provinzialdeutsch im wesentlichen die Merkmale auf, die Kretschmer in seiner „Wortgeographie“ für die hochdeutsche Umgangssprache angibt, und kann daher nur als solche bezeichnet werden, mit der Einschränkung, daß ihr Laut- und Formenbestand, ihre Syntax und ihr Wortschatz eine immerhin deutlich erkennbare mundartliche Färbung trägt. Von dieser Sonderfärbung soll zunächst die Rede sein.

Man hört oft die Ansicht äußern, die Aussprache dieses oder jenes Einzellautes (g als Reibelaut vor palatalen Vokalen; Zungen-r), der Gebrauch dieser oder jener Einzelworte, dieser oder jener einzelnen syntaktischen Form oder stilistischen Wendung sei die kennzeichnende Eigentümlichkeit, das Schiboleth, das unser Deutsch von der im Deutschen Reich, in Österreich und in der Schweiz üblichen Sprechweise unterscheidet. Das trifft nicht zu. Behauptungen solcher Art erheben Nebenächliches zum Range von Ausschlaggebendem. Das Entscheidende sind in Wirklichkeit ganze Erscheinungskomplexe, und ihre Elemente liegen zum Teil dort, wo man sie nicht zu suchen gewohnt ist.

Thomas Mann, vielleicht der sorgfältigste und zuverlässigste Beobachter sinnenfälliger menschlicher Lebensäußerungen unter den deutschen Schriftstellern der Gegenwart, läßt in seinen „Buddenbrooks“ in lübbischer Umgebung einen schwäbischen Pfarrer, eine ostpreußische Wirtschaftsmamsell, einen bayrischen Hopfenhändler und endlich auch einen Pastor aus Riga (der, beiläufig bemerkt, keine Blüte am Baum der

Menschheit ist) handelnd und redend auftreten. Die Sprechweise unseres Landsmannes charakterisiert er als „drollig hüpfend“. Das Kennzeichen „hüpfend“ wird als objektiv, das Urteil „drollig“ vielleicht als subjektiv richtig gelten können.

Wie kommt der Eindruck des Hüpfenden zustande? Gemeingermanisch ist die Tendenz, die Stammsilbe als wesentliche Bedeutungsträgerin nachdrücklich zu betonen. Die Sprache der baltischen Deutschen geht in dieser Hinsicht bis an die Grenze des Möglichen und bedient sich hierzu ziemlich aller verwendbaren lautlichen, grammatischen und stilistischen Mittel. Innerhalb des gesprochenen Satzes ist der Unterschied der Drudstärke zwischen betonten Silben und ihren Nachbarsilben auffallend groß, so groß, daß die Dofale der letzteren unter Umständen völlig schwinden. „Grüße, Pappo, Haue“ verlieren das Schluß-e (in Kurland auch „Müße“ und „Brüde“). Auch konsonantische Elemente schwachtoniger Silben gehen verloren (ornthlich; ets = etwas), ja, ganze Silben (Suprindent, Heildreifönig). Die betonte Silbe verliert nach langem Dofal auslautendes g: „Schlä ihn tot, lē weg, sā doch, zei mal her!“ usw.

Dazu kommt der Umstand, daß im Gegensatz zu den Aussprachegewohnheiten aller sonstigen Angehörigen der großen deutschen Sprachgemeinschaft die geschriebenen Doppelsonnanten (sowie die durch *ā*, *h*, *ng*, *sch*, *ch* bezeichneten Laute) tatsächlich geminiert gesprochen werden, daß also zwischen Dofalen nach kurzem Dofal das Maximum der Drudstärke in den Konsonanten verlegt wird wie im Italienischen: Hammer (vgl. *it. mamma*), Sut-ter (vgl. *frutti*), Ek-te (vgl. *ecco*) usw.

Ferner werden die Verschlusslaute *p*, *t*, *k*, *b*, *d*, *g* mit solcher Energie gebildet, daß sich zum normalen Explosionsgeräusch eine Art spiritus asper gesellt, daß also Aspiraten entstehen wie im Indischen oder im Englischen der Iren. Einer meiner Landsleute, der im Jahre 1920 im Rheinland als Lehrer tätig war, erzählte mir, daß in den Diktatheften seiner Schüler die Worte „falt, Pein, toll“ in der Regel „fhalt, Phein, tholl“ geschrieben waren, während sie in zu Hause angefertigten schriftlichen Arbeiten orthographisch einwandfrei zu erscheinen pflegten.

Kommt zu diesen für die Deutschbalten als normal zu bezeichnenden Betonungsgewohnheiten noch Steigerung des Affekts, so können sehr auffällige Akzentverschiebungen eintreten: „Beinah hätte ich den Hasen verpudelt“, „Tausendé hat er verdient“, „ein jämmerwöller Kerl!“ „Und nu fängt er an zu laufen“ usw.

Ein zweites Mittel im Dienst der Nachdrudstendenz ist die Tonhöhen differenzierung. Die Stammsilbe des im Satz dominierenden Wortes, das den größten Mitteilungs wert enthält, wird von ihren Nachbarsilben nicht nur durch dynamische, sondern auch durch auffallend große Tonhöhenintervalle abgegrenzt, durch Terzen, Quartan, unter Umständen sogar Oktaven. Für ein reichsdeutsches Ohr ergibt sich daraus notwendigerweise der Eindruck des „Hüpfenden“, der endlich noch durch besondere Tondauer verhältnisse verstärkt wird. Das Sprechtempo der Deutschbalten ist ungleichmäßig: Nebensilben werden schnell gesprochen, auf betonten Silben verweilt der Ton lange, überlange.

Die bisher angeführten Eigenheiten hinsichtlich der Tonstärke, =höhe und =dauer summieren sich zur Gesamtwirkung überstarken, emphatischen Nachdruds. Wollte man den Satz, den jener baltische Pastor in den „Buddenbrooks“ gleich bei seinem Auftreten spricht („Erbarmen Sie sich, Frau Konsulin! Welch einen Schatz und Gottes segan besitzen Sie an Ihrer Tochter Klara! Das ist wohl ein herrliches Kind!“), graphisch illustrieren, so würde sich etwas wie die Kontur einer Stromschnelle ergeben, während das Bild eines von einem deutschen Nichtbalten gesprochenen Satzes sich eher wie die leicht gewellte Umrißlinie der Oberfläche eines ruhig und gleichmäßig dahinfließenden Stromes ausnehmen müßte. Während meiner Leipziger

Studentenzeit pflegten Fakultäts- und Seminargenossen, wenn sie in freundlicher Nedelei meine Sprechweise parodieren wollten, irgendeine angeblich oder wirklich von mir getane Äußerung nach einer wildbewegten Saßmelodie zu singen, mit der sie, wie das ja im Wesen der Karikatur liegt, bei aller Übertreibung die Sonderart des Dargestellten in ihren Hauptzügen trafen.

Der Charakter des Emphatischen wird nicht nur durch den Klang, sondern auch durch den Inhalt der Rede bewirkt, und zwar durch die Fülle der Steigerungswörter, die sich oft der Hyperbel nähern (eine namenlos lederne Gesellschaft, ein wahnsinnig netter Kerl, eine wüst anständige Gesinnung, eine scheußlich teure Sache usw.), durch den häufigen Gebrauch des Wortes „wohl“ als Verstärkungspartikel („Es war gestern wohl sehr nett bei euch“ bedeutet im Munde eines Deutschbalten nicht etwa eine Frage, sondern ein aus tiefster Überzeugung gesprochenes Urteil; vgl. den zitierten Saß aus den „Buddenbrooks“!), durch verstärkende Komponenten in der Wortzusammensetzung (sperrbreit offen, pfühendnaß, knallrot, dreidammlig), durch Wiederholung von Präpositionen, bewirkt durch hinzufügen bedeutungsgleicher Adverbien zum Verb, z. B.: „Er ging aus dem Haus hinaus, er steckte das Messer in die Tasche hinein, komm mit mir mit“ usw., durch Wortgemination („Ich habe mich wirklich sehr, sehr gefreut,“ „ein ganz, ganz klein bißchen,“ „wärt, wärt, ich komm gleich“, „geh nu, geh!“ als Antwort auf übertreibende oder sonst nicht ernst zu nehmende Mitteilungen), durch interjektionale Wörter, die eigentlich starke Affekte ausdrücken, von Deutschbalten aber auch in Situationen gebraucht werden, in denen es sich um minder heftige seelische Bewegtheit handelt („Pfui nein!“ „Pfui“ drückt hier meist nicht Abßcheu aus, sondern dient als bloße Verstärkung der Negation. „Hoß (tausend), wie nett!“ usw.). In diesem Zusammenhange sei auch des beständig wiederkehrenden Ausrufs „Erbarmung!“ bzw. „Erbarm dich!“ der Südliv- und Kurländer gedacht („Erbarm dich, ist das Kind gewachsen!“ Vgl. den zitierten Saß aus den „Buddenbrooks“), ebenso der vielen, meist der Studentenprache entnommenen Kraftworte („wegschmeiß“ für „wegwerfen“, „zerfnallen“ für „zerbrechen“, „verfeuern“ für „verderben“ usw.).

In allen hier aufgezählten Fällen besteht ein gewisses Mißverhältnis zwischen dem Kraftaufwand der Rede und der Wucht und Wichtigkeit des seelischen Erlebens: der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen ist getan, und Thomas Manns Charakterisierung „drollig“ stimmt. Sie stimmt, aber sie ist einseitig. Gelegentlicher, sogar häufiger Mißbrauch eines Mittels darf nicht vergessen machen, daß dasselbe Mittel, wenn es richtig angewandt wird, wertvoll sein kann. Wenn auch zugegeben werden muß, daß das haltische Deutsch in gewissem Sinne der Sprache des Sturmes und Dranges im 18. Jahrhundert nahekommt, die den Priestern der Charitinnen ein Ärgernis und den Aufklärern eine Torheit war, so sind Maßlosigkeit und Kraftüberschwang immerhin noch erträglicher als kraftlose Zierlichkeit und farblose Korrektheit.

Der Vergleich mit dem Sturm und Drang gewährt übrigens noch eine weitere Möglichkeit der Charakterisierung. Unsere Gäste aus dem Deutschen Reich haben es in den letzten Jahren immer wieder betont, daß die kulturellen und sprachlichen Gewohnheiten unserer Heimat- und Stammesgenossen sie an längst verschollene Zeiten mahnten, da der Großvater die Großmutter nahm, daß sie abseitig, altmodisch, aber anheimelnd wirkten. In Goethes „Getreuem Eßart“ heißt es: „Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht, So horchet und folget ihm pünktlich.“ Der Ausdruck „Aldermann“ lebt noch heute, wenn auch in etwas veränderter Form, in unserer Umgangssprache: daß die St. Marien- (Kaufmanns-) wie die St. Johannis- (Handwerker-)gilde ihren Ältermann hat, weiß jedes

Kind in Riga, und der „Suchsmajor“ einer Studentenverbindung heißt noch gegenwärtig „Oldermann“. In unserem baltischen Deutsch waltet noch etwas vom Geist eines Aldermanns, eines Eäart, der Ältestes mit Treue bewahrt. Ein flüchtiges Blättern in Götzes „Frühhd. Glossar“ bestätigt dies: besemer (Schnellwage), durchschlag (Küchensieb), egge (Salband), fadem (Maß der ausgestreckten Arme), gerechtikeit (Gerechtfame), glum (schlammig), gnaz (Schorf, Ausschlag), gropen (eiserner Kochtopf), grand (Kies), juppe (Jade), knaust (Knorren; litw. knüst „Brotende“), krause (Trinkgefäß), liebkauf (Trunk zur Befräftigung eines Kaufgeschäfts; in der nd. Form likop in Lemsal gebräuchlich), lispfund (litwändisches Pfund = 20 russ. Pfund), nachspicker (Nachdrucker; in der Schülersprache spicken = unerlaubterweise abschreiben), pudeln (Fehler machen; deutschbalt. = fehlschießen), raute (Glasfenster), reff (Gerippe), schwinderling (Öhrfeige; deutschbalt. = Schlag), speidel (Keil; deutschbalt. spēdel = keilförmiges Stück Zeug), spring (Quelle), überlei (übrig) — alle diese alten Worte (und noch viele andere) leben noch heute fort, wenn auch manchmal in leicht veränderter Form und Bedeutung. Altertümlich ist das Weglassen der Endung im Nominativ und Affusativ des Adj. neutr. vor nachfolgendem Substantiv: „Er haut wie auf kalt Eisen“; „kochend Wasser“, „englisch Gewürz“ (= Pimentpfeffer) usw., oder die Saßeinleitung „Gott gebe“ im Sinne von „gleichgültig ob“.

Im schon oft erwähnten Roman von Th. Mann heißt es einmal: „Der Konsul hatte . . . einen Auftritt mit seinem Vater zu bestehen gehabt, bei dem der alte Herr fast nur französisch und plattdeutsch sprach.“ Der niederdeutsche wie der französische Einschlag ist auch für die Sprache der baltischen Hansestädte, ja, für die deutsch-baltische Sprache überhaupt bezeichnend; der eine stammt noch aus der Zeit, da Burtard Waldis sein Spiel vom „Verlorenen Sohn“ in Riga auführen ließ, der andere aus den Tagen des Kokofo; die Farbe der Vergangenheit tragen beide. Den Satz „Ich habe Sie mit diesem Briewe nicht emmyrieren wollen“, den in den „Buddenbrooks“ ein Lübecker im Jahre 1835 spricht, könnte auch ein älterer baltischer Landadelmann 1918 gesprochen haben. Das Niederdeutsche soll hier aus mehr als einem Grunde den Vortritt haben. Niederdeutsch ist die Vorliebe unseres Heimatidioms für Doppelmedien: sich kabbeln (sich zanfen), schwabbeln (schwazzen), bebberrn (heben), knibberrn (von Nagebewegungen mit Zähnen und Singern gebraucht), kladderig (es geht mir kl. = es geht mir miserabel), vermaddern (verderben), flidderig (oberflächlich), koderig (jämmerlich, eigentlich lumpig), vermiggert (verkümmert) usw.; der Ersatz der Tenuis durch Media in den Ausdrücken „Drab, doll, Deiwel, vom Blade spielen“, das Stimmhaftwerden des f in „Briewe (s. o.), auf dem Howe“, der Ersatz der Media durch Tenuis in „kucken, Puckel“, der Übergang von f zu ch in „Schächtenstiesel, Lucht (= Fensteröffnung)“, der Gebrauch des ð in „Längde, Högde, Nägde“, die Vokaldehnung vor geschriebenerm ð in gewissen Familiennamen (Städelberg, Brädmann, Bröcker, Bēdmann). Niederdeutsch ist ein großer, man darf wohl sagen, der größte Teil unseres Wortschatzes. Eine kleine Auslese: barsch (im Sinne von „ranzig“: barscher Käse), Borch (Eber), Borke (Rinde), brasseln (ringen), Dacht (für „Docht“ in der Redensart „Dachte sind keine Lichte“, die man Kindern gegenüber anwendet, wenn sie ihr Tun durch die Formel „Ja, ich dachte . . .“ zu entschuldigen suchen), Dranf (in Riga und Kurland für „Kehricht“), Kaffeedia (ebenda für „Kaffeesatz“), Sifematenten (schon bei B. Waldis „visipatenten“), Gössel (junge Gänse), glüpen (stir blicken), Hasen (Herse, Absatz), Hēster (Elster), hendig und wendig (beweglich, geschickt), Hübel (bei Handwerfern für „Hobel“), Blutigel (für Blutegel), Kalkuhn (Truthahn), Kaff (Streu), Kiffe (baufällige Hütte), Knuppchen (Bündel), Koppchen

(Obertasse), Korste (Brotkrinde), Krollhaar (Rohhaar), Kregel (munter), Krug (Schenke), Kumme (Schale), Kuhlengräber (in Riga = Totengräber), krunkelig (runzlig), Pattweg (schmäler Fußpfad, Feldweg; Hermann Löns braucht das Wort, und sogar bei den Transvaalburen soll es, wie eine Landsmännin aus Nylstroom schreibt, üblich sein), Pläte (Kuchenblech), Prätchen (Anekdote), quienen (verkümmern), Sägspon (für „Sägespäne“ in Handwerkerkreisen gebräuchlich), Schtef (Vorlegelöffel), Want, Wadmal (hausgewebtes Zeug), Timpweck (vierzipfeliges Gebäck), Zieschen (Würstchen, Saucisken; vgl. Schumann „Wortschatz von Lübeck“). Niederdeutsch sind Wendungen wie „bei eins (= mit einem Mal); für alt kaufen; was (statt „worüber“) lachst du? ich friere (für „mich friert“); du kannst (= darfst) gehen“ usw.

Noch erhalten, wenn auch schon hier und da im Verflingen, ist das Großvaterfranzösisch in folgenden Ausdrücken: Affiche (Anzeigenzettel), Billet-doux, Belétag, Bredouille, ennuyieren und ennuyant (s. o.), Entrée (für und neben „Vorzimmer“), Etage, à la glace (Speiseeis), fusch! (= couche! im Sinne von „still!“, „aufgepaßt!“, „wart' mal!“), Marquise (Leinwand zum Schutz der Fenster vor der Sommenglut), ein Penchant haben (Neigung, Hang), Plate-ménage (Gestell für Senf-, Essig- und Ölgefäße), Plein-pouvoir, ponceau-rot, Portiere (Vorhang), Rouleaux (Rollgardine), soigniert, spécifique (originell), Souterrain usw.¹⁾ Halbfranzösisch muten die vielen Verbalbildungen auf -ieren an wie z. B. „alberieren, fingerieren, narrieren, schneidieren, schneeballieren“. Französiert werden die Namen „Don Quijote“ und „Don Juan“ gesprochen (mit nasalisiertem o in „Don“ und a in „Juan“, mit š für j in „Quijote“ und ž für j in „Juan“), ebenso das Wort „Tapezier“ (= täpštr bzw. täpštrr).

Altes Kultur- und Sprachgut birgt sich auch in den vielen Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten, von denen ein Teil unverkennbar baltisches Gepräge zeigt, z. B.: „Liwland — Bliwland. — In der Wieß, da sind die Leute riß; Wierland — Bierland; in Hartien wohnen die Kargen (bezieht sich auf Landesteile Estlands). — Ein Liwländer von rechter Art trägt seinen Pelz bis Himmelfahrt, Und nach St. Johann zieht er ihn wieder an. — Ein rig'sches Kind tut Gott nur loben, Weil er das Meer so nah herangeschoben. — Er ist wie der Piltensche Bürgermeister (d. h. er will es allen recht machen). — Deine Uhr geht nach dem Piltenschen Besmer (oder „nach dem Monde“, d. h. falsch). — Wer nicht wagt, kommt nicht nach Werro (Stabreim!). — Lokale Färbung tragen auch Redensarten wie: „Einen Topf mit Schmant ausgießen (= sein Glück verscherzen). — Topfschen spricht von Grapchen (= Tiegel), und sie sind alle beide schwarz. — Leg' die Kanne weg und nimm das Stof (zurechtweisende Antwort, wenn ein Kind behauptet: „Ich kann aber nicht . . .!“ — Stof ist ein landesübliches Hohlmaß). — Dümmbier, gär nicht! (Zurechtweisung, wenn ein Kind prahlt). — Großtun, dicktun — Bruder, leih mir'n Serding! (Serding = kupferne Scheidemünze in Riga und Kurland; vgl. engl. farthing). — A. A. hat den Löffel in die Grütze gesteckt (= er ist gestorben, hat das Essen aufgegeben)“ usw. An vergangene Zeiten mahnen Wendungen wie „Er ist flüchtig wie Haarpuder, weitläufig wie die spanische See, eigeninnig wie ein russisches Pferd“ usw.

Bei aller Pietät gegenüber dem Erbe der Urväter steht unser Heimatdeutsch doch

1) Entlehnungen aus anderen Sprachen, dem Russischen, Lettischen, Estnischen, Schwedischen, Polnischen usw., sind verhältnismäßig wenig zahlreich. Die russischen Fremd- und Lehnworte beschränken sich vorzugsweise auf Ausdrücke aus dem Gebiete des Beamtenwesens, auf Benennungen der Teile des Pferdegeschirrs und sonstiger Elemente aus der Welt des Stalles, endlich auf Namen für gewisse Handelsartikel, Münzen, Maße, Gewichte, Kleidungsstücke, Speisen und Getränke, da während der Russenzeit die Vertreter der landfremden herrschenden Nation meist als Beamte, Kutscher und Händler im Baltikum tätig gewesen sind.

nicht so weit im Banne der Vergangenheit, daß ihm alle sprachbildende Kraft erlahmt wäre: das beweisen neben vielen sonstigen Neubildungen die außerordentlich häufigen präpositionalen Zusammensetzungen. Sallmann verzeichnet in seinen „Neuen Beiträgen zur deutschen Mundart in Estland“ (Reval 1880 S. 85 ff.) allein über 140 Verbalkomposita mit „auf=“, deren Zahl sich noch um ein beträchtliches vermehren ließe, wenn man die auf diesem Gebiet fast unerschöpflich produktive Studentensprache genauer durchmustern wollte. All dies neugewonnene Sprachgut ist in seinem Entstehen durch örtliche Bedürfnisse bedingt und in seiner Geltung auf ein enges Gebiet beschränkt, wodurch dem Charakter abseitiger Eigenart, von dem oben die Rede war, ein weiterer Wessenzug eingefügt wird.

Früh schon ist man bei uns zulande auf die Eigenart heimischer Redeweise aufmerksam geworden und hat sich bemüht, das Abweichende festzustellen und zu deuten, doch sind diese Bemühungen, soweit der Lautstand in Frage kommt, durchweg unzulänglich geblieben: statt planmäßig und exakt ausgeführter Beobachtungen haben sie in der Regel aphoristische Werturteile mit lokalpatriotischer, ästhetisierender oder rationalisierender Tendenz gezeitigt. Heutzutage wissen wir, daß einwandfreies Sifizieren des Lautmaterials und zutreffende Deutung des Gefundenen Aufgaben sind, deren Schwierigkeiten nur ein Sachmann zu erkennen und zu überwinden vermag. Einen solchen Sachmann haben wir in der Person des Herrn Dr. Konrad Henrich gewonnen, der in Hamburg und Köln auf dem Gebiet der Experimentalphonetik tätig gewesen ist und gegenwärtig den Lehrstuhl für germanische Sprachwissenschaft im Herderinstitut zu Riga inne hat. Hoffentlich ist seiner Forscherarbeit der Erfolg beschieden, Aufschluß über die Natur, den Verlauf und die Zusammenhänge der lautlichen Prozesse in der deutschen Umgangssprache unserer Heimat zu schaffen.

Was den Wortschatz unserer Stammesgemeinschaft betrifft, so verdanken wir dem Erkenntnistreben und dem Sammeleifer baltischer Landsleute eine stattliche Reihe wirklich positiver Arbeiten, die mit einer Abhandlung des rigischen Domschulrektors J. G. Lindner (eines Freundes Hamanns) aus dem Jahre 1759 beginnt und ihre Höchstleistung nach Umfang und Inhalt im groß angelegten, leider unvollendet gebliebenen „Wörterchatz der deutschen Sprache in Livland“ des Dr. med. W. v. Gutzeit (4 Bde., Riga 1864 ff.) erreicht. Wertvolle Monographien und Wörteransammlungen sind auch in neuerer Zeit erschienen, so z. B. drei Studien von Dr. K. Sallmann, welche „die deutsche Mundart in Estland“ zum Gegenstand haben (1873—80), eine Abhandlung von Eduard Eckhardt, „Die deutsche Sprache in den Ostseeprovinzen“ (1896) und eine vom Oberlehrer Max Böhm „Dorpater Studentendeutsch“ (1904). Aber einmal sind alle diese Publikationen entweder völlig vergriffen oder doch nur sehr schwer erhältlich, und dann stellt die an sich durchaus stattliche Summe des bisher Gesammelten und Gesichteten immerhin nur einen Bruchteil des großen Gesamtmaterials dar, der dringend nach Ergänzung verlangt. Außerdem hat die Mundartenforschung in den letzten Jahrzehnten neue Ziele gefunden, denen auch wir unsere Blicke zuwenden müssen, und neue Wege gebahnt, die auch wir zu gehen verpflichtet sind.

Die vielhundertjährige Leidensgeschichte unseres Heimatlandes hat uns als Gewinn die Erkenntnis gebracht, daß einzig in unserem Volkstum, wie es in Glaube, Brauch und Sprache seinen Ausdruck gefunden hat, die Wurzeln unserer Lebenskräfte Halt und Nahrung finden können. Wir dürfen uns also nicht mit dem bloßen Bewußtsein dessen begnügen, daß uns vergangene Generationen die Erträge ihrer Lebensarbeit vererbt haben, sondern wir müssen immer wieder erwerben, um zu besitzen. Auf Grund dieser Erwägungen hat im April 1921 die „Gesellschaft für Geschichte und Altertumsfunde“ zu Riga, einer Anregung ihres Nestors, des Herausgebers der „Liv-

ländischen Güterurkunden“ Dr. Hermann v. Bruiningt, folgend, mehrere ihrer Mitglieder mit dem Sammeln von Material zu einem künftigen „Deutsch-baltischen Dialektwörterbuch“ (zur Wahl des Titels s. o.) betraut. Einem Bericht über die Ergebnisse dieser Arbeit („Riga'sche Rundschau“ vom 10. Februar 1922) entnehme ich folgendes: „Das wünschenswerte enge Zusammenarbeiten mit dem bei der „Gelehrten Estnischen Gesellschaft“ in Dorpat¹⁾ bestehenden Wörterbuchauschuß ließ sich leider nicht durchführen. Die immerhin . . . mangelhafte Überbrückung der räumlichen Trennung durch beständigen Briefwechsel hätte eine allzu zeitraubende Korrespondenzmenge und unerschwingliche Portozahlungen erfordert. So mußten wir uns denn entschließen, zunächst „getrennt zu marschieren, aber dank dem Umstande, daß in unserem Ausschuß Riga und Südlivland durch drei Mitglieder, Nordlivland durch zwei Mitglieder vertreten waren, ließ sich den Verschiedenheiten des Sprachgebrauchs hüben und drüben Rechnung tragen“.

Für die Arbeit unseres Wörterbuchauschusses und seiner durch einen Aufruf in der „Rigaer Rundschau“ sowie durch sonstige Werbemittel gewonnenen freiwilligen Mitarbeiter gelten im allgemeinen die Grundsätze, die in der „Anleitung zur Sammlung des Stoffes für ein Thüringisches Wörterbuch“ formuliert sind. Unsere alphabetisch geordnete Zettelsammlung umfaßt gegenwärtig über 7000 Nummern, und dazu kommt noch eine ansehnliche Menge von Einsendungen, die Kinderlieder, Abzählreime und sonstiges volkstümliche Material enthalten. In Anbetracht der unerschwinglichen Papierpreise und schwindelerregend hohen Druckkosten muß die „Gesellschaft f. G. u. A.“ von der Herausgabe der Ergebnisse ihrer Arbeit in Buchform für die nächste Zukunft absehen; hat sie doch schon die Veröffentlichung ihrer Sitzungsberichte einstellen müssen, die früher alljährlich im Druck zu erscheinen pflegten. Auch die Werbetätigkeit des Wörterbuchauschusses wird durch die wirtschaftlichen Nöte der Zeit in unerfreulichster Weise behindert. Indessen ist wenigstens Aussicht vorhanden, daß die örtliche deutsche Presse dann und wann Notizen über unser Tun und seine Ergebnisse bringen wird. Einstweilen behelfen wir uns, so gut wir können, und erkennen dankbar die Mitteilungsfreudigkeit derjenigen unserer Landsleute an, zu denen die Kunde von unserem Unternehmen gedrungen ist, sowie die freundliche Hilfsbereitschaft der Marburger Wörterbuchzentrale und ihres Vertreters, des Herrn Prof. Dr. F. Wrede, die uns durch Zusendung von Druckschriften (Fragebogen usw.) Anregung und Belehrung gewährten.

Als Beispiel dafür, wie wir uns zunächst die Verwertung der eingelaufenen Beiträge denken, mag der hier folgende kleine Aufsatz dienen; er deckt sich im wesentlichen mit dem Text eines Vortrages, den ich in der 815. Sitzung der „Gesellschaft f. G. u. A.“ zu Riga am 27. September 1922 gehalten habe.

Aus der Arbeit am Deutschbaltischen Dialektwörterbuch.

Von Dr. O. Masing in Riga.

Gartengewächse.

I. Zierpflanzen.

Für *Convallaria majalis* scheint sich heutzutage der schriftdeutsche Name Maiglöckchen (aber nicht Maiblume) durchzusetzen, wohl nicht ohne Einwirkung der Schullesebücher sowie der Terminologie deutscher Parfümfabrikanten (Lohse usw.), doch ist das Wort Lilienkomfäljen unserer zwanglosen Umgangssprache noch nicht fremd geworden. Colmar Schumann verzeichnet in seinem „Wortschatz von Lübeck“ (Straßburg, Trübner, 1907,

1) Unsere Schwesterstadt liegt ja seit der Gründung der Republik „Eesti“ im Ausland.

S. 6) „Liljekonfallj Maiblume“, und der Maler-Dichter Karl Fröhlich hat 1858 ein Buchlein herausgegeben, betitelt „Lilgen Konfallgen, Plattdütsche Rimels und swarte Biller“. Daß der zweite Komponent unseres Dulgärnamens in irgendwelchen Beziehungen zum wissenschaftlichen Namen der Pflanze steht, ist klar, aber um eine unmittelbare Ableitung kann es sich nicht handeln: wo ist die Endung -aria geblieben? Der Niederdeutsche pflegt griechisch-lateinische betonte Endungen sehr schonend zu behandeln: Bartholomäus wird im Gebiet des Niederdeutschen zu Mewes, Andreas zu Drewes, während die entsprechenden Umformungen in Süddeutschland Barthel und Andres lauten. Und woher stammen die „Lilien“? Eine Antwort gibt das „Vorauer Marienlob“ 5, 9ff. (Müllenhoff-Scherer, Denkmäler 1864): „Mariä, Mariä, edeliu liebiu frouwa, von dirst geborn lilium, bluome convallium, der diumuote ère, Crist, got unser hère, und ähnlich die Mahnrede vom Glauben“ des „armen Hartmann“ 713 „di gebar daz scône lilium, daz dā heizet convallium“. Beide Stellen gehen auf den Dulgatext des Hohenliedes II, 1 zurück: „Ego flos campi et lilium convallium“, von Luther frei verdeutscht: „Ich bin eine Blume zu Saron und eine Rose im Tal“. Übrigens wird in volkstümlichen Reditornellen die fromme Bezeichnung in recht profane Zusammenhänge gebracht: „Liljenkonfalljen, Mädchen (Variante: Studenten) sind Canaillen“ (Livland) oder „Liljenkonfalljen, Dein Bruder hängt am Galgen“ (Kurland).

Bellis perennis heißt bei uns Marienblümchen (weder Maßlieb noch Gänseblümchen), wie bei Fritz Reuter in der „Stromtid“.

Nur noch selten hört man in Riga die Bezeichnung Martiniblume für die Federaster, die heute durch das modische Chrysanthemum aus den Gärten verdrängt wird.

Erhalten hat sich dagegen noch der Name Pojenge für die leuchtendrote Päonie (die Bezeichnungen Gichtrose und Pfingstrose sind bei uns nicht gebräuchlich). Schon 1688 empfiehlt Salomon Gubert in seinem in Riga erschienenen „Stratagema oeconomicum oder Affer-Student“ Poennien samen als Zutat zum Bier. Die Namensform ist, wie man sieht, durch Umstellung der Vokale und Einstellung eines offenbar bequemen palatalen Übergangslautes entstanden; ähnlich spricht man noch heute scherzweise Pojengte für Pointe (eines Wizes), und die Mitauer Schneiderinnen nennen den letzten Stich einer Näharbeit den „letzten Pojeng“ (frz. le dernier point). Beliebt ist der Vergleich: „Er wurde rot wie eine Pojenge“, und auch der Westpreuße Rudolf Reichenau braucht in seinem Buch „Aus unsern vier Wänden“ (Leipzig, Grunow, 1909, S. 97) die Redensart „rot wie eine Päonie“. In Joseph Kürschners „Universal-Konversationslexikon“ findet sich übrigens zu Paeonia die Nebenform Putenje.

Die Immortellen heißen bei uns ebenso wie im Lübbischen (Schumann a. a. O.) Stroßblumen.

Die Bezeichnung Studentenblume, die auch dem Märker Fontane („Der Stecklin“) geläufig ist, kommt eigentlich nur der Tagetes patula zu, wird aber auch oft für die ähnlich aussehende Calendula gebraucht, die Ringelblume, die hier und da (Riga; Kurland) Kringelblume genannt wird. Kringel hört man, wie schon Hupel in seinem „Idiotikon der deutschen Sprache in Lief- und Estland“ (Riga, Hartnoch, 1795, S. 128) meldet, nicht nur allgemein für Brezel, sondern auch gelegentlich für Kreis oder Ringel (Schumann a. a. O. S. 74 Kring = Ring, Kranz). Über die Sitte, Butter mit „Kalendelblumen“ gelb zu färben, berichtet der 1677—1680 in Kurland weilende, später berühmt gewordene Arzt Rosinus Centilius.

Studentenblom sagt man — nach einem Fragebogen des Hamburger Wörterbuchs zu urteilen — in Hamburg für Syringa vulgaris, daneben aber auch Siren (Sirene auch in Lübeck; Schumann a. a. O.). Im Baltikum und (Kretschmer, „Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache“, Göttingen 1915, S. 202) in Harburg, Sulda, Marburg heißt die Pflanze Zirene, im übrigen deutschen Sprachgebiet meist Slieder. Auf Grund einer Notiz Stieglers vom Jahre 1691 „Blaue Blüte, alias Zirenen, welscher Holunder, flos Cyrenaicus“ vermutet Kretschmer a. a. O., daß der Name Zirene auf die südliche Abkunft der Slieders hinweist. — Die normale Zirenenblüte hat vier Blättchen; das Auffuchen von fünf- und mehrblättrigen Exemplaren wird im Baltikum als Glücksuchen bezeichnet. Die

gefundene Blüte (Glück mit fünf usw. Blättern) muß unbedingt verzehrt werden, wenn sie ihre Kraft bewahren soll. — Die beiden heute üblichen Bezeichnungen für die Farbenmischung aus Blau und Rot (im Frühhd. braucht man dafür das Wort *braun*) sind von Blumenamen, und zwar von französischen, während der Alamodezeit entlehnten, hergeleitet: violett vom Veilchen, lila von der Zirene (frz. *lilas*). In der zwanglosen Umgangssprache der Deutschbalten hat sich das Wort *lila* (gesprochen *lilla*) durchgesetzt, während die gewähltere offizielle Sprechweise den Ausdruck *violett* vorzieht. Das Wort *lila* hat in unserem Sprachgebrauch einen Nebeninn: es handelt sich um eine Mischfarbe, das Ergebnis eines Kompromisses, und so wird die Bezeichnung dafür auch auf den Charakter eines Menschen angewandt, der nicht Farbe bekennt, der aus Opportunitätsrücksichten weder ein aufrichtiges Ja noch ein herzhaftes Nein zu sagen wagt („Nicht riecht er, nicht stinkt er“ sagt eine kräftige heimische Redensart von einem solchen Wesen), schließlich auf alles, was unbestimmt und flau ist. In dörrpischen Studentenkreisen war das Wort auch zu einer Art Synonymon von *blau* in der Bedeutung *extravagant* (*blau machen*, *blau geben*; vgl. *blauer Montag*) geworden, und man sprach von *lila lassen* = *Orgien feiern*, *lila piddu* = *Fest*, bei dem es hoch und gleichzeitig wenig fein hergeht (*estnišich pidu* = *Fest*).

II. Auẗzpflanzen.

a) Obst.

Auẗer den Apfelsorten, deren Namen gemeindeutsch sind (Gravensteiner, Borsdorfer usw.), gibt es eine Fülle anderer Arten, die auẗerhalb unserer Heimat unbekannt sind oder anders genannt werden: Birnenäpfel (süẗe, mehlig, rotbackige Sommeräpfel), Zikätäpfel (eine kurische Sommerapfelspezialität; Th. h. Pantenius braucht das Wort einmal in seinem Roman „Wilhelm Wolffschild“ gleichnisweise für einen frühreifen, etwas schwächlichen Knaben), Zitronen-, Zucker-, Rosen- und Milchäpfel, Lehmäpfel, auch *Sérinka* (russ. *séry grau*; stimmloses *s*) genannt wegen ihrer eigentümlich grauroten Lehmfarbe, Zwiebel- und Paradiesäpfelchen, Hasenköpfe, Schafs- oder Judennasen, Suislepper (nach dem Gute Suislep in Nordliwland), Moskowiter, Antonowka und wohl noch viele andere. Die russischen oder auf Ruẗland hindeutenden Namen (*Serinka*, *Antonowka*, *Moskowiter*) erklären sich durch die Tatsache, daß der Verkauf und Import von Äpfeln vielfach von landfremden Russen betrieben wurde; der Apfelfrusse war ein in der Vorkriegszeit allgemein üblicher Gattungsname.

Als klare oder Klaräpfel (auch das Adj. grünklar wird in diesem Zusammenhang gebraucht) bezeichnet man solche Exemplare, die im Zustand der Vollreife das Kernhaus, oder wie man in Kurland und hier und da auch in Lieland sagt, den *herzpołi* (Schumann a. a. O. Hartpoll Kohlherz) durchschimmern lassen.

Die Birne gedeiht besonders gut in Kurland; da gibt es die berühmte Bauskesche Butterbirne und die aromatische Kaneelbirne, die aber, reif abgepflückt, nicht lange liegen darf, da sie leicht mölisch, d. h. weich, braun und unschmackhaft wird (vgl. Weigand, „Deutsches Wörterbuch“ S. 230: „mölisch, adj., von Obstfrüchten: innen angefault, mohl, teig, sächsl. u. nedd.; obd. mölisch . .“).

Daß der niederdeutsche Name Kaẗherbom für Kirschbaum (Schumann a. a. O.) in vergangenen Zeiten auch in unserer Heimat gebraucht worden ist, läßt sich aus der Tatsache erschließen, daß er sich als Lehnwort im Lettischen (*kēšbere*) findet. Ubrigens ist auch das lettische Wort für „Birne“ *bumbehris* dem Ndd. entnommen.

Die gelben und hellroten Frühkirschchen werden im Baltikum fast überall Morellen genannt, doch scheint der Name eigentlich nur einer besonderen Spezies zuzukommen. Im Marktbericht der „Rig. Rundschau“ vom 26. Juli 1922 heißt es: „Gelbe Kirschchen, sogenannte Morellen, 20 bis 25 Rbl. Die eigentlichen Morellen, stark dunkelbraun und süẗ, 25 bis 30 Rbl.“ Wort und Sache sind aus romanischen Ländern zu uns gekommen. Nach Kretschmer heißt die Sauerkirsche (wo im deutschen Sprachgebiet, sagt er leider nicht) auch *Amarelle* und *Morelle*. Im Spanischen bedeutet nach demselben Autor *amarello* „gelb“, im Italienischen *morello* „schwarz, braun“. Das italienische Wort würde also ganz gut zu der im rigaschen Marktbericht erwähnten braunen Frucht passen, das spanische zur gelben, und unser Morelle somit eine Mischform darstellen, die zur Bezeichnung zweier verschiedener

Obstsorten geworden ist. — Eine späte Art ist die Bierkirische, von der im zitierten Artikel der „Rundschau“ gleichfalls die Rede ist.

Die kleinen dunkelblauen Pflaumen, die im deutschen Reich meist Zwetschen heißen, tragen in Estland und Nordlivland, seltener auch in Kurland, den gut niederdeutschen Namen Krēken (vgl. Schumann a. a. O. „Kref“). In einem Kochrezept des 16. Jahrhunderts aus Holzminde (Stammler, „Mnd. Lesebuch“, Hannover 1921, S. 66) heißt es: „Swarte farisseberne (Kirischen), krefenplumen pluffe aff de stele . . .“ Die entsprechende hochdeutsche Namensform Kriecher kommt (v. Sischer-Benzon, „Altdeutsche Gartenflora“, Köln u. Leipzig, Lipsius u. Tischer, 1894, S. 153) schon in Schriftdenkmälern des 11. Jahrhunderts vor und scheint nach Kretschmer auch heute noch in Österreich üblich zu sein.

b) Beerenfrüchte.

In Kurland wird die Himbeere hier und da Maadbeere genannt, und auch das in 6. Auflage 1844 bei Deubner in Riga erschienene „Livländische Koch- und Wirthschaftsbuch“ verzeichnet unter der Rubrik „Provinzialismen“ neben anderen Ausdrücken „Maadbeeren“ für Himbeeren. Die Früchte des Himbeerstrauchs hat man (Wimmer, „Geschichte des deutschen Bodens“, Halle 1905, S. 227; v. Sischer-Benzon, „Altdeutsche Gartenflora“, Kiel u. Leipzig 1894, S. 156) früher in Deutschland oft als Maulbeeren (lat. mora bati, mora domestica) bezeichnet und nennt sie noch heute in Altbayern Molbeeren. Dazu paßt eine Notiz in Hupels „Topographischen Nachrichten von Lief- und Ehstland“, Riga 1777, S. 499: „Himbeere Rubus idaeus . . .; wir nennen sie gemeinlich Maßlbeeren“. Es handelt sich also offenbar beim Übergang von der älteren Form mit I zu der jüngeren mit ð um einen volksetymologischen Deutungsversuch: man hat wahrscheinlich an die „Maden“, d. h. die Käferlarven gedacht, die bekanntlich eine unerwünschte, aber selten fehlende Beigabe der reifen Himbeere zu bilden pflegen.

Die schwarze Johannisbeere heißt in Kurland und Riga auch Boßbeere, in Nordlivland und Estland Buchsbeere, scheinbar in Anlehnung an den Namen des wesensverschiedenen Buchsbaums. In Wirklichkeit sind wohl beide Bezeichnungen vom Worte „Boß“, niederdeutsch Buß abzuleiten, und damit hat es seine eigene Bewandnis. In einer überaus interessanten Untersuchung, die den Ursprung gewisser germanischer Pflanzennamen zum Gegenstand hat, weist Richard Loewe nach, daß die Rubusarten im Germanischen oft nach dem Hirschgeschlecht benannt worden sind, und zwar sind ihre Dornen mit den Geweißzaden von Hirsch und Reh verglichen worden. Die starkdornige Brombeere (Rubus fruticosus) heißt mundartlich vielfach „Hirschbeere“, und die weniger stachelige Himbeere verdankt ihren Namen der geweißlosen Hinde. Die der Brombeere nahe verwandte Ackerbeere (der Name ist auch in Estland üblich) nennt man in Mecklenburg Bußbärnstruch (nach dem Rehbock), was dem nordlivländischen und estländischen Buchsbeerstrauch entspricht. Nun ist zwar die Johannisbeere keine Rubusart; wenn aber ihre Früchte schwarz sind wie die der Ackerbeere, so erscheint eine Namensübertragung einigermaßen gerechtfertigt, um so eher, als erfahrungsgemäß auch ein viel weniger motivierter Namenstausch auf dem Gebiet der Beerenamen eine häufige Erscheinung ist.

Warum braucht im gegebenen Falle der Nordbalte den niederdeutschen Ausdruck und der Südbalte nicht? Das hat vielleicht seinen Grund in den eigentümlichen Besiedelungsverhältnissen unserer Heimat im 16. und den folgenden Jahrhunderten: Kurland erhält den Zuzug neuer Siedler deutschen Stammes vorzugsweise auf dem Landwege aus Ostpreußen, der Norden auf dem Seewege aus den rein niederdeutschen Ländern an der Waterkant, und so erklären sich wohl Doppelheiten wie Klimpe (westfäl. Klump) im Norden und Keilchen (preußisch ebenso) in Kurland.

c) Hülsenfrüchte.

Einer Fülle von Einzelbezeichnungen erfreut sich die Bohne. Nach Farbe, Gestalt und Größe der Schoten und ihres Inhalts sowie nach der Art ihrer Zurichtung unterscheidet man grüne, Perl-, Wachs-, Schwert-, Schabbel-, Schnitt- und Brechbohnen. Eine besonders derbe Art heißt Sau- oder Schweinsbohnen. Statt der abstrakten Negation „feineswegs“ oder „nicht im geringsten“ verwendet man bei uns gern ein plastisch wir-

tendes Mindestmaß in der Wendung „nicht die Bohne“ (vgl. im älteren Gemeindeutsch „nicht ein Laub, nicht ein Blatt“). „Du siehst aus wie aus den Bohnen gejaht“ („wie eine Erbsenscheuche“ = Dogellscheuche) lautet eine tadelnde Redensart in Kurland, und die Bezeichnung „grob wie Bohnenstroh“ ist allgemein gebräuchlich. Auch in einem Abzählverschen (Riga) spielt die Bohne eine Rolle: „Eine kleine weiße Bohne Reiste einst nach Engelland; Engelland ist abgebrannt Und der Schlüssel abgebrochen.“

Eine Sorte Felderbsen heißt im Nordbaltikum Spirren oder Spirnen, in Riga und Kurland graue Erbsen. Der Name dieser Hülsenfrucht kehrt in gewissen metaphorischen Redensarten wieder, deren Entstehung sich meist in Dunkel hüllt. Wenn man beispielsweise ausdrücken will, daß die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen zwei Personen kaum nachweisbar sind, so pflegt man zu sagen: „X ist mit Y durch ein Lof graue Erbsen verwandt.“ „Drei Viertel auf graue Erbsen“ lautet manchmal die neidende Antwort auf die Frage nach der Tageszeit. Erhält jemand, der sich nach dem Inhalt eines Gesprächs erkundigt, die Auskunft: „Was gesprochen wurde? Ach, graue Erbsen, grüne Erbsen“ (in Riga gehört), so ist der Sinn und die Herleitung dieses bildlichen Ausdrucks schon klarer: dies und das, Dinge, die ihrem Wesen nach gleich wertlos sind wie grüne und graue Erbsen, Wiederholung derselben Trivialitäten. — Mit dem Wort Schoten bezeichnet man bei uns nur die Hülsen der Pflanze, nicht aber die als Gemüse gekochten jungen grünen Erbsen (vgl. Kretschmer a. a. O., S. 445 ff.). — Statt „aushülsen“ sagt der Deutschbalte holstern, auch hulstern; das Wort gehört zu mhd. holster „Polster“, und nach Weigand (D. Wb. S. 448) bedeutet mndl.-ndl. holster „grüne Nußschale, Hülse der Erbse“. Bildlich und scherzweise wird hulstern auch für „niederkommen“ gebraucht. Das Subst. Bolster ist im Baltikum nicht oder nicht mehr im Gebrauch.

d) Gemüse.

Zahlreich sind die Kohlsorten und ihre Namen. Unter „Kohl“ schlechthin versteht man den Weißkohl (auch Kopfkohl genannt); außerdem gibt es Rot-, Braun-, Blumen-, Rosen- und Savoyenkohl (= Wirsing). Eingemachter Kohl heißt bei unszulande nur noch Sauerkohl. Sollmann führt in seinen „Neuen Beiträgen zur deutschen Mundart in Estland“ (1880) den heute wohl veralteten Namen Kumskohl für „Sauerkraut oder Kopfkohl“ an, der aber nach Kretschmer in Schwabenberg bei Pyrmont in der Form Kumskohl, in Königsberg und in Hamburg (Stagebogen des Hamb. Wörterbuchs) in der Form Kumskohl noch gegenwärtig üblich ist und auf lat. compositus zurückgeht. Die Ausdrücke Kohl machen und kahlen für „Konfusion anrichten“ haben nichts mit dem Gemüse zu tun, sondern stammen aus dem Hebräischen (qōl = Stimme, Schall) und sind dem deutschen Sprachschatz durch das Rotwelsch um 1750 übermittelt worden. — Der Name Kohlrabi für eine bestimmte Kohlrübensorte ist im größten Teil des deutschen Sprachgebiets gebräuchlich, nicht aber unser Schnittkohl für Brassica napus (Weigand, D. Wb. S. 768: „Schnittkohl, m.: Kohl ohne Köpfe, der nachwachsend mehrmals abgeschnitten werden kann, 1691 bei Stieler), der dem gemeinhochdeutschen Kohlrübe und dem ostpreussischen Wruke bzw. Bruke entspricht. Neben Schnittkohl braucht man in Sibau auch das nd. Wort Sprüte (vgl. Schumann a. a. O., „Sprutenkol Sprossenkohl“). Unsere Bezeichnung Burkane für gemeinhochdeutsch Mohrrübe ist sicherlich mit dem obenerwähnten Bruke, mit dem litauischen burkantai „Pastinakwurzel“, mit russ. morkowj und Möhre verwandt, doch fehlt zurzeit noch eine befriedigende etymologische Erklärung.

Was sonst an Gemüse und Küchenkräutern im Garten gezogen wird, trägt meist gemeinhochdeutsche Namen. Die Gurke scheint übrigens ein Neuling unter unseren Kulturpflanzen zu sein, und zwar weist ihr Name (Hupel erwähnt in seinem „Jöiotikon der deutschen Sprache in Sief- und Estland“ 1795 die Nebenform Agurke) auf Import aus dem Osten hin; in Stenders lettischem Lexikon heißt die Gurke krewu ahbols, „russischer Apfel“. In zwangloser Umgangssprache wird eine stärker entwickelte Nase als Gurke bezeichnet, und in Studentenfreisen werden die Süchse mit den wenig schmeichelhaften Titeln Suchschnauze, Schnodder Nase, Schnoddergurke oder auch einfach Gurke angeredet. „Kommt Zeit, kommt Rat, kommt Gurkenalat“ lautet eine oft angewandte Erweiterung des bekannten Sprichworts.

Allium Porrum L., gemeindeutsch Porree, heißt bei uns Porro (frz. porreau). — Die Zwiebel spielt eine Rolle in der landesüblichen Version des bekannten „Rabenaas-Liedes“, das auch in Thomas Manns „Buddenbrooks“ erwähnt wird: „Ich bin ein wahres Rabenaas, Ein wahrer Sündenknüppel, Der seine Sünden in sich fraß Als wie der Ruß die Zwippel“, und als verächtliche generelle Bezeichnung des Russen war, wenigstens in der Vorkriegs- und Kriegszeit, das Wort Zwiebelrusse bzw. Zwiebelruß allgemein üblich, vielleicht im Zusammenhang damit, daß früher in den Gärten der Vorstädte Rigas Gemüsebau vielfach von Russen betrieben wurde.

e) Küchenkräuter.

Die Petersilie (wir sprechen das Wort mit stimmlosem *s* und kurzem *i*, also als Reimwort zu Vanille und Mantille; vgl. Schumann a. a. O. „Peterhöl!“) scheint in vielen Redensarten die Rolle des zarten Kräutleins Rührmichnichtan zu spielen: „ihm ist die Petersilie verhägelt“ besagt soviel wie „er sieht deprimiert aus“; „sei keine Petersilie“ bedeutet „sei nicht empfindlich“, und ein tugendhaftes Musterwesen weiblichen wie männlichen Geschlechts wird schon in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts (Bienenmann, „Altliroländische Erinnerungen“, S. 116) mit dem Spitznamen „heilige Petersilie“ bedacht, einer scherzhaften Profanbildung, die der „heiligen Kümmernus“ oder dem sanctus Grobianus des 16. Jahrhunderts analog ist. In unseren Kochbüchern aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts wird unter den Kräutern, die zum Würzen von Würsten dienen, neben Majoran und Thymian auch Zehber genannt, und unserer älteren Generation ist das Wort auch jetzt noch hier und da geläufig; Hüpel schreibt es im „Idiotikon“ Sever und fügt hinzu „Pfefferkraut, *Satureja hortensis*“.

Den Epilog mag ein legendärer Lokalpoet vergangener Biedermeiertage sprechen, der die tiefempfundenen Verse gedichtet hat:

Ich danke Gott mit Saitenspiel,
Daß ich in Hapsal (Städtchen in Estland) wohne
Und nicht am Ganges, nicht am Nil,
Noch einer andern Zone.
Wächst auch bei uns nicht Ananas,
So wächst bei uns doch dies und das
Und andre Gartenfrüchte.

Baltische Baudenkmäler.

Von Architekt Heinz Pirang in Riga.

Die älteste deutsche überseeische Kolonie ist das Baltienland. Es ist das Ostseegebiet zwischen der Memel und der Narowa. Die Entstehungsjahre fallen in die glanzvolle Zeit der Hohenstaufenkaiser. Als Reichsmark dem heiligen Römischen Reich deutscher Nation angegliedert und „terra beatae virginis Mariae“ genannt, war es dem Meister des „Deutschen Ordens in Livland und Preußen“ unterstellt. Er führte in seinem Schilde als Wappenbild den einköpfigen schwarzen Adler, der späterhin zum allbekanntesten Symbol Preußens werden sollte. Dieses Ordensland — in Urkunden schlechtthin „Livland“ oder gelegentlich auch „Alle Livlande“ bezeichnet, wahrte Jahrhunderte hindurch seine Zugehörigkeit zum Mutterland und blieb deutsch. Aber innerer Hader schwächte seine Widerstandskraft nach außen hin und führte zu Niedergang und Verfall. Beutejüchtige Nachbarn fielen über das blühende Land her und rissen einzelne Teile an sich, so daß es zu gleicher Zeit oft mehr als „zween Herren“ dienstbar wurde und Dänemark, Litauen, Polen und Schweden seinen Tribut zahlen mußte. Dann kam der Moskowiter mit seinen plündernden Horden und fügte das deutsche Baltienland als schönste Perle in seine Zarenkrone ein. Bis zum großen Weltkrieg war es in russischem Besitz. Livland, Kurland und

Estland bildeten zusammen die „Ostseeprovinzen“ des Reichs. Es ist bezeichnend genug, daß Kaiser Alexander II. es nicht ablehnte, die Widmung eines baltischen Geschichtswerks von A. v. Richter anzunehmen, das den Titel trug: Geschichte der dem Russischen Kaisertum einverleibten deutschen Ostseeprovinzen.

Die allerjüngste Zeit führte auf Grund des neugeschaffenen Selbstbestimmungsrechts der Völker zu einer abermaligen Umgestaltung der politischen Lage. Die von lettischer Landesbevölkerung besiedelten Gebiete im Süden bilden heute die Republik Letland mit Riga als Hauptstadt, und die von Esten besetzten im Norden — die Republik Esti mit der Hauptstadt Reval. So hat das heißumstrittene Land im Laufe der letzten vier Jahrhunderte beständig seine Flagge wechseln müssen und hat gerade deshalb — gewissermaßen dem Trägheitsgesetz folgend — seine deutsche Kultur trotz aller früheren Fremdherrschaft aufrechterhalten können. Kirche, Bildung, Recht, Handel und Verkehr sind ihrem innersten Wesen nach deutsch.

Das volkstümliche Eigenleben der lettischen und estnischen Landbevölkerung beruht auf einer uralten heidnischen vorgeschichtlichen Kultur, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat und in Sprache, Sagen, Märchen, Liedern, Volkstrachten und Gebräuchen bewußt gepflegt weiterlebt. Beide Völker zeigen heute eine hohe Bildungsstufe und gehören dem mitteleuropäischen Kulturkreis an dank dem deutschen Einfluß aus früherer Zeit.

Das Deutschbürtige in der baltischen Kultur offenbart sich in überzeugender Weise in dem Gesamtwerk künstlerischen Schaffens, das in zahlreichen Bau- und Kunstdenkmälern vergangener Geschlechter erhalten geblieben ist.

Eine kurze Übersicht über die baltische Kunst bietet das kleine Werk von Dr. W. Neumann: Grundriß einer Geschichte der bildenden Künste in Liv-, Est- und Kurland. Das Buch ist vor 35 Jahren geschrieben, daher zum Teil veraltet und überholt und entspricht in seiner vorwiegend deskriptiven Methode nicht einer zeitgemäßen Behandlung des Stoffes. Zudem berücksichtigt es nur einige Hauptwerke. Eine umfassendere kunsthistorische Arbeit, die noch zu leisten ist, wird den Schwinke über das Einzelwerk hinaus spannen und das Gesamtwerk in seiner Umwelt erforschen müssen. Wer Sinn und Auge für feine Dinge empfindsam offen hält, wird deutlich spüren, wie verschieden die Wirkung eines Werkes je nach der Umwelt sein kann. Kunstgeschichte ist mit Formalanalysen allein nicht erschöpft. Im Stil eines jeden Kunstwerks lebt der Stoff, lebt der Künstler, lebt dessen Volk und dessen Zeit und — deren Seele. Einer kunsthistorischen und stilkritischen Analyse böte das baltische architektonische Gesamtkunstwerk reichhaltiges Material.

Zunächst das Städtebild. Plangestaltung, Aufbau und Silhouette der baltischen Städte — fast alle mittelalterlichen Ursprungs, sind sowohl typisch für das deutsche Kolonialiedlungswesen, wie auch durchaus bodenständig in der Anpassung an baltische Lebensverhältnisse und topographische Gegebenheiten.

Riga ist die älteste Stadt des Landes; 1201 gegründet, am herrlichen Dünaström gelegen, eine charakteristische Flachland- und Hafenstadt. Eine Tochtergründung Lübecks, zeigt sie unverkennbare Ähnlichkeit mit ihrer Mutter, die sie an Ausdehnung heute erheblich übertroffen hat. Sie ist als hervorragender Handelsplatz und wichtiges Industriezentrum insofern ein Opfer ihrer großzügigen Gesinnung geworden, als sie manches wertvolle Erbteil ihrer stolzen Vergangenheit dem unerbittlichen Verkehrszwang preisgeben mußte. Die Stadtmauer ist geschwunden, aber im Stadtkern finden sich noch unverwischte Spuren der ehemaligen Gestaltung.

Ein Stadtplan ist wie eine Urkunde, die nicht jedermann zugänglich zu sein pflegt. Es bedarf dazu gewisser Kenntnisse. In Rigas Stadtplan sind städtebauliche Zeugen

der erzbischöflichen, ordensmeisterlichen und freireichsstädtischen Zeit in Fülle vorhanden. Während das Straßennetz der Altstadt mittelalterlich-hanseatisches Gepräge zeigt, sind die weitausgedehnten Vororte verkehrstechnisch gut dem Kern angegliedert und verleihen der Stadt einen modernen Charakter.

Als schönste baltische Stadt ist allgemein Reval anerkannt, in der Tat ein Kleinod mittelalterlicher Stadtbaukunst. Sein bergiges Selsgelände schützte es vor allzu tiefen Eingriffen, und noch heute ragt trotzig und wehrhaft die türmereiche Stadtmauer auf steilem Domberg über das gieblige Dächergewirr der engstraßigen Unterstadt hinüber. Reval ist das konservative Gegenstück zum fortschrittlichen Riga.

Als dritte der ehemaligen baltischen Landeshauptstädte ist Mitau die charakteristische Vertreterin einer in Deutschland häufigen Gattung — der Kleinstaatesidenz. Reich an Reminiszenzen aus herzoglicher Vergangenheit, wo man Feste feierte, und höfisches Wesen tonangebend war. Daneben kommt dann auch das Kleinbürgerlich-trauliche zu wohlthuender Wirkung. Und nun die zahlreichen kleinen Städte im Lande. Sie alle haben deutsches Blut in ihren Adern und unterscheiden sich durch nichts von ihren nächsten Verwandten in Ost- und Westpreußen. In der Mitte des Stadtbildes liegt in der Regel der Marktplatz mit dem Rathaus, der Kirche und einigen öffentlichen Gebäuden. Viel Grün gibt es, viele alte Gärten mit schönen Toren, schlichte Bürgerhäuser und miserables Pflaster. Dann gibt es einen abscheulichen Bahnhof mit der allegeschmückten Bahnhofstraße, an der die „Gegenbeispiele“ ihr Unwesen treiben. Zu den reizvollsten Städten dieser Art gehören Zabeln, Kandau, Bauste, Wenden, Sellin, Hapsal, Weissenstein u. a.

Eine durch ungewöhnliche Fülle städtebaulicher Schönheiten ausgezeichnete baltische Stadt verdient es, besonders erwähnt zu werden — Narwa, an der äußersten Ostgrenze des Landes, wenige Stunden von Petersburg entfernt, gelegen. Eine durch und durch deutsch wirkende Stadt.

Es ist eigentümlich, in wie viel höherem Grade deutscher Charakter in all diesen baltischen Städten steckt als etwa in Posen oder Breslau, die wesentlich mehr Fremdfärbung an sich tragen.

Einer städtebaulichen Eigenart der landesüblichen Siedlungsweise ist noch zu gedenken — es fehlt im Lande der Typus des Dorfes. Der Landbauer, sowohl der Lette, wie der Este bevorzugt das Einzelgehöft, hier „Gesinde“ genannt. Das lettische und estnische Bauernhaus ist als Bautyp außerordentlich interessant und weist auf eine alte Kultur zurück. Es hat jedoch auf den städtischen Wohnbau keinen Einfluß gewonnen. Denn wenn der Bauer in die Stadt zieht, legt er seinen Bauernfittel ab und wird Städter und baut sich ein Haus auf städtische Art — und zwar eines, das recht viel Geld einbringt. Wie man das am besten erreicht, sieht er am — deutschen Vorbild, das leider in solchen Fällen nicht vorbildlich genannt zu werden verdiente. Kurzum, das baltische Städtebild ist weder von lettischer noch estnischer Seite architektonisch beeinflusst worden. Wieweit der russische Einschlag als Plus zu buchen ist, soll noch erwähnt werden. Das deutsche Element im baltischen Städtebild ist unzweifelhaft das vorherrschende, alles andere hat untergeordnete Bedeutung.

In diesem städtebaulichen Rahmen nun liegt das kunstgeschichtlich zu bewertende Einzelbauwerk, mit seiner nächsten Umgebung zu einem einheitlichen Bilde eng verwachsen. Aus der großen Zahl baulicher Einzelercheinungen seien einige Beispiele und charakteristische Typen aus Stadt und Land kurz geschildert. Die Bautätigkeit im Lande beginnt mit der Gründung Rigas unter der Führung von Ordensgeistlichen, von denen insbesondere die Zisterzienser eine maßgebende Rolle spielen. Es werden sofort Monumentalbauten größten Umfangs ins Werk gesetzt. 1215 wird der Dom zu St. Marien in Riga begonnen. Eine gewaltige Tat weitaus-

schauender Baupolitik, wenn man bedenkt, daß die Stadtbevölkerung damals vielleicht nach Hunderten zu zählen war und nicht nach Tausenden, die dieses mächtige Gotteshaus fassen kann. Welch ein stolzes Kraftbewußtsein muß im Gründer gesteckt und welche eine imponierende Wirkung mag diese deutsche Schöpfung auf die Heiden ausgeübt haben. Man vergegenwärtige sich flüchtig ein Stimmungsbild jener großen Tage.

Deutschland stand auf der Höhe seiner Macht. Heinrich der Löwe, der bewußte Germane, schuf im Osten des Reiches ein neues Deutschland über See, das sieghaft und kühn die alten Grenzen sprengend hinausgreift ins unbekannte Land fremdsprachiger Heiden. — Erobererstimmung! Und die Kirche fördert diesen Expansionsdrang und baut „am Ende der Christenheit“ einen prächtigen Dom zu Ehren Gottes und der heiligen Jungfrau. — Kreuzzugsstimmung!

Dieser Dom ist auf rein romanischer Grundlage nach sächsischem Normaltypus im Chor und Querschiff begonnen und späterhin im Langhaus nach westfälischem Hallentypus im Übergangsstil zu Ende gebracht worden. Er ist ein Backsteinbau, in seiner Anlage dem wundervollen Dom in Raseburg bei Lübeck sehr ähnlich. Der Rigaer Dom hat in der Folgezeit insofern eine besondere Bedeutung gewonnen, als er die erste erzbischöfliche Kathedrale auf litauisch-preußischem Ordensgebiet wurde. Zu den schönsten architektonischen Kunstwerken der Frühzeit auf baltischem Boden kann wohl unzweifelhaft der Kreuzgang am Dom gerechnet werden, der nebst einem Kapitelsaal zu einer ausgedehnten Klosteranlage für Regularkanoniker nach Augustiner Regel errichtet war. Beim Kreuzgang mit seinen wundervollen Arkaden dürften sich Magdeburger Einflüsse nachweisen lassen. Am Dom ist lange Zeit und mit Unterbrechungen gebaut worden, so daß die reine Romanik der Grundlage durch gotische Elemente im Aufbau zurückgedrängt erscheint. Vollblütige Romanik ist auf baltischem Boden nicht erstanden. Man war im deutschen Mutterland damals bereits auf reine Gotik eingestellt. 1248 wird der Kölner Dom begonnen.

Eine zweite, bischöfliche Kathedrale, ebenfalls auf romanischem Plan begonnen, ist der Dom in Reval. Er ist dreischiffig-basilikal aus Kalkstein örtlicher Herkunft erbaut, jedoch von geringerem Umfang und stark gotisiert. Die älteste Landeskirche im Ordensgebiet war die zu Ürküll bei Riga, die leider dem Weltkrieg zum Opfer gefallen ist. Als Vorbild zu ihr mag die Kirche bei Treuenbriezen gedient haben.

Allen baltischen Frühwerken ist eine architektonische Formensprache eigen, die ihren norddeutschen Ursprung nicht verleugnet. Reine, klare Grundrißgestaltung und sachlich ernste, dabei großzügig und edel durchgeführte Aufbauentwicklung. Etwas Herbes, Keusches und Zurückhaltendes liegt im Wesen dieser Kunst, die schweigsam sein kann, wie der nordische Wald im Winter Schnee. Kraftvoller Tatendrang spricht aus dem Baugedanken, der urwüchsig rechenhaft sein Ziel sucht und findet. Und diese herrliche Kunst will keinen Aufbau schaffen, sie steht in keines irdischen Herren Dienst — sie dient Gott allein!

Jedoch der Dienst am Kreuz verlangte in jenen fernen Tagen gebieterisch auch die Führung des Schwertes. Und zur Sicherstellung der jungen Saat des Evangeliums baute der Ordensmeister nach deutschem Muster viele stolze Burgen im Lande, die heute noch als malerische Ruinen die waldreichen Höhen und felsigen Küsten mit dem Zauber einer sagenreichen Vergangenheit umfleiden.

Während im Ordensland der Kampf gegen das Heidentum alle Kräfte in Anspruch nahm, zwang auf altdeutschem Mutterboden ein anderer Feind zur Abwehr: Rom. Germanisches Blut gegen lateinische Tradition. Es war ein Kampf der Geister, und der Sieg blieb dem Germanentum. Die Romanik erlosch und die Gotik erwachte. Eine neue Zeit brach an: die Blütezeit des deutschen Bürgertums.

Auch auf baltischer Erde vollzog sich dieser Prozeß der Derweltlichung. Der hanseatische Bürgerstand trat dem Klerus als Machtfaktor gegenüber. So erbaut der Rat der Stadt Riga um 1400 die erste Pfarrkirche zu St. Petri. Baumeister ist der aus Rostock gebürtige Rumeschottel, der den Bau nach dem Muster der Marienkirche in seiner Heimatstadt errichtet. Es ist bemerkenswert, daß uns der Name dieses gotischen Meisters überliefert wird. Der romanische bauleitende Kleriker hingegen verschwand hinter der behördlichen Anonymität. St. Peter ist ein Werk von höchstem künstlerischem Wert und mit Recht der Stolz jedes Rigensers. Der Petriturm ist ein beliebtes Wahrzeichen der Stadt: durch drei säulengetragene Geschoßgalerien unterbrochen, ragt der Renaissance-Turmhelm mit dem haßgekrönten Drehknauf elegant empor, schlank und nabelspitz.

Ein anderes, großartiges Werk der Gotik ist der Dom zu Dorpat, nach dem Schema der Lübecker Marienkirche errichtet und dieser an Größe nur um geringes nachstehend. Einzigartig ist die edle Formensprache und hinreichend die Raumwirkung dieses Bauwerks, das leider seit 300 Jahren als Brandruine dasteht. Nennenswerte Bauten gotischen Charakters sind im Lande zahlreich vertreten. St. Olai und St. Nikolai in Reval, St. Johannis in Riga, St. Johannis in Dorpat usw.

Wenn auch die späteren gotischen Baudenkmäler, ebenso wie die baltischen Frühbauten Anklänge an deutsche Vorbilder aufweisen, so zeigen manche Einzelformen tectonischer oder dekorativer Art immerhin schon größere Selbständigkeit. Die Ansätze zu einer bodenwüchsigen Originalschöpfung sind verstreut zu finden, eine Synthese ist aber nicht zustande gebracht worden.

Das lag in den Zeitverhältnissen begründet und war gewiß kein Mangel an heimischen Gestaltungs Kräften. Der Kirchenbau im ganzen Lande lag danieder. Der Tod des letzten Ordensmeisters Wolter von Plettenberg (1535) besiegelte das Schicksal des Ordens, der ohnehin ausgespielt hatte, weil die Landeskirche protestantisch geworden war. Der letzte Erzbischof Markgraf Wilhelm von Brandenburg, ein Hohenzoller, war gestorben (1563). Zudem bedrohte der Erbfeind aus dem Osten das Land und verhinderte größere bauliche Unternehmungen.

Wohl aber regt sich in dieser Zeit eine lebhaftere Profanbautätigkeit im ganzen Lande. Namentlich Riga und Reval bringen es zu bemerkenswerten Leistungen. Es beginnt eine stilgeschichtlich überaus interessante Periode. Die mittelalterliche Hanse hatte ein Deutschland zur See geschaffen, das völkerverbindend die ganzen Küstengebiete der Nord- und Ostseeländer in einen gemeinsamen Interessentkreis zwang und dem ausgebreiteten Wirtschaftsgefüge überall denselben Anstrich verlieh. Diese uniformierende Tendenz äußerte sich in analoger Weise auch in der Baukunst. Was bereits in der Gotik vorbereitet war, gewann in den folgenden Jahrhunderten immer deutlichere Gestalt, und die internationale Formensprache der Renaissance und des Barock wird im weiten Operationsgebiet der alten Hanse mit spezifisch nordischer Schattierung heimisch. Diese Stilart wird in Antwerpen und Amsterdam ebenso geübt und geschätzt, wie in Bremen, Lübeck, Kopenhagen, Danzig, Riga, Reval und Narwa, und ihre formalen Elemente beherrschen noch heutigen Tages das Straßenbild dieser Städte, soweit es sich um Stadtteile handelt, die man altertümlich zu nennen pflegt.

Überall tritt das kaufherrliche Patriziat als kunstfördernder Auftraggeber hervor. Das lustige Liniament der bewegten Giebelform wird genau so typisch, wie die schmuckreiche Behandlung der Hausportale. Diese nannte man „spanische Duerken“, denn sie kamen zuerst in den von Spaniern besetzten Niederlanden auf, wo spanische Barockvorbilder Mode geworden waren. Dieses wirksame Fassadenmotiv findet sich in baltischen Küstenstädten in besonders reicher Vielgestaltigkeit.

Während der letzten zwei Jahrhunderte wandelt die Baukunst in den nunmehr zu Rußland gehörenden baltischen Ostseeprovinzen dieselben Wege wie bisher: sie bleibt westlich orientiert und von Deutschland beeinflusst. Um 1800 wirkt in Riga einer der namhaftesten baltischen Architekten, Christoph Haberland. Seine Richtung ist durch die Namen der Berliner bzw. Dresdener Künstler: Longelune, de Bodt und George Bähr gekennzeichnet. Er entfaltet eine vielseitige Bautätigkeit in Stadt und Land. Unter anderem sind einige protestantische Kirchenbauten mit der viel bekämpften Zentralanordnung von Altar und Kanzel in mustergültiger Lösung von ihm errichtet worden.

So wie die städtische Architektur, erhält auch die Baukunst auf dem Lande um diese Zeit ihr klassisches Gepräge. Das patriarchalische Bürgerhaus des wohlhabenden Kaufmanns auf dessen Landsitz nahe der Stadt — hier „Höfchen“ genannt — wird unter dem sentimentalischen Leitgedanken der Rückkehr zur Natur idyllisch ausgestaltet. Während der Sommerzeit zieht die „bessere“ Gesellschaft „ins Grüne“ oder an den Strand, wo jeder ein eigenes „Strandhaus“ besitzt. Auch dieses baltische „Strandhaus“ hat seine ausgesprochene Eigenart. Es wird gewöhnlich nicht länger als 3 Monate bewohnt und pflegt daher etwas primitiv in der Ausstattung zu sein, ist aber der breiten Behaglichkeit eines wohlgepflegten Familienlebens harmonisch angepaßt.

Ein bodenständiges Gebilde ureigenster baltischer Särbung ist das „ländliche Pastorat“, äußerlich dem norddeutschen, mittelgroßen Gutshaus weSENSverwandt. Bei aller Schlichtheit der baulichen Erscheinung kommt eine leise durchklingende repräsentative Note zur Wirkung, die der angesehenen Stellung des baltischen Landpastors entspricht. So ein baltisches Pastorat ist nicht lediglich Pfarrhaus, es ist zugleich Mittelpunkt geistig angeregter Geselligkeit und eine gern gesuchte Stätte freundschaftlicher Gastlichkeit. Es ist urbaltisch in seinem ganzen Wesen. Sonnige Wärme durchströmt sein Inneres und mildert die Strenge der sittlichen Haltung. Inhalt und Form decken sich vollkommen.

Nicht so einfach ist es, das baltische Herrenhaus auf einen Nenner zu bringen, da es je nach dem Umfang der Güter und dem Vermögen der Besitzer verschiedene Ausgestaltung zeigen kann. Angefangen vom luxuriösen Schloß mit höfisch-aristokratischen Allüren bis hinunter zum anspruchslosen, altväterischen Landhaus sind alle Zwischenstufen zu finden. Aber aus der Vielheit möglicher Einzelfälle läßt sich immerhin ein durchschnittsgemäßer Idealtypus konstruieren, der dem wahren Wesen dieses Hauses innerlich und äußerlich nahekommt. Auf uralter Tradition sicher ruhend, birgt das baltische Gutshaus den Erbbesitz an vornehmer Gesinnung, daseinsfreudiger Lebensführung und kunstverständiger Geistesbildung in sich. Gutgepflegte Formen sind selbstverständliche Voraussetzung, und es versteht maßvoll Distanz zu wahren. Sein wohlausgeglichenes und geläutertes Innenwesen kommt in der meist symmetrisch und edel durchgeführten äußeren Gestalt zu prägnantem Ausdruck. Traditionelle Attribute sind der wappengeschmückte Giebel zur Frontseite, die Säulenveranda, die Anfaßart und schließlich der gutgepflegte Park mit alten Bäumen und grünen Rasenflächen. Kurz, es ist im besten Sinne des Wortes ein „Herrenhaus“.

Damit sei die Reihe der charakteristischen baltischen Bautypen beendet. Wie bereits erwähnt, haben sie ihre klassische Gestaltung und typische Ausprägung fast alle im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte — also in der „Rußsenzzeit“ — erfahren. Nun liegt die Frage nach einem eventuellen russischen Stileinfluß nahe. Freilich, ein gewisser Einschlag ist festzustellen.

Zu Anfang des letzten Jahrhunderts wurden zahlreiche sogenannte „Kronsbauten“ errichtet, also im Zeitalter des Klassizismus. Hier nannte man diesen Stil

den „Alexandrinischen“. Im wesentlichen aber war es eine dem internationalen Klassizismus huldigende Richtung, die in der Bevorzugung gewisser Formen allerdings Abweichungen etwa von der preußischen Fassung zeigt, ohne indes nationalrussische, volkstümliche Züge zu haben. Es ist vielmehr eine allgemein nordische Variante des Klassizismus, die beispielsweise in Kopenhagen anzutreffen ist, und die überraschend viel Gemeinsames mit diesem „alexandrinischen Stil“ an sich hat. Auch auf baltischem Boden ist diese abgeklärte Formenwelt heimisch geworden, und im Städtebild möchte man die fein empfundenen, künstlerisch hochwertigen Bauleistungen dieser Zeit keineswegs missen.

Dagegen würde man eine andere Erscheinung aus dem neuzeitlichen Straßenebild mehr als gern tilgen. Das sind die üblen Mietkasernen und „hochherrschaftlichen“ Villen nach minderwertigem Berliner Vorbild aus der Zeit um die Jahrhundertwende, sowie die ebenfalls aus Deutschland stammenden Kunstserzeugnisse im verflochtenen „Jugendstil“. Daß übrigens auch russische „Kronarchitektur“ noch in allerletzter Zeit das Städtebild verfehndelt hat, soll der Gerechtigkeit halber nicht unerwähnt bleiben.

Diese Bauten wirken wie Fremdkörper in dem sonst so überaus harmonischen und charaktervollen baltischen Städtebild. Je fester in sich gefügt und rassereiner die Architektur der einzelnen Baudenkmäler im Gesamtbilde erscheint, um so belangloser ist letztes Endes ein gelegentlicher Mißton von unliebsamer Seite. Einem rechten Balten liegt das Wehrhafte im Blut. Er hat sich bisher tapfer behauptet und wird mit Gottes Hilfe auch ferner sein gutes Recht zu wahren imstande sein.

Das deutsche Schulwesen Lettlands.

Vom Gehilfen des Chefs des deutschen Bildungswesens **Wolfgang Wachtsmuth** in Riga.

Bis etwa 1885 war die Lehrsprache an allen mittleren und höheren Schulen und an der Landesuniversität Dorpat der damaligen „Baltischen Provinzen“, des heutigen Lettland und Estland, deutsch. Das gleiche galt für einen großen Teil der niederen Schulen der Städte, während für die Volksschulen der lettischen Landbevölkerung die lettische Unterrichtssprache in Gebrauch war. Dann setzte die Russifizierung ein, und alle Schulen mußten zur russischen Lehrsprache übergehen. Auch deutsche Privatschulen waren verboten, und nur in geheimen kleinen „Schulkreisen“ rettete sich die deutsche Unterrichtssprache durch die Russifizierungszeit hindurch.

Da schaffte die Revolution von 1905 Wandel.

Den Privatschulen wurde gestattet, zur deutschen Unterrichtssprache überzugehen, doch mußte die Reifeprüfung nach wie vor in russischer Sprache vor einer staatlichen Prüfungskommission oder an einer staatlichen Lehranstalt abgelegt werden. Trotz dieser bestehenden schweren Einschränkung ihrer kulturellen Bewegungsfreiheit ging ein Jubel durch die deutsche Gesellschaft und das ganze Land überzog sich in wenigen Jahren mit einem Netz deutscher Schulen, die teils vom „Deutschen Verein“, teils von den Ritterschaften, teils von Privatpersonen unterhalten wurden.

Da traf die deutschen Bildungsanstalten schon im Jahre 1914 der Todesstoß. Bei Ausbruch des Weltkrieges wurde das blühende deutsche Schulwesen durch einen Federstrich vernichtet. Die Anstalten mußten von einem Tage zum anderen zur russischen Unterrichtssprache übergehen oder geschlossen werden; jedes deutsche Wort — innerhalb der Schulräume, auf der Straße — wurde strengstens verboten.

Die deutsche Okkupation brachte die Befreiung von diesem unerträglichen Joch. Aber nicht die „deutsch-baltische“ Schule, wie sie vor dem Kriege bestand, durfte aufs neue errichtet werden, sondern die „preußische Schule“ mit ihren Typen, mit ihren Programmen, mit ihrer Klassenzahl, mit ihrer Prüfungsordnung wurde eingeführt.

Sür kurze Dauer! Der Bolschewisteneinfall im Januar 1919 machte der preußischen Schule ein jähes Ende. Die Bolschewistenherrschaft hielt ihren Einzug, die mit Schuldisziplin und Schulordnung, mit Autorität und bestehendem Schulgesetz ausräumte, die die Schulen wie Kartenhäuser und die Lehrerkollegien und Schülerschaften wie Kartenblätter durcheinanderschüttelte, hier Anstalten auseinanderriß, dort aus den nicht zusammenpassenden Bruchstücken eine neue Schule errichtete, Sachsystem und Lehrpläne abschaffte, Kinder zu Leitern der Schulen bestellte, Lehrer ins Gefängnis warf und erschöß. Ein halbes Jahr dauerte dieser Zustand. Im Sommer 1919 kam die Befreiung, und nun konnte an den Aufbau der jetzt bestehenden Schule geschritten werden.

Vom Sommer 1914 bis Sommer 1919, in 5 Jahren, fünf grundverschiedene Schulsysteme (die „deutsch-baltische“, die russische, die preußische, die bolschewistische und nun die „deutsche Schule Lettlands“) — fürwahr, es dürfte kein Schulwesen der Welt geben, das derartigen Erschütterungen ausgesetzt gewesen ist. Ein Wunder fast ist es zu nennen, daß diese immerwährenden Umwälzungen ohne schwerere innere Schädigungen von unserer Jugend ertragen worden sind.

Und doch danken wir es den radikalen Zerstörungen der Bolschewistenzeit, daß wir in die Lage versetzt worden sind, unser Schulwesen von Grund aus, nach neuen Gesichtspunkten aufzubauen. Stütz- und Stützarbeit blieben uns erspart. — Trotzdem — welch unendlich schwere Arbeit. Mehrfach war der Krieg über unsere Heimat hinweggefegt, und was der Krieg uns gelassen, hatte der Bolschewismus uns geraubt oder zerstört. Die gesamte Industrie mit ihren unersehblichen Maschinenanlagen war von den Russen evakuiert worden; Handel und Gewerbe lagen am Boden. Der deutsche Volksbestand war auf das äußerste reduziert: zählte allein Riga vor dem Kriege 75 000 Deutsche, so beherbergt das ganze Land heute nur noch etwa 60 000. Ein großer Teil der deutsch-baltischen Jugend ruht auf den Schlachtfeldern, unzählige Deutschbalten haben ihren Tod von bolschewistischer Mörderhand gefunden, und gerade die bisher kapitalträchtigsten Kreise — Vertreter des Großgrundbesitzes, der Industrie und des Handels — irren als Emigranten in der Fremde. Und die von der Konstituante des lettländischen Staates beschlossene Enteignung des Großgrundbesitzes, der sich fast ausschließlich in deutschen Händen befand, hat diesen bedeutendsten Träger des deutsch-baltischen Wirtschaftslebens für immer um die Grundlage seiner Existenz gebracht.

Arm an Zahl und Besitz stand das Deutschtum Lettlands vor der Aufgabe, sich nach der Vertreibung der Bolschewisten das Fundament deutscher Kultur, die deutsche Schule, neu zu schaffen. Und man ging ans Werk. Ist doch „Deutschsein“ hier eine Lebensaufgabe, nicht eine Selbstverständlichkeit wie im Deutschen Reich. Ist doch deshalb die deutsche Schule von jeher das Lieblings- und das Schmerzenskind der Deutschbalten gewesen.

Und das große Werk des Neuaufbauens der deutschen Schule gelang, gelang,

weil die drei Träger der Schule — Elternschaft, Lehrerschaft und Behörde — sich zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammenschlossen und in voller Einnütigkeit den Neubau errichteten. „Unsere“ deutsche Schule heißt es von jeher bei den Balten. Als gemeinsamer Besitz, als gemeinsames Werk wird sie von allen beteiligten Gruppen betrachtet; Mißgunst und Rivalität können da nicht gedeihen.

Sofort nach Befreiung des Landes von der Bolschewistenherrschaft organisierten sich daher die drei Träger der Schule zum „Lehrer=Verband“, „Eltern=Verband“ und zur „Verwaltung des deutschen Bildungswesens“, die in ihren Spitzenorganisationen in engster Arbeitsgemeinschaft wirken. Die „Verwaltung des deutschen Bildungswesens“ zog nach Bestätigung des „Gesetzes über die kulturelle Autonomie der Minoritäten“ als autonome, unmittelbar dem Kultusminister unterstellte, deutsche Behörde in das Kultusministerium ein. Ihre Beamten sind aus Wahlen der deutschen Gesellschaft hervorgegangen, so daß die „Verwaltung des deutschen Bildungswesens“ am richtigsten wohl als „deutsche Selbstverwaltungsinstitution mit staatlichen Rechten“ bezeichnet werden kann.

Unsere deutsche Schule umfaßt zwei aufsteigende Schulkategorien: die „Grundschule“ und die „Mittelschule“. Die Grundschule ist sechsklassig, doch ist ihr noch eine Vorklasse angegliedert, die je nach den Verhältnissen ein- oder zweijährigen Kursus hat. Die Grundschule ist „Einheitschule“; nur die Grundschule des klassischen Gymnasiums hat ein abweichendes Programm: in dieser wird Latein und Griechisch, entsprechend den Forderungen des alten klassischen Gymnasiums, gelehrt. Auf die 7-, resp. 8jährige Grundschule baut sich die 4jährige Mittelschule auf, die ihre Absolventen mit der Reifeprüfung zur Hochschule entläßt, mithin der Oberstufe der reichsdeutschen „höheren Lehranstalten“ entspricht. Die Programme für beide Schultypen sind von der Rigaschen deutschen Lehrerschaft neu ausgearbeitet und von der Verwaltung des deutschen Bildungswesens herausgegeben worden. Sie stellen „Entwürfe“ dar, an denen fortlaufend durch Erprobung in der Praxis weitergearbeitet wird. Als Leitsätze galten: „non multa sed multum“, „nicht nur Kenntnisse sondern Erkenntnisse“, „nicht Utilitarismus, sondern Idealismus“. An einem Übel werden unsere Programme aber immer krank: an ihrem Zuviel an Sprachen. Als kleiner Staat zwischen zwei großen Nachbarn gelegen, besteht die Aufgabe Lettlands darin, die Brücke zwischen West und Ost zu bilden. So ist denn die Beherrschung mehrerer Fremdsprachen für die Bewohner unserer Heimat eine Existenzfrage. Neben der Pflege unserer deutschen Muttersprache (der gerade wegen unserer Vielsprachigkeit ein besonders breiter Raum zugewiesen werden muß) lehren unsere deutschen Grundschulen auch das Lettische, als Staatsprache, und das Russische, die Sprache unseres großen östlichen Nachbarn, mit dem — nach Eintritt normaler Zeiten — unzählige wirtschaftliche Säden uns verbinden werden. Die verstärkte Betonung des Deutschen und der Unterricht im Lettischen und Russischen nehmen den übrigen Sachgruppen so viel an Zeit und Kraft, daß die Aufstellung eines streng durchgeführten, großzügigen Programms nach zentralen geschlossenen Sachgebieten außerordentlich schwierig ist. Um eine solche Zentralisierung in der Mittelschule zu erreichen, wurde die Oberrealschule in zwei selbständige Schultypen gespalten: in das „Neuhumanistische Gymnasium“ (etwa der „Deutschen Oberschule“ entsprechend) und in das „Naturwissenschaftliche Gymnasium“. Die Muttersprache tritt in beiden Typen

sehr stark hervor. Das Naturwissenschaftliche Gymnasium erstrebt die geistige Schulung vor allem durch systematische Erziehung zum Beobachten in den exakten Naturwissenschaften. Das Neuhumanistische Gymnasium stellt sich die Aufgabe, den Sprachunterricht zu vergeistigen und durch starke Betonung der Geschichte und Erdkunde den Schüler in die moderne Kultur einzuführen, ihn einem Verständnis der Gegenwart und ihrer Forderungen näher zu bringen. Der Typus des Reform-Realgymnasiums ist auf Wunsch der Elternschaften zurzeit noch beibehalten worden: ihm entspricht unser vierklassiges Lateingymnasium mit je acht wöchentlichen Lateinstunden.

So gabelt sich unsere vierklassige Mittelschule denn in folgende vier Typen: 1. Klassisches Gymnasium, dem eine Grundschule mit eigenem Programm vorausgeht; 2. Lateingymnasium; 3. Neuhumanistisches Gymnasium; 4. Naturwissenschaftliches Gymnasium. Die drei letzten Typen haben die Einheitsgrundschule zur Voraussetzung. Den Mädchen steht der Zutritt zu sämtlichen Schultypen offen. Doch wird von ihnen das Neuhumanistische Gymnasium stark bevorzugt, so daß mehrfach neuhumanistische Mädchenschulen, resp. -klassen eröffnet werden konnten. — Einen fünften vierklassigen Mittelschultypus stellt das sogenannte „Mädchengymnasium“ dar, das trotz gleicher Klassenzahl nicht zur Reifeprüfung vorbereitet, vielmehr dem reichsdeutschen Typus „Frauenshule“ entsprechen dürfte. — Nur wenige der deutschen Mittelschulen Lettlands umfassen bloß einen der genannten fünf Mittelschultypen. Meistens laufen in derselben Mittelschule unter derselben Leitung parallele Klassenzüge von verschiedenem Typus. So umfaßt die „Städtische deutsche Mittelschule“ in Riga mit 21 Klassen und über 700 Schülern und Schülerinnen in Parallelklassen sämtliche Mittelschultypen mit Ausnahme des klassischen Gymnasiums.

Die finanzielle Lage der deutschen Schulen ist nach wie vor äußerst schwierig. Die Mehrzahl der Schulen kann mit keinem festen Budget rechnen. Auf der „haben“-Seite fast aller Schulbudgets stehen so unsichere Zahlen, wie „Einnahmen von Veranstellungen“, „durch Selbstbesteuerung“, „Subvention aus der allgemeinen Schulsammlung“ usw. Neun Millionen Rubel¹⁾ sind von der Deutschen Gesellschaft im vorigen Jahr für die Schulen aufgebracht worden, und doch reichte diese Summe bei weitem nicht aus, um die Lehrer der Privatschulen auch nur annähernd denen der staatlichen und kommunalen gleichzustellen. Die so notwendige Anschaffung von Inventar und Lehrmitteln mußte fast durchweg unterbleiben.

Die 91 deutschen Lehranstalten des Schuljahres 1922/23 verteilen sich, wie folgt: 13 Kindergärten, 64 Grundschulen, 3 Fachschulen, 10 Mittelschulen und 1 Lehrerseminar.

Von den 64 Grundschulen werden 29 von den Kommunen unterhalten, 9 teilweise von den Kommunen und teilweise von Privatinstitutionen; 26 sind ganz auf private Mittel angewiesen. Von den 10 Mittelschulen sind 2 (Riga und Mitau) staatlich, 1 (Riga) kommunal und 7 privat, doch bedürfen sowohl die staatlichen wie die städtische großer privater Zuschüsse. Die Kindergärten, Fachschulen und das Seminar sind ausschließlich auf private Mittel gestellt. — Die Schülerzahl betrug am 15. November 1922 — 11 900, die Lehrerzahl über 600.

1) Nach dem Kurse vom Februar 1923 ca. 1½ Milliarden deutsche Reichsmark.

Der Deutschunterricht in den deutschen höheren Schulen Lettlands.

Bruchstücke aus dem Programmwurf¹⁾ der Verwaltung des Deutschen Bildungswezens in Lettland,

ausgewählt und erläutert von Oberlehrer Alfred Blumenthal in Riga.

I. Allgemeine Ziele und Aufgaben des Deutschunterrichts.²⁾

Mit allen übrigen Schuldisziplinen hat der Deutschunterricht das Ziel gemein, in enger Sühlung mit dem Elternhause des Schülers erziehend und lehrend am Werden der Schülerpersönlichkeit mitzuwirken. Durch gründliche und planmäßige Auseinandersetzung mit der gegebenen Umwelt soll die Merkwelt³⁾ bereichert, sollen Fähigkeit und Wille, Werte aufzunehmen, zu verarbeiten und den Gewinn in wertbare Leistungen umzusetzen, geweckt und gefördert werden.

Der Schuljugend sollen Lebenswerte erschlossen und vermittelt werden, die sie für ihre gegenwärtige und künftige Wirksamkeit in unserer Heimat notwendig braucht und die ihr — gemäß ihrer durch Alter, Geschlecht, soziales Milieu, individuelle und nationale Anlagen bedingten Entwicklungsstufe — zugänglich sind. Daher wird hier der Versuch gemacht, statt des üblichen kritiklos übernommenen oder willkürlich und planlos zusammengetragenen Kanons ein Lehrprogramm zu bieten, das dadurch bestimmt und begründet ist, was dem jeweiligen Stand der Entwicklung nottut und was ihm erreichbar ist; das keinen Anspruch auf Gültigkeit für alle Zeiten und Verhältnisse erhebt, sondern sich auf das Streben beschränkt, den Forderungen des Heute und Hier gerecht zu werden und im einzelnen (also z. B. bei der Wahl der Lesestücke oder Aufsatzthemen) dem Lehrer Bewegungsfreiheit gewährt.

Dem Deutschunterricht im besonderen fällt die Aufgabe zu, unserer Schuljugend die einzigartigen und unschätzbaren ethischen, intellektuellen und ästhetischen Werte zu erschließen und vermitteln, die ihren Nährboden in unserer nationalen Kultur — vor allem in Schrifttum, Sprache, Brauch, in Glaube, Kunst, Wissenschaft, Rechts- und Familienleben — haben, und in noch reichem Maß als die übrigen Disziplinen die Willens-, Denk- und Gefühlskräfte auf die Erfüllung unserer nationalen Kulturpflichten hinzulenken. Der Begriff „nationale Kultur“ ist dabei nicht etwa als etwas nach Umfang und Inhalt Gegebenes, fertig herüberzunehmendes anzusehen, sondern als etwas Aufgegebenes und mühsam zu Erringendes.

Wenn sich vor dem Kriege die Tendenz geltend machte, den Deutschunterricht vorzugsweise in den Dienst der ästhetischen Erziehung zu stellen, so werden heute die ethi-

1) Programmwurf für die deutschen Grund- und Mittelschulen Lettlands. Zusammengestellt (1919—1920) von der Rigaschen deutschen Lehrerschaft. Herausg. von der Verwaltung des Deutschen Bildungswezens Lettlands. I. Teil: Grundschule (1920); II. Teil: Mittelschule (1921). Riga, Verlag von Walter u. Rapa, A.-G.

2) Diese allgemeine Einleitung führt den Leser in den Geist ein, der die Verfasser des Lehrplans für den Deutschunterricht bei der Revision des Überlieferten, beim Suchen nach neuem Inhalt und nach neuen Formen geleitet hat. Persönlichkeitsbildung hat uns als Ziel der Schularbeit vorgeschwebt. Nicht Wissen, sondern Können; nicht Utilitarismus, sondern Idealismus! Das ist als Leitmotiv auch für alle Disziplinen des Deutschunterrichts gedacht. — Außerdem gibt die Einführung die zum Verständnis unserer pädagogischen Einstellung nötigen Voraussetzungen, da dieses Vorwort auch unsere geistigen Kriegsschäden berührt, Schäden, deren Erwähnung an dieser Stelle übrigens dadurch gerechtfertigt erscheint, daß derartige Erscheinungen ja auch den Stammesgenossen drüben im Deutschen Reich nicht fremd sind und ihre Abstellung den Pädagogen in Deutschland ernste Sorge macht.

3) Wir erweitern hier einen vom Biologen Uexküll stammenden Begriff, und verstehen im folgenden unter „Merkwelt“ den Teil der Um- und Inwelt und der Welt des Übernatürlichen, mit dem sich das Individuum auseinandergesetzt hat.

schen Werte stärker betont werden müssen.) Infolge der abnormen Ereignisse und Zustände der letzten Jahre durchlebt unsere Heimat gegenwärtig eine ernste Krisis: im Zusammenhang mit der radikalen Umgestaltung der äußeren Lebensbedingungen sind gewisse Wandlungen in der Lebensanschauung der Heimatgenossen vor sich gegangen, die sich in einem bedenklichen Verhalten zu Erwerb und Genuß kundtun, und die die sittliche Wohlfahrt der heranwachsenden Generation aufs schwerste bedrohen. Als erste Pflicht aller pädagogischen Tätigkeit und somit auch des Deutschunterrichts erscheint unter diesen Umständen die Arbeit an Charakter, an der Gesinnung, der werdenden Persönlichkeit. Es gilt, verschüttete Tüchtigkeiten und Kräfte freizulegen, deren tiefste Wurzeln in deutschem Wesen haften, das Vätererbe zu wirklichem Besitz zu erwerben: Arbeitsfreudigkeit, Redlichkeit, Pflichtbewußtsein, rücksichtsloses Einstehen für das als recht und wahr Erkannte, Innerlichkeit, Hingabe an die Idee, Sinn fürs Unvergängliche, seelische Keuschheit, Bescheidenheit, Ehrfurcht vor wahrer Größe und Tiefe, ruhelose Unzufriedenheit mit eigenen Leistungen.

Was unsere Schuljugend ferner dringend braucht, ist straffe intellektuelle Zucht, Sachlichkeit, Klarheit, Ordnung, Präzision und Zusammenhang des Denkens, Freude am Suchen, Sinden, Lösen von Problemen, entschlossene Abkehr von bequemer Oberflächlichkeit, von wohlfeilem Geistreichtum und Ironisieren. Hier bieten neben der Lektüre besonders der Aufsatzunterricht und die Sprachlehre — auf der Oberstufe auch der literaturgeschichtliche Unterricht — reiche Möglichkeiten erzieherischen Wirkens.

Daß es sich endlich in der Kunst jeder Gattung nicht um einen dekorativen Aufputz des Lebens, um einen entbehrlichen Luxus oder gar um eine bedeutungslose Spielerei handelt, sondern um unentbehrliche Lebenswerte und Lebensinhalte, daß ästhetisches Genießen — wenn es sich nicht gerade auf müheloses Nippen beschränkt — seelische Bereicherung bedeutet, muß im Deutschunterricht zunächst durch einfühlendes Nacherleben dargebotener Dichtung zur Erkenntnis des Schülers werden. Nach Möglichkeit sollten auch die Kulturwerte unserer nationalen bildenden Kunst und Musik (durch Betrachten geeigneten Bildermaterials²⁾, durch Chorjungen von Volksliedern in der Klasse und auf Ausflügen) den Schülern zugänglich gemacht werden. Das Theater als Bildungsmittel und als Gegenmittel gegen das Kinounwesen, besonders aber Schüleraufführungen, die außer ästhetisch wertvollem Erleben eine überraschende Fülle von erzieherischen Nebenwirkungen vermitteln können (technische Fertigkeiten, Förderung des Gemeinschaftsfinns, Disziplinierung usw.), sollen dringend empfohlen werden. Jede dilettantische Kunstübung, die vor erster Mühe nicht zurückschreckt, ist in der Schule zu unterstützen und zu fördern, und gerade im Rahmen des Deutschunterrichts bieten sich allenthalben Möglichkeiten zu solchen Versuchen, etwa in der Anfertigung von Zeichnungen als Erläuterung zu gesprochenem und geschriebenem Wort, im Dramatisieren geeigneter Erzählungen usw. In gewissem Sinn und Maß dient ja auch der Aufsatzunterricht, soweit er Schauen und Darstellen zur Aufgabe stellt, ähnlichen Zwecken.³⁾ Wenn solche Bestrebungen auch nicht Kunstwerke zeitigen⁴⁾ — einen nicht zu unterschätzenden Gewinn können sie stets zum Ergebnis haben: Respekt vor den Leistungen wirklichen Kunstkönnens und ein in die Tiefe dringendes Verständnis für das Kunstwerk als Ausdruck seelischen Erlebens.

1) Man verfolge diese Tendenz in der Stoffübersicht.

2) Eingehend wird diese Frage von W. Waegoldt in „Deutsche Wortkunst und deutsche Bildkunst“ behandelt (Berlin 1916, Mittler u. Sohn). Das Werkchen bietet eine für den Lehrer der Oberklassen wertvolle Untersuchung über die geschichtlichen Beziehungen zwischen deutscher Wort- und Bildkunst.

3) Die Rolle des literarischen Dilettantismus in der Schule (der Aufsatzunterricht als Mittel literarischer Erziehung) wird an einer anderen Stelle des Programms wie folgt charakterisiert: Der Aufsatzunterricht im Dienst der Kunsterziehung soll die Fähigkeit und den Willen zum Schauen fördern; er hat das Verständnis für die Lektüre vorzubereiten und zu vertiefen, indem er den Schüler veranlaßt, seine Beobachtungsfähigkeit zu steigern, sein Anschauungsmaterial zu bereichern und seinen Blick für das Wesen der Darstellung zu schärfen.

4) Der literarische Dilettantismus ist natürlich gar nicht bestrebt, Kunstwerke zu zeitigen (ebensowenig wie der Dilettantismus in der Malerei oder Musik).

II. Ziele und Aufgaben des Deutschunterrichts in der Mittelschule.¹⁾

Zwischen Grund- und Mittelschule liegt die Schwelle, deren Überschreiten den Abschied von der Kinderzeit bedeutet. Der Eintritt ins neue Entwicklungsstadium wird im wesentlichen durch die im folgenden dargelegten Tendenzen gekennzeichnet. Einmal durch das Bewußtwerden des Verstandes-, Gefühls- und Willenslebens. Die reisende Persönlichkeit ist nicht nur bestrebt, Einblicke in die verborgenen Tiefen des eigenen Ich zu tun und einen Überblick über ihren geistigen Besitzstand zu gewinnen, sondern versucht auch, sich mit dem Wesen anderer Einzelpersonen und ganzer Lebensgemeinschaften betrachtend auseinanderzusetzen. Mit der zunehmenden Fähigkeit kausalen Denkens regt sich das Interesse am Prozeß des Werdens und an seinen Wirkungen; das Problem des Zusammenhangs zwischen Werk und Urheber, des Zustandekommens der Gesamtkultur wird zum Gegenstand der Aufmerksamkeit.

Charakteristisch ist dabei die Richtung, in der sich das bewußter werdende Seelenleben bewegt. Während sich das Kind vorzugsweise praktisch in der konkreten Erscheinungswelt zurechtzufinden sucht, wendet sich der Erwachsene mehr und mehr dem Gebiet des Innenlebens und der Ideenwelt zu. Ein anderes Zeichen beginnender Reife ist die wachsende Selbstständigkeit, das Verlangen nach Freiheit, nach Gestaltung des eigenen Lebens aus eigener Kraft und nach eigener Neigung.

Für den Schüler ist jetzt die Zeit gekommen, die Arbeit an seiner Geistesbildung, am Ausbau seiner Individualität zur Persönlichkeit als eigene Angelegenheit zu betrachten, als Pflicht sich selbst und andern gegenüber, für deren gewissenhafte Erfüllung er die Verantwortung trägt. Der Lehrer steht ihm dabei anspornend und retardierend, ermunternd und mahnend, wählend und ratend zur Seite; er hilft ihm, Ziele zu setzen und Wege zu bauen. Das Interesse für das eigene Ich darf aber nicht in bloßer Selbstbespiegelung Genüge finden oder zu falscher Einschätzung eigener Gaben, Fähigkeiten und Leistungen führen, sondern muß sich zu Selbsterkenntnis, Sammlung, Verinnerlichung gestalten. Gegen alles, was nach Phrase schmeckt, ist mit unnachsichtlicher Strenge einzuschreiten, und auf Übereinstimmung zwischen Gesinnung und Tun mit allem Nachdruck hinzuwirken.

Der Lektüre- und Aufsatzunterricht in der Mittelschule hat unter anderem auch die Lust am Selbstdenken, das Suchen und Finden von naheliegenden und klärungsbedürftigen Problemen anzuregen, aber auch die Erkenntnis zu vermitteln, daß sich aus der Beantwortung einer Frage stets neue Fragen ergeben und eine restlose Lösung von Lebensrätseln nur dem Rationalismus Halbgebildeter möglich und wünschenswert erscheint ... Steht im Kindesalter das Interesse am Stoff des Gelesenen im Vordergrund, so ist es jetzt geboten, das Verständnis für die Schönheit der Form zu erschließen und ein ästhetisches Werten des Kunstwerks zu ermöglichen ...

Im Grammatikunterricht wird in der Mittelschule das bisher Erarbeitete wiederholt, gefestigt und erweitert. An die Seite der normativen Sprachlehre tritt die Wortkunde, die tiefere Einblicke in das Wesen und Werden der Muttersprache ermöglicht.

Mit dem Zeitpunkt, da der Schüler dem Phänomen des Werdens Beachtung zuzuwenden beginnt, rückt ein neues Sach, die Literaturgeschichte, in den Kreis der übrigen Teildisziplinen. Sie steht in nahest, ergänzendem Zusammenhang mit der allgemeinen Geschichte, die es im wesentlichen mit dem politischen und internationalen Leben zu tun hat, mit der Kirchen- und Kunstgeschichte, und setzt sich ein ähnliches Ziel wie die Wortkunde, nur daß sie sich nicht auf die Auseinandersetzung mit einer einzelnen Lebensäußerung beschränkt, sondern analog der ihr innerlich verwandten Volkskunde das gesamte Geistesleben des deutschen Volks in den Kreis ihrer Betrachtung zieht. Sie bringt dem Schüler Nachricht davon, wie seine Vorfahren um eine national fundierte Weltanschauung gekämpft und den Gewinn, den Forderungen der jeweiligen historischen Situation entsprechend, im Gestalten ihres Individual- und Kollektivlebens bewährt haben; sie erzieht den Schüler zu dankbarer, ehrfurchtvoller Rückschau in die Vergangenheit und zu pflichtfroher Ausschau in die Zukunft, indem sie ihn mahnt, zu gedenken, daß er ein Deutscher ist und werden soll. Der lite-

1) Die „Mittelschule“ umfaßt 4 Klassen; diese entsprechen der UII, OII, UI und OI der reichsdeutschen Schulen.

raturgeschichtliche Unterricht wird die Zeittendenzen nicht nur losgelöst von ihren Trägern betrachten, sondern auch die historische Einzelpersönlichkeit als Erben der Vorzeit, als Repräsentanten des Zeitgeistes seiner Gegenwart, als Schöpfer neuer Kulturwerte zu Worte kommen lassen; er wird auf stoffliche Vollständigkeit mit bewusster Absicht verzichten und dafür zu liebevollem Sichversetzen in eine bestimmte Kulturepoche hinleiten. Am geeignetsten erscheint das 18. Jahrhundert, einmal aus zeitökonomischen Gründen, weil der Schüler eine Reihe von Literaturdenkmälern jener Zeit bereits gelesen hat, dann, weil das 18. Jahrhundert Anregung zur Auseinandersetzung mit Lebensproblemen geboten hat, die der nationalen Gegenwartskultur zugrunde liegen und zum Teil noch heute ihrer Lösung harren. Von einer systematischen Darstellung der Geschichte des geistigen Lebens in der neuesten Zeit (die Literaturwerke von gestern und heute finden im Lektüreunterricht Platz) muß abgesehen werden: „Unmöglich ist's, den Tag dem Tag zu zeigen.“ Im Anfang (II. Klasse) empfiehlt es sich, den Schülern eine gedrängte Darstellung der Entwicklung deutschen Geisteslebens von der Urzeit bis zum 17. Jahrhundert vorzutragen; Proben älteren Schrifttums werden von den Schülern als Belegmaterial benutzt, um die vom Lehrer formulierten geistesgeschichtlichen Tatsachen zu illustrieren. Mit dem Wachsen der Fähigkeit zu selbständigem Arbeiten wird die Rolle des Schülers immer aktiver werden, und er kann nun auf Grund eigenen Quellenstudiums zu selbsttätigem Schließen, Entwickeln und Zusammenfassen fortschreiten.

Es ist bis hierher immer nur von Schülern die Rede gewesen. Gewiß darf nicht übersehen werden, daß sich im geistigen Leben der Schuljugend mit zunehmender Reife die Differenzierung des Geschlechtscharakters immer deutlicher bemerkbar macht. Diesen Verschiedenheiten Rechnung zu tragen wird aber der pädagogischen Einsicht des Deutschlehrers überlassen werden müssen; für eine grundsätzliche Zweiteilung der Programme liegt keine zwingende Notwendigkeit vor.¹⁾

III. Stoffverteilung (Auswahl).

II. Klasse²⁾ 3—6 Stunden wöchentlich.

Der Sinn des Schülers für das Wesen und den Wert des Individuums schärft sich, und das Bewußtsein der eigenen Individualität erwacht. Im Zusammenhang damit macht sich das Verlangen nach selbständiger Orientierung in Um- und Inwelt bemerkbar. Es beginnt die Zeit eines durch den Stolz auf die ersten Ergebnisse eigenen kausalen Denkens genährten Rationalismus mit der Tendenz zur Revision überkommener Normen, die vielfach zur Abkehr von autoritativ Gebotenen und Übernommenen führt. Andererseits ist es aber auch die Zeit der beginnenden Empfindsamkeit, die sich unter anderem in der Freude an sentimentaler Naturbetrachtung äußert. — Das Werden, sowohl das individuelle als auch das historische, findet Verständnis, und damit auch die Mächte (Zeitgeist, geistige Strömungen), die dieses Werden beeinflussen. Auf dieses Verständnis gegründet, erwacht auf dieser Stufe das Stilgefühl. — Angesichts der Gefahr einer einseitigen intellektualistischen Lebensrichtung ist dem Gefühlsleben (auch als Grundlage des religiösen Lebens) und dem Willensleben des Schülers besondere Beachtung zuzuwenden. Der Sinn für das Imponderable, Irrationale ist zu wecken und zu pflegen, die Erkenntnis der Bedeutung von Liebe und Freundschaft als Ergänzung des Individuums ist dem Schüler nahezubringen. Als Gegenwert des Tatsachensinns ist der historische Sinn zu entwickeln. Das Stilgefühl und die Fähigkeit zu phantasiemäßiger Gestaltung, insbesondere aber auch zur Ausgestaltung und Veranschaulichung des Lektürestoffes (Drama) sind zu bilden.

1) Der Deutschunterricht in den Knaben- und in den Mädchenschulen richtet sich also nach dem gleichen Programm, und nur der Lehrplan des altklassischen Gymnasiums weist Abweichungen vom Normalprogramm auf.

2) Entspricht der O II der reichsdeutschen Schulen. Dem Deutschunterricht sind in dieser Klasse im altklassischen Gymnasium bloß drei, in den sonstigen höheren Schulen fünf bis sechs Wochenstunden eingeräumt. — In unserem Programmwurf ist, obwohl die verwerteten Beobachtungen zurzeit einer Begründung durch die Wissenschaft der Experimentalpsychologie entbehren, zum Teil in Anlehnung an das Gaudig'sche Lesebuchprogramm, der Versuch gemacht worden, die Ergebnisse des psychischen Entwicklungsprozesses für jede Schulklasse zu fixieren.

Die Innenwelt des Schülers wird allmählich zum Objekt seiner bewußten Auseinandersetzung. Die Umwelt muß er durch Einstellen seines Blickes auf die Entwicklung von Wesen und Dingen als etwas Gewordenes und Werdenendes, die Natur als Spiegel menschlichen Seelenlebens, Familie, Volkstum, Heimat, Kunst und Religion als Quellen individuellen Lebens betrachten und schätzen lernen. Auch eine Orientierung in der Welt des Unzulänglichen (des Häßlichen, der Unordnung) ist anzustreben, um eine Auseinandersetzung mit ihr zu ermöglichen.

A. Lektüre.¹⁾

Wesen und Wert der Individualität: „Julius Cäsar“; Grillparzer, „Der arme Spielmann“.

Revision der Normen: „Parzival“; „Hermann und Dorothea“.

Werden: Schillers kulturhistorische Lyrik; Ebner-Eschenbach, „Die Judenbuche“, „Das Gemeindefind“.

Zeitgeist: Teile aus dem „Simplizissimus“; Hagen, „Norita“; Freytag, „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“; Scheffel, „Eckehard“.

Sentimentalische Betrachtung: Hebbel, „Kindheitserinnerungen“; Chamisso, „Schloß Boncourt“.

Sentimentale Naturbetrachtung: Mörike, „Der Turmhahn“, „Jyulle vom Bodensee“; Storm, „Immensee“.

Die Natur als Spiegel menschlichen Seelenlebens: Lyrische Gedichte von Uhland, Mörike, Eichendorff, Keller, Hesse, Lons, G. Schüler.

Volkstum als Quelle individuellen Lebens: Kleist, „Die Hermannschlacht“; Schönherr, „Glaube und Heimat“; Pantenius, „Die von Kelles“; Immermann, „Der Oberhof“; Ludwig, „Aus dem Regen in die Traufe“.

B. Aufsatz.²⁾

a) Bereicherung der Merkwelt.

Das Werden der Wesen und Dinge, historische Zustände und Mächte: Der Strom (Allegorie; siehe Mahomets Gesang). Begutachtung des Vorschlages: Sollte nicht die Altstadt zweckentsprechend umgebaut werden? Welche Stüde unseres Hausrates sind mir nicht feil? Die Zeit, in der ich gern gelebt hätte. Mit dem Strom der Zeit (Beispiele aus der Lektüre).

1) Geordnet nach den Lebenswerten und -inhalten, die sie zu vermitteln geeignet ist.

2) Im vergangenen Jahr ist bei B. G. Teubner in Leipzig ein interessantes Werk zur Reform des Aufsatzunterrichts erschienen (Meister des Stils über Sprach- und Stillehre. Beiträge zeitgenössischer Dichter und Schriftsteller zur Erneuerung des Aufsatzunterrichts. Herausg. von Studienrat W. Schneider), in dem „ein ganzer Chor von Berufenen laut und leidenschaftlich“ — allzu laut und allzu leidenschaftlich — „den alten Aufsatz verwirft“, eine „Umkehr in der bisher meist üblichen Handhabung des Aufsatzunterrichts“ verlangt und der Stilbildung „neue Wege“ weist. Mir scheint (ich kann hier leider nur dem Referat des Herausgebers in Heft 1, Jahrg. 36, dieser Zeitschrift folgen), daß die in dieser Streitschrift zu Wort gekommenen Dichter und Schriftsteller vielfach gegen Windmühlen kämpfen. Jedenfalls weist ein großer Teil der verlautbarten Reformideen nicht vollkommen „neue“ Wege, und die wesentlichsten von den erst zu nehmenden Reformgedanken des genannten Sammelwerks haben, ins Praktisch-Methodische übersetzt, die Leitfäden unseres vor etwa 2 Jahren erschienenen Aufsatzlehrplanentwurfs gebildet.

In der psychologischen Grundlage der Stilbildung stimmen wir vollkommen mit den befragten Dichtern und Schriftstellern überein. Wie diese haben auch wir den Stil als Persönlichkeitsausdruck aufgefaßt und daher die Aufgabe der Persönlichkeitsbildung in den Vordergrund des Aufsatzunterrichts gerückt. Stil lehren heißt auch für uns — mit Kolbenheyer — vor allem Persönlichkeit entwickeln, d. h. die Merkwelt der Jugend bereichern (ihr helfen, Umwelt und Inwelt sowie die „dritte Welt“, die des Übernatürlichen, erlebend und Werte aufnehmend zu durchdringen), ferner die intellektuellen, ästhetischen und ethischen Funktionen entwickeln, und endlich die Schüler zur Selbstbesinnung und zur ordnenden und zusammenfassenden Übersicht über Gewonnenes und Erarbeitetes führen (s. die Selbstinventur- und Kontrollaufsätze im folgenden Aufsatzlehrplan).

Die eigene Innenwelt als Objekt bewußter Auseinandersetzung: Kindheits-erinnerungen mit psychologischer Analyse. Meine Welt. Wie mir ein Ereignis zu denken gab.

Feindliche Lebensmächte, das Häßliche, die „Unordnung“ in der Welt: Die „ungeheuerer Unordnung“, die Kohlhaas zum Kampf für und schließlich gegen das Gesetz führt. Rechtsverhältnisse im „Göb“. Feindseliges Verhalten der Natur im deutschen Gedicht.

Heimat, Volkstum und Kunst als Quellen individuellen Lebens: Was liebt ich an meinem Heimatsort? Festgebräuche in unserer Familie. Vorbilder aus deutscher Vergangenheit (Zeit einschränken). Welchen Gebieten entnimmt das deutsche Sprichwort seine Bilder? Das Tier (die Pflanzenwelt) im deutschen Märchen. Der Held im deutschen Märchen. Wie sieht das Land aus, in das uns das deutsche Volkslied führt?

Die Organismen als beseelte Naturwesen: Die sterbende Pflanzenwelt im Herbst. Der Wald nach einem Sturm.

Phantasiwerte und ästhetische Werte im Alltagsleben: Ein „reich“ ausgestattetes Wohnzimmer (Hausgreuel). Wie man die Klasse schmücken könnte. Der Appetit der Großstadt (Phantasierlebnis auf dem Alexandermarkt). Der schlafende Hafen.

Individuelle und typische Charakterzüge: Landschaftscharakterbilder. Milieustudien. Schrebergartenviertel. Belege für Charakterzüge, die durch Stand und Beruf bedingt sind. („Wie der Beruf abfärbt.“)

Das Irrationale (Gefühl und Wille als Ergänzung des Intellekts): Was ich an Bildern schätze. Himmel und Hölle im Märchen. Tugend und Lohn im Märchen.

Humor: Wie meine kleinen Geschwister Musik machen (Theater, Schule spielen). Blinder Eifer schadet nur.

Liebe und Freundschaft als Ergänzung des Individuums: Eine schöne Menschenseele finden ist Gewinn. (An einer Dichtung nachzuweisen.) Die Freundschaft in der Dichtung.

Stimmung: Abschied von einem Ort, von einer Sache. Ein gemütlicher Winterabend. Dämmerung. Im Wartezimmer des Zahnarztes. Nach dem Fest. Der letzte Tag in der Sommerfrische. Im Nebel. Im Dunkeln.

Gleich dem zornigsten der Reformen verdammen auch wir die „literarischen“ Themen, die der Jugend nichts bedeuten, oder sie nötigen, einen Stoff zu behandeln, den sie nicht beherrscht, oder sie veranlassen, eine Dichtung „mit anderen Worten“ wiederzugeben. Wir verdammen auch die „moralischen“ Aufsätze, die die Jugend zwingen, „die Welterfahrung gereifter Sünziger in Pappe zu imitieren“ (Arnold Zweig).

Auch wir sind der Meinung, daß der „freie“ oder „persönliche“ Aufsatz bei ungeschickter Handhabung die Schüler zu „unehrlichen“ Stilbilletanten erziehen kann (sind aber freilich weit davon entfernt, das Kind mit dem Bade auszuschütten, indem wir den freien Aufsatz aus der Schule verbannen).

In einem ganz wesentlichen Punkte freilich, in dem nach dem Referat des Herausgebers alle Befragten auffallend übereinstimmen, ist unsere Meinung abweichend. Es geht unserer Auffassung nach nicht an, das Ziel der Stilbildung auf die Fähigkeit zu beschränken, Erkanntes exakt darzustellen. Nicht der „Tatsachenstil“, nicht die Befähigung, „gegebene Tatsachen rein ding sachlich darzustellen“ (v. Molo), kann das Ziel der Stilbildung sein; es kann nicht Aufgabe der Stilbildung sein, „Leute heranzubilden, die später imstande sind, eine sachliche Mitteilung klar und deutlich aufzuschreiben“ (Blei). Wir wollen mehr erzielen. Wir glauben mehr erzielen zu müssen: Persönlichkeitsausdruck. Stil ist Persönlichkeitsausdruck. Dann aber kann als Ergebnis der Stilbildung gefordert werden: die Fähigkeit, die ganze Persönlichkeit, auch das Irrationale, das Geschaute, das intuitiv Erfasste, wenn auch nur in beschränktem Umfang und unvollkommen, auszudrücken, und zwar nicht verstandesmäßig, „ding sachlich“, sondern gefühls- und phantasiemäßig, ganz persönlich. — Völlig einverstanden aber sind wir natürlich mit Th. Mann, der von der Jugend Sachlichkeit verlangt: Liebe zur Sache und Ehrfurcht vor der Sache. Das ist eine äußerst wichtige Forderung. Der Leser wird feststellen können, daß sie auch in unserem Lehrplanentwurf zum Ausdruck kommt.

Die Natur als Spiegel des Seelenlebens: Ein Gang durch die reisenden Felder.
Die Natur nach einer Katastrophe.

Kontraste.¹⁾

b) Förderung intellektueller Funktionen.

Erattes Darstellen: Was pflegt der Anzeigenteil der Zeitung zu bringen? Beschreibung eines physikalischen Apparats. Beschreibung eines Lauf- oder Ballspiels (Barlauf, Schlagball). Beschreibung eines Körperzustandes („Wie wir einmal bei 8° R badeten“), eines Seelenzustandes („Ein Tag übler Laune.“ „Eine große Freude“).

Kausales Denken: Beschreibungen mit Betonung des finalen Zusammenhangs („Unser Kartenständer ein zweckmäßiges Gerät.“ „Unser Schulhaus ein zweckentsprechendes Gebäude“). Charakteristiken (nicht Charakterbilder). Wenn die Düna austrofnete. Wenn uns das Feuer genommen würde.

Erfassen und Darstellen von Zusammenhängen: Referate.

Entwicklung des Sinns für Standpunktswirkung: Der gleiche Vorgang, dargestellt von verschiedenen gearteten Berichterstattern.

Schärfung des Sinnes für Blickrichtungswirkungen: Eine bestimmte schwierige Geschichte a) einem Kinde, b) einem Erwachsenen erzählt. Ein Sachverhalt, einem Gebildeten, daselbe, einem Ungebildeten erzählt.

c) Förderung ästhetischer Funktionen.

(In den beiden letztgenannten Gruppen handelt es sich auch schon zum Teil um ästhetische Funktionen.)

Entwicklung der Fähigkeit phantasiemäßiger Ausgestaltung: Der Speisesaal (Burghof) in Jagthausen. Genaue Regiebemerkungen zu einer bestimmten Szene eines Dramas.

Schärfung des Sinnes für Erscheinungen der bildenden Künste und der Musik: Der Stimmungsgehalt eines Bildes. Die Fassade des Kunstmuseums. Das Äußere der Petrikirche.

Sinn für rhythmischen Ablauf eines Vorgangs und für rhythmische Verstärkung und Abschwächung einer Erscheinung.²⁾

d) Förderung ethischer Funktionen.

Selbständige Orientierung: Wie mir etwas in einem neuen Lichte erschien. Wie ich mir den Arbeitsplan der Woche einrichten würde. Satzungen für einen geplanten Leseabend. Auffassung der Arbeit: Die Arbeit im deutschen Sprichwort.

1) Die Aufsatzthemen (oder Themengruppen) bilden Glieder aufsteigender Entwicklungsreihen, die sich oft durch mehrere Klassen verfolgen lassen. Die Reihe „Kontraste“ reicht von U II bis O I:

I (U II) (äußere, Vorgangs- und Zustandskontraste): Lärm und Stille („Wieder in der Stadt“). Nach einer Katastrophe (Überschwemmung, Brand usw.).

II (O II) (Stimmungs- und Charakterkontraste): Abschied und Wiederkehr. Belege für Charakterkontraste (Menschen, Tiere, Pflanzen). Altstadt und Neu-Riga. Der Eindringling (Fremdkörper).

III (U I) (Kontraste zwischen Innen- und Außenwelt): Johanna und ihre Umgebung in der Heimat (Jungfrau von Orleans).

IV (O I) (Kontraste im eigenen Innern, in Natur- und Geistesleben): Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust. Fremdkörper in Natur- und Geistesleben.

2) Die Entwicklungsreihe reicht von U II bis U I:

I (U II): Rhythmen im Verkehrsleben („Eine kleine Eisenbahnstation vor Ankunft und nach Abgang des Zuges.“ Auf der Landstraße. Vor der Schule.) „Woran ich erkannte, daß wir uns einer Handels- (oder Fabrik-) stadt näherten.“

II (O II): Wachsende Ungeduld (oder Enttäuschung). Sinkende und steigende Stimmung im ersten Akt der Jungfrau von Orleans. Die deutsche Erhebung 1813 (dargest. auf Grund von Zeitdokumenten).

III (U I): Mottoaufsätze (abgestimmte Darstellungen): Wodurch wird der Leser des Nibelungenlieds auf die Endkatastrophe vorbereitet? (Motto: Hört ihr's, wie der Donner grollt?). Die Handlung im „Wallenstein“ (daselbe Motto).

Gesinnungstüchtigkeit, Begeisterungsfähigkeit, Hingabe: Auseinandersetzung zwischen Cäsar und Brutus in der Unterwelt. Gesinnungstüchtigkeit in deutschen Gedichten. Helden des Alltags (Analyse nach Zahns Novellen).

e) Inventuraufsätze.

Selbstinventuren: Quellen, aus denen ich dauernde Freude schöpfe. Besteigung eines Aussichtsturms oder Berges (Allegorie: Aufstieg zu höherer Bildung). Kleider machen Leute. Ausarbeitungen auf Grund von Quellenstudien (Quellen als Belegmaterial): Entwicklungsstufen im Parzival.

f) Kontrollaufsätze.

Literaturthemen (Gang der Handlung in der Brutustragödie, Charakteristik Jul. Cäsars).

C. Bruchstücke ¹⁾ aus dem Literaturgeschichtsprogramm der folgenden, dritten Klasse (entspricht der reichsdeutschen U).

Einseitigkeit des Rationalismus. Schwinden des Einflusses der französischen und Beginn des Einflusses der englischen Kultur (Bodmer und Breitinger). Die Natur als Quelle ethischer Werte (Haller). Erwachen des Gefühlslebens (Günter; Gellert). Der Pietismus als Ergänzung des Rationalismus. Klopstock als Entdecker neuer, gefühlsmäßig-religiös gefärbter Lebensinhalte. Liebe und Freundschaft, Religion und Dichtung als seelische Erlebnisse; Nationalbewußtsein; Naturbeseelung (Klopstock und der Hain). Beginn der Freude am Volkstümlichen (Gleim; der Hain; Bürger). Die Antike in der Auffassung der Empfindsamkeit (Göthe; Wieland). Die Antike als Quelle volkstümlicher Werte (Voss). Freude an der Idylle (Göthe; Kleist; der Hain). Gefühlsverweichlichung. Lessing: Erfüllung der Leibnizischen Selbständigkeitsforderung auf dem Gebiet der ästhetischen Theorie und Kritik. Abkehr von der französischen Pseudoklassik. Das Drama als Quelle von Gefühls- und Phantasiewerten; Hinweis auf Shakespeare; Betonung der nationalen Eigenart. Befreiung des Denkens vom Zwang des Nützlichkeitsdogmas. — Neue Bahnen der dichterischen Praxis: das bürgerliche Trauerspiel; neues Thema des Dramas (Behauptung der persönlichen Würde im Kampf mit dem Schicksal); Entdeckung des Gegenwartslebens für das Drama; die Rolle der Frau und des Kindes im Drama; die Prosatragödie. Nationaler Gehalt des Dramas.

Befreiung des Gefühlslebens von der Leitung und Kontrolle der Reflexion. Das unmittelbare Gefühl herrscher im Seelenleben (Hamann). Erkenntnis der Bedingtheit nationaler Kultur durch Lebensbedingungen und Lebensweise ihrer Träger. Interesse für das Werden kultureller Zustände und Leistungen. Auffassung der Dichtung als Kulturdokument. Hohe Bewertung der primitiven Volksdichtung. Forderung nationaler und individueller Eigenart der modernen Kunstdichtung (Herder).

Genieepoche (Sturm und Drang): Kult des Herzens. Liebe als Leidenschaft. Ablehnung des Verstandesmäßigen. Kampf gegen die Autorität jeder Art, Verachtung des Systematisierens, der Konvention, der Normen und Regeln. Abneigung gegen Büchergelehrsamkeit. Verachtung der amtlich gebundenen Tätigkeit. Das Irrationale als Lebenswert. Geniekult. Freude an Willkür und Regellosigkeit in Leben und Kunst. Pantheistische Naturbetrachtung. Freude an der unverbildeten Natur (der Wilde, der Bauer, das Kind, der englische Park), am Nainen. Inniges persönliches Verhältnis zur Natur. Freude an Kraftäußerungen jeder Art, an starkem, leidenschaftlichem Gefühl, an lebhafter Bewegung. Lebenskraft und Erlebens tempo als Maßstäbe für den Wert des Lebens. Das Leid als Lebenswert. Freude am Tragischen. Der „erhabene Verbrecher“ als Dramenheld. Freude am Kraftwort, an volkstümlicher Derbheit. Naturalistische Wiedergabe mundartlich gefärbter oder sonst unkonventioneller Sprechweise in der Dichtung.²⁾

1) Dieses Probestück soll unsere in der Einleitung zum Mittelschulprogramm dargelegte Auffassung von der Literaturgeschichte verdeutlichen.

2) Wir haben den Versuch gemacht, das Programm für den Deutschunterricht neu zu gestalten, doch behaupten wir nicht, schon etwas Abschließendes gefunden zu haben. Wir bieten nichts Fertiges, und werden daher für jede wohlgemeinte Kritik dankbar sein.

Das baltische Schültheater.¹⁾

Don Alfred Blumenthal in Riga.

In der Geschichte unseres deutsch-baltischen Schültheaters spiegelt sich — freilich nicht überall deutlich — die allgemeine Entwicklung der deutschen Bühnenkunst wider. Doch verhält sich die Schulbühne dem Zeitgeist gegenüber meist recht konservativ, sie ist durch eine „vorsichtige Fortschrittlichkeit“ charakterisiert: die Entwicklungsphasen fallen daher zeitlich nicht zusammen; auch löst beim Schültheater der neue Stil keineswegs den alten restlos ab. Nicht immer, in allen Entwicklungsperioden, ist die Einwirkung des Theaters der Alten gleich stark, doch läßt sich ein, wenn auch nur unvollkommener Parallelismus wohl nachweisen, denn kaum ein Stil in der allgemeinen Entwicklung des deutschen Theaters ist in den letzten Jahrzehnten ganz spurlos an unserem Schültheater vorübergegangen.

Wir können auch an unserem Jugendtheater eine klassizistisch-romantische Zeit unterscheiden. Unser Schültheater hat „Die Räuber“ und „Ziny“ noch in dem Geist dieser Periode gespielt, als der „hohe“ Stil Pilotys von der Bühne der Erwachsenen schon längst verschwunden war. — Dieser „hohe Deklamationsstil“ wird auch in der Schule durch den Stil der Meininger allmählich verdrängt, und der beherrscht dann jahrzehntelang die fortschrittlicheren Schulbühnen. Heyses „Kolberg“, Hebbels „Nibelungen“, „Tell“, „Wallensteins Lager“, „Die Piccolomini“, „Turandot“, Gutzows „Zopf und Schwert“, Suldas „Talisman“ und Wildenbruchs „Quißows“ sind bei uns im Meiningerstil gespielt worden; aber auch Stücke von Hans Sachs (Der Krämerkorb, Der Rospdieb zu Sünzing, Der fahrende Schüler). Dieser Stil bürgert sich nur langsam ein: die Deklamation macht einer maßvoll realistischen Sprechweise Platz; Geschlossenheit wird angestrebt, man beginnt daher das Einzelne und den Einzelnen dem Ganzen unterzuordnen, die malerische Gestaltung des Bühnenbildes in Form und Farbe wird Problem; man versucht die Massen zu gliedern. Nicht zum Nachteil des Schültheaters gereichte es, daß es infolge der verhältnismäßig nur geringen zur Verfügung stehenden Mittel von vornherein verzichten mußte, den Meinigern in ihrem Streben nach historischer Treue des Bühnenbildes zu folgen.

Der Naturalismus als Stil ist ins Schültheater nicht eingezogen. Die Zurückhaltung der Schule dieser Richtung gegenüber erklärt sich wohl aus dem richtigen Gefühl, daß jugendlich unreife Darsteller den Anforderungen des naturalistischen Stils nicht gewachsen sind und insbesondere bei der naturalistischen Einzeldarstellung fein individualisierter Charaktere versagen müssen. Auch den Impressionismus mußte die Schule als ihr nicht gemäße Richtung ablehnen. Aber etwas haben auch diese Bewegungen dem Schültheater gebracht: eine Abkehr von manchem Konventionellen in Tonfall, Gebärde, Maske, Charakterauffassung.

Ganz anders als zu den letztgenannten Richtungen verhielt sich das Schültheater

1) Den Gegenstand der folgenden Betrachtungen soll unsere deutsche Schulbühne bilden; von der Behandlung des griechischen Schültheaters, das sich bis in die letzte Zeit hinein an unserem altklassischen Gymnasium verständnisvoller Pflege erfreut, muß hier abgesehen werden. Ferner soll hier nur die künstlerische Entwicklung des baltischen Schültheaters skizziert werden, das Spiel der Schulbühne also nur als künstlerische Darbietung, nicht aber auch als Erziehungsmittel gewertet werden. Wer sich für die pädagogische Seite unseres Schültheaters interessiert, sei auf die gehaltvolle Studie „Dramatische Aufführungen in der Schule“ von A. Unverhau (11. Jahrbuch der Rigaer Kommerzschnle, 1912; Abdruck im „Pädagog. Anzeiger für Rußland“, 1912, Nr. 11 u. 12) verwiesen, die auch sonst als Ergänzung zu diesen Ausführungen dienen kann. Freilich wurzelt diese Studie im wesentlichen noch in unserer „Meiningerzeit“.

zu der nun folgenden Stilkunst. Hier fand es Aufgaben, an die es sich mit Aussicht auf einigen Erfolg wagen konnte, die seinen Kräften und Mitteln entsprachen. Die Wendung zum Typischen im Einzelspiel, zu Einklang und Rhythmus im Zusammenspiel, die konnte die Jugend mitmachen. Das Streben, den Charakter einer Situation durch Abstimmung des Szenenbildes zum Ausdruck zu bringen, versprach auch bei den bescheidenen Mitteln der Schulbühne Erfolg. Es mußte nur sorgfältig bei der Wahl des Stückes verfahren, es mußten nur psychologisch undifferenzierte Stücke gefunden werden. Da griff das Schultheater nach Hans Sachs, Gryphius, zu Krippenspielen und anderen mittelalterlichen Volksspielen, zu künstlerischen Märchenspielen. Gegenwärtig ist eine ausgesprochene Abkehr vom klassischen Repertoire zu spüren und eine Einlenkung in eine Richtung, die zur Volksbühnenkunst führt.

„Der fahrende Schüler“ wird gespielt, aber jetzt im Holzschnittstil auf einem Podium, „Der Kobold zu Fünfling“ auf einer zweidimensionalen Bühne (Flächenbühne ohne Tiefe) mit Andeutung des Szenenwechsels durch Beleuchtungsänderung. Gryphius' „Geliebte Dornrose“ erhebt wiederbelebt. Man wagt sich an die Hofmannsthal'sche Bearbeitung des „Every man“. Die von Vogt im Teubner'schen Verlage herausgegebenen „Weihnachtsspiele des schlesischen Volkes“ (ein Advent-, ein Krippen- und ein Herodespiel) erfreuen sich bei uns besonderer Wertschätzung. Das künstlerische Märchenpiel erobert sich das Kindertheater; man spielt: „Das tapferere Schneiderlein“ (Gümbel-Seiling), „Pechvogel und Glücksfind“ (Singpiel nach dem Volkman-Leanderschen Märchen, in naivem Kindertheaterstil dargestellt), „Die Nachtigall“ (nach dem Andersen'schen Märchen).

Unabhängig vom Gang der Entwicklung in der großen Theaterwelt hat unser Schultheater — bei der Inszenierung des schlesischen Adventspiels — die Treppenhöhe entdeckt. Auf den nach unten „in die Erdenwelt“ und nach oben „in den Himmel“ führenden freiliegenden Treppenläufen eines Schulvestibüls und auf dem Treppenabfah in halber Höhe entwickelte sich das Stück, in dem auch schon „Höhen- und Lichtsymbolik“ eine wirksame Rolle spielten. Auch das schlesische Krippen- und das Herodespiel gingen auf derselben Treppe (im Vestibül der Städtischen deutschen Mittelschule in Riga) in Szene. Und nach Ausgestaltung des anfänglich einfachen Beleuchtungsapparats konnte Hofmannsthal's „Jedermann“, als „Treppenspiel“ inszeniert, von Reinhardt'schen Prinzipien nicht ganz unbeeinflusst, aber als ehrliches frommes Dilettantenspiel dargeboten, aufgeführt werden. Zur Vierhundertjahrfeier der Einführung der Reformation in Riga hat endlich, am 31. Oktober 1922, die Städtische deutsche Mittelschule, unterstützt durch einige erwachsene Dilettanten, die „Parabel vom verlorenen Sohn“ von Burkard Waldis (Erstaufführung 1527 in Riga) gespielt, auf einer vorhanglosen Podiumbühne, kombiniert mit einer griechischen „Orchestra“, in der sich die Chöre entwickelten, und in deren Mitte auf einem Kanzelaufbau das „kleine Kind“ stand, das als Einleitung die biblische Geschichte vom verlorenen Sohn zu verlesen und als „Beschluß“ den Segen zu sprechen hatte.

Zum Schluß sei hier noch eines Versuchs gedacht, dem ein entwicklungsfähiger Gedanke zugrunde liegt.

Wir wollten „Hanneles Himmelfahrt“ aufführen; der szenischen Darbietung stellten sich aber Schwierigkeiten in den Weg. Da wurde vorgeschlagen, das Stück mit verteilten Rollen in übersichtlicher Gruppierung in der Klasse zu lesen, wie man auf der Unterstufe „Klein Roland“ und „Den rechten Barbier“, auf der Mittelstufe die Apfelschußzene aus dem „Tell“ gelesen hatte. Dieser Vorschlag wurde aber verworfen, und es wurde beschlossen, die Vorlesung auf die in einer Turnsaalnische hinaufführende 4—5 m breite 12stufige Treppe zu verlegen. Bei der Darbietung

sollten allerlei illusionsfördernde Momente zur Geltung kommen, ohne jedoch der Vorführung den Charakter der Vorlesung zu nehmen. Es sollte kein Spiel sein, sondern eine Vorlesung; daher bekam jeder Mitwirkende, auch der Träger der allerkleinsten Rolle, zur Störung der Spielillusion, ein Buch in die Hand. Die Teilnehmer durften nicht kostümiert, verkleidet, erscheinen, die Kleidung durfte sich vom gewöhnlichen Kostüm durch nichts Auffallendes unterscheiden, — das war klar. Doch konnte nichts dagegen eingewandt werden, daß die Armenhäusler Pleßche und Hantke in geschlossenen grauen Joppen, die Frauen aus dem Armenhause sowie die Nachbarinnen in schlichten dunkeln Kleidern auftraten. Zulässig schien es, durch Kleiderschnitt und -farbe den Waldarbeiter Seidel vom Arzt und Ortsvorsteher zu unterscheiden; den Schullehrer in einem langen schwarzen Rock auftreten zu lassen; die Engel in weißen Kleidern mit Kornblumensträußen an der Brust, mit Notenblättern, die zu beiden Seiten über die Hände herabhingen; die Mutter in Schwarz, den Maurer Mattern in einem verblühten Alltagsjackett vorzuführen; das Kostüm der Schwester Martha auf Blau und Weiß zu stimmen; und endlich Hannele als einzige farbige Figur in einem einfachen roten Kleide, mit ein paar Margueritenblumen geschmückt, ins Bild hineinzusetzen. Durch diese „angedeutete Kostümierung“ wurde allerlei Illusionsstörendes ausgeschaltet, illusionfördernde Ideenassoziationen wurden wachgerufen.

Unsere „Bühne“ bildete die schon erwähnte Treppennische, die oben mit einem Podest schloß, auf den von rechts und links je eine verhängte Tür mündete. Auf der rechten Seite der Treppe gruppierten sich die Armenhäusler, auf der linken die Gestalten des Siebertraums, die Treppenmitte war der Schauplatz der Hanneleszenen. Durch die Tür rechts erschienen die Gestalten der Wirklichkeit, durch die linke Tür, deren Vorhang sich in der Farbe kaum von der Wand abhob, kamen und gingen die Traumgestalten. Die Mitwirkenden betraten mit geschlossenem Buch die Treppe, nahmen den durch den Gang der Handlung gebotenen Platz ein und markierten dann durch Aufschlagen des Buchs ihren Eintritt ins „Spiel“. Vor dem Abtreten wurde das Buch geschlossen. Den Spielern, die zum größten Teil ihre Rollen auswendig gelernt hatten, war Mienenspiel und Hand- und andeutende Körpergebärde gestattet, soweit sie nicht durch das Buch daran gehindert wurden. Alle Mitwirkenden standen, nur Hannele saß auf einem Schemel, in halber Treppenhöhe.

Der unten an der Seite unmittelbar vor den Zuhörern stehende Regisseur gab eine gedrängte Inhaltsangabe an der Hand eines plakatartigen Personenverzeichnis, und griff dann später ab und zu durch Regiebemerkungen in Schlagwortform in den Ablauf der Vorführung ein — doch meist nur während des Auf- und Abtritts der Leser.

Das „Schlaf, Kindchen, schlaf“ sang ein verborgener Chor, auch die Trauermusik erklang aus dem Nebenraum links, das schöne „Eia, popeia“ am Schluß wurde mehrstimmig von einem das sitzende Hannele und den „Fremden“ halbkreisförmig umgebenden Engelchor gesungen.

Bei der Rollenbesetzung war natürlich auch auf Größe, Charakter der Erscheinung, Haarfarbe usw. Rücksicht genommen worden. Illusionsstörende Frisuren waren beseitigt worden.

Der Erfolg der Vorführung übertraf alle Erwartungen. Unabhängig voneinander haben mir zwei der Zuhörerinnen etwa ein Jahr nach dem „Spiel“ in einem Bericht über ihre Eindrücke erklärt, wir hätten das Stück „in Kostümen“ gespielt.

Eine ähnliche Vorführung wie die geschilderte war die Dante-Vorlesung im Treppenhaus der Städtischen deutschen Mittelschule in Riga (auf unserer Treppenhöhne). Auf drei Treppenläufen und zwei Absätzen ging die Vorlesung der Dialoge aus der

„Göttlichen Komödie“ vor sich, als Urprobe für die spätere szenische Vorführung der „Divina Commedia“ zur Dantefeiер (durch Erwachsene). Man kann dieser in mancher Hinsicht recht unvollkommenen „Probe“ wohl nachsagen, daß sie eine klare Personen- und Schauplatzübersicht ermöglichte, Einblick in die „poetische Tektonik“ des Danteswertes gab, und daß hier die Höhenymbolik der Treppenbühne wirksam wurde.

Ich habe durch die eingehende Behandlung unserer Hamnelevorführung zur nachprüfenden Nachahmung anregen wollen. Doch warne ich dringend, auch nur einen Schritt weiter in der Förderung der Kostüm- und Spielillusion zu gehen oder die illusionstörenden Elemente zu beseitigen (insbesondere sei auch vor Schminke, Benutzung von Kopfsuß oder Perücken gewarnt). Die Vorführung muß vom Zuhörer als Vorlesung empfunden werden, freilich als eine, die immer wieder Spielassoziationen weckt.

Das Herderinstitut zu Riga und seine Ferienhochschulkurse.

Von Dr. K. Stavenhagen in Riga.

Am 12. September 1921 wurde in Riga das Herderinstitut eröffnet. Diese jüngste deutsche, von der Herdergesellschaft getragene Hochschule umfaßt jetzt vier Abteilungen: eine theologische, eine juristisch-staatswissenschaftliche, eine naturwissenschaftlich-mathematische und eine humanistische (Philosophie, Geschichte, Germanistik). Der Unterricht ist ganz nach dem Muster deutscher Universitäten aufgebaut. Der Schwerpunkt liegt in den Seminaren und Übungen. Neben den überwiegenden spezialwissenschaftlichen Vorlesungen finden allgemeinverständliche Publika zur Befriedigung des Bildungsinteresses der gebildeten Gesellschaft Rigas statt. Als Voraussetzung für die Immatrikulation gilt das Reifezeugnis einer höheren deutschen Lehranstalt. An der jungen Hochschule wirken zurzeit etwa 25 Dozenten, von denen ein Teil aus Deutschland berufen ist. Sie begann mit einer Zahl von 260 Hörern, die im letzten Herbstsemester auf 509 gestiegen ist. Die schon bestehenden alten gelehrten Gesellschaften Rigas stellten ihre reichen Sammlungen, Bibliotheken und Museen der Herdergesellschaft zur Verfügung, so daß sie über ein noch lückenhaftes, aber immerhin schon sehr erfreuliches, durch große Spenden ergänztes Lehrmittelmateriale verfügt. Der Wunsch nach einem eigenen Organ zur Veröffentlichung der wissenschaftlichen Arbeiten seiner Dozenten ist dem Herderinstitut infolge der schwer erschütterten pekuniären Stellung des lettländischen Deutschtums noch nicht in Erfüllung gegangen.

Die Eröffnung der neuen Anstalt war durch die eigentümliche Lage, durch die das hiesige Deutschtum durch die Schaffung des lettländischen Staates versetzt wurde, begründet. Dank der vom Staate gewährleisteten Schulautonomie konnte ein reichgegliedertes System von 92 Lehranstalten aufgebaut werden. Aber bei der Schnelligkeit, mit der hier aus den Trümmern der Kriegs- und Bolschewistenzeit Neues aufgerichtet werden mußte, galt es trotz eines großen Stammes von wissenschaftlich ausgebildeten Lehrern Unzulänglichkeiten zu beseitigen und für vorhandene sowie nachrückende Lehrkräfte weitere Ausbildungsmöglichkeiten zu schaffen. Ähnliche Bedürfnisse machten sich bei der gleichfalls autonomen deutschen Luthertische Lettlands geltend. Die alten wissenschaftlichen Traditionen des Baltentums mußten fortgesetzt, die seit Kriegsbeginn liegen gebliebene wissenschaftliche Arbeit wieder aufgenommen und für die wissenschaftliche Forschung des lettländischen Deutschtums ein Mittelpunkt geschaffen werden. Endlich und vor allem mußten die durch den Krieg zerrißenen Fäden zum europäischen und im besonderen zum deutschen Geistesleben wieder aufgenommen werden.

Zur Erreichung dieses letztgenannten Zieles unternahm es die Herdergesellschaft, im Herbst 1922 eine Reihe deutscher Gelehrter zu Ferienhochschulkursen, die am 20. August eröffnet wurden, aufzufordern. Dem Rufe leisteten in entgegenkommendster Weise Folge: die Mediziner R. von den Velden-Berlin und E. Masing-Dorpat, die Historiker S. Meinede-Berlin und H. Wanden-Heidelberg, der Archäologe M. Ebert-Königsberg (jetzt in Riga), der Germanist J. Petersen-Berlin und die Philosophen R. Euden-Jena und M. Scheler-Köln.

Die von ihnen gehaltenen Vorlesungen gestalteten sich zu einem Ereignis für das Deutschtum Lettlands: weit über 1000 Personen, darunter auch eine Anzahl Nicht-Deutscher, nahmen an den Kursen teil. Einzelne Vorlesungen waren von 700—800 Hörern besucht. An den um die Serienkurse gruppierten Veranstaltungen nahmen alle Kreise der deutschen Bevölkerung Rigas teil. Die Vorlesungen entwarfen dem Hörerkreis ein imponierendes Bild von der wissenschaftlichen Leistung Deutschlands innerhalb der letzten 8 Jahre, die Mitglieder der Herdergesellschaft erfuhren im persönlichen Verkehr mit den ausländischen Kollegen reichste Anregung und Förderung, und vor den Gästen tat sich ein Stück fremden und doch wegensverwandten deutschen Lebens auf. Als Mitte September die Letzten Riga verließen, hatten alle Beteiligten das Empfinden, daß hier in gemeinsamer Arbeit ein Werk gelungen war, das fortzuführen Sinn hat und dessen Förderung eine der Hauptaufgaben des Herderinstituts bleiben wird.

Die Pädagogische Woche in Riga.

Von einer einheimischen Teilnehmerin.

Im Oktober des vergangenen Jahres veranstaltete der Deutschbaltische Lehrerverband Lettlands gemeinsam mit dem Berliner Zentral-Institut für Erziehung und Unterricht in Riga eine Pädagogische Herbstwoche.

Es war ein Ereignis von großer Bedeutung für unsere in schwerer pädagogischer Kultur- und Kampfesarbeit stehende Lehrerschaft. Keine der 14 Ortsgruppen unseres Lehrverbandes fehlte, und weit über die Grenzen unseres Landes hinaus reichte die Beteiligung: es waren auch Stammesgenossen aus Estland und aus Litauen gekommen. Unsere größte Schulaula erwies sich als zu klein; die Vorträge mußten im „Gewerbeverein“, im größten, 1200 Zuhörer fassenden Saal unserer Stadt, abgehalten werden. Zum ersten Male erschienen unsere andersstämmigen Heimatsgenossen — Letten, Russen und Juden — als Gäste unseres Lehrverbandes. Pädagogisches Interesse und pädagogische Arbeit vereinten so alle Bevölkerungsgruppen unseres Landes.

Die Vortragsreihen der „Pädagogischen Woche“ waren unter einem großen Gesichtspunkt zur Einheit zusammengefaßt. „Freie geistige Arbeit des Kindes“ — so lautete das Zentralproblem, das in mannigfacher Weise von den Vortragenden zur Darstellung gebracht wurde.

Wir hatten die Freude, den Urheber dieser Idee und den Umgestalter deutschen pädagogischen Denkens, Oberstudiendirektor Gaudig, zum ersten Male in Riga zu sehen und von ihm selbst in die Problematik des modernen Unterrichts eingeführt zu werden. Die Probleme weiteten sich im Verlauf der Vorträge zu der großen und kühnen, alles pädagogische Tun umfassenden Zielsetzung der Kulturschule; eine Forderung der Gegenwart an die deutsche Zukunft.

Gaudigs Mitkämpfer Otto Scheibner — der baltischen Lehrerschaft als Vortragender auf früheren Serienkursen bestens bekannt — machte uns den schwierigen und komplizierten Verlauf des Arbeitsvorganges nach seiner psychologischen, pädagogischen und arbeitstechnischen Seite durchsichtig. — Lotte Müller, unser dritter Leipziger Gast, zeigte in feinsinniger Weise, wie man die Schätze deutschen Schrifttums und deutscher Sprache durch freie geistige Arbeit der Kinder heben könne; während Professor Schoenichen, der tätige und verdienstvolle Leiter des Zentralinstituts, die Anwendung dieses Prinzips auf dem Gebiete des naturwissenschaftlichen Unterrichts vorführte. — Auf diese Weise erschlossen die Vortragenden den Zuhörern Ziel, Wesen und Methode der modernen Arbeitsschule.

Die Beziehungen der einzelnen Ortsgruppen zu Riga sind noch enger und freundlicher geworden durch das gemeinsame Erlebnis der „Pädagogischen Woche“. Aber auch der Zusammenhang mit der deutschen Lehrerschaft Estlands, der uns nach der politischen Abtrennung fast verloren gegangen war, hat sich zu einem starken Zusammengehörigkeitsgefühl gesteigert. Gerade aus der Mitte der Estländer wurde uns so begeisterter Dank zuteil, wie ihn nur tiefstes Erleben auslöst. Wir empfinden uns nun als in lebendiger Schicksalsgemeinschaft stehend mit der Lehrerschaft nördlich der Grenze.

Und noch weiter reichen die Nachwirkungen der „Pädagogischen Woche“. Gemeinsame Arbeit überwand die Vorurteile hüben und drüben und bahnte die erste Annäherung an zwischen den deutsch-baltischen Lehrern und einem Teil der lettischen Lehrerschaft.

Schließlich aber — und das gehört zu dem Wertvollsten — hat die „Herbstwoche“ ein festes Band zwischen uns und unseren reichsdeutschen Gästen, den Vertretern deutscher pädagogischer Wissenschaft, geknüpft. Diese haben in der kurzen Spanne Zeit uns kennen gelernt in unserem Wesen und Wollen, in unserem Kampf und in unserer Arbeit und haben uns als Art von ihrer Art erkannt.

Riga, der geistige Mittelpunkt unseres Landes, hatte alles aufgeboten, um den reichsdeutschen Gästen einen Einblick in deutsch-baltisches Leben zu verschaffen. Der Naturforscherverein und die Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde veranstalteten je einen öffentlichen Vortrag; Schüler der Städtischen deutschen Mittelschule boten den Gästen als Festspiel zur Dierhundertjahrfeier der Einführung der Reformation in Riga eine Aufführung des alten Waldischen Reformationsspiels „Der verlorene Sohn“; u. a. m. — Der Abend aber vereinte die Teilnehmer der „Pädagogischen Woche“ mit den reichsdeutschen Gästen häufig zu geselligem Beisammensein.

So haben unsere deutschen Gäste uns kennengelernt in unserer Arbeitsfreude und in unserer Selbstfreude, zur Zeit eines gesteigerten Erlebens, wo die Menschen, herausgehoben aus ihrem Alltag, sich leichter erschließen.

Die deutsche Kolonie Hirschenhof in Lettland.

Von Pastor S. Hollmann in Hirschenhof.

Als Katharina II. um das Jahr 1760 den Plan gefaßt hatte, an einzelnen Stellen ihres Riesenreiches deutsche Bauern als Kolonisten anzusiedeln, damit deren zähe, treue Arbeit den Ackerbauern in Rußland als Vorbild diene, hat sie auch im Gouvernement Livland ein Kronsgut, Hirschenhof, 27 km nördlich von Kokenhusen (an der Düna), zu einer solchen deutschen Kolonie bestimmt, ein Landstück von rund 20 km Länge und 10 km Breite, am Oberlauf der Perse (Nebenfluß der Düna) und der Oger gelegen.

In Schwaben und Hessen, Westfalen und den Grenzgebieten nach Dänemark zu warben die Agenten der Kaiserin Leute, die, durch große Versprechungen bewogen, sich bereit fanden, die Auswanderung ins ferne, fremde Land zu wagen.

Außer wenigen, schon früher bebauten Ackerstücken war das Land von dichtem Walde bestanden. Da sollten sie nun roden und Häuser bauen und dem von Natur wenig fruchtbaren Boden das tägliche Brot abzwängen. So mancher von den Einwanderern hat damals heimlich das Land wieder verlassen; denn öffentlich durften die durch Kontrakte verpflichteten Siedler nicht fort. Einigen gelang die Flucht, andere wurden an den Landesgrenzen gefangen, durchgeprügelt und wieder zurückgeführt.

Nun mußten sich die „Kolonisten“ wohl oder übel niederlassen. An den Flußläufen und um die alten Hofstellen des Gutes errichteten sie sich ihre Hütten. Der Urwald mußte dem zähen Fleiß weichen. In Gruppen von 4—6 Bauernhöfen, die um der Sicherheit willen dicht aneinandergelassen wurden, haben die Leute sich ihre neue Heimat geschaffen, auf anderthalb Jahrhunderte die einzige Pflanzstätte deutsch-bäuerlicher Kultur im ganzen Baltienlande.

Das Verhältnis zu den eingeborenen Letten, in deren Mitte die Neuankömmlinge in geschlossener Masse sich niedergelassen hatten, wurde von Anfang an dadurch bestimmt, daß die „freien deutschen Leute“ — mit allerhand Privilegien ausgestattet — den damals leibeigenen Bauern gegenüberstanden und ihre eigene selbständige Verwaltung unter einem Schulzen hatten. Es ist diese im ganzen Lande

einzig dastehende Sonderverfassung erst im Jahre 1906 aufgehoben worden. Ein stark ausgeprägtes Selbstgefühl hat diese deutschen Siedler vor jeder engeren Berührung und Vermischung mit der eingeborenen Bevölkerung bewahrt, und es sind Heiraten zwischen ihnen und den Letten bis heute nur ganz ausnahmsweise vorgekommen.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurden die Bauernhöfe allmählich zu Einzelhöfen „streugelegt“, d. h. die Wohnhäuser und Wirtschaftsgebäude wurden mehr in die Mitte der zugehörigen Grundstücke versetzt. Fleiß und Sparsamkeit verhalfen zu immer größerem Wohlstand. Dorfschulen sorgten für die aller-notwendigsten Grundlagen der Bildung. Die durchweg evangelisch-lutherische deutsche Bauerngemeinde wurde in der Muttersprache von einem Pastor bedient, der aber gleichzeitig auch Seelsorger einer benachbarten lettischen Gemeinde war.

Gesunde Volkskraft hat sich durch anderthalb Jahrhunderte bei den „Kolonisten“ im großen Kinderreichtum der Familien bezeugt. Von den vielen Söhnen eines Besitzers wurde in der Regel der älteste der zukünftige Erbbesitzer. Die jüngeren wurden gewöhnlich zu Handwerksmeistern nach Riga in die Lehre geschickt und blieben dann auch meistens in der Stadt, wo sie als Gesellen und Meister ihr gutes Auskommen fanden und schließlich in der alteingesessenen städtischen deutsch-baltischen Bevölkerung aufgingen. Nur vereinzelt kehrten sie nach vollendeter Lehrzeit wieder in die Heimat zurück, erhielten kleine, vom väterlichen Grundstück abgeteilte Landstellen, „Handwerksplätze“ genannt, und kamen durch Fleiß und tüchtiges Können gut fort. Nicht wenige ließen sich auch auf den Rittergütern weit herum nieder, wo sie Arbeit und dauernden Verdienst fanden. Alle aber, die in Hirschenhof blieben, also die eigentlichen „Kolonisten“, führten ein wenig beachtetes Sonderdasein, ohne nennenswerte Beziehungen zu der bäuerlichen lettischen Umwelt oder zur städtischen deutschbaltischen Bevölkerung — die nächste größere Stadt, Riga, ist etwa 100 km weit entfernt —, unbelästigt durch die russischen Behörden, vor denen sie durch ihre Privilegien geschützt waren, kurz, unberührt durch fremde Einflüsse. So hat sich unter ihnen manche volkskundlich interessante Sitte (und Unsitte) der alten Heimat erhalten können.

Der stets wachsende Wohlstand fand seinen Ausdruck in der Vorliebe für gute Kleidung, gute Pferde und Wagen, für fröhliche Feiern der Familienfeste, für reichliches Essen und oft überreichliches Trinken.

Da kam plötzlich die Katastrophe. Als während des Weltkrieges die Schützengräben immer weiter ins Baltenland hereintrückten, wurde am Anfang des Jahres 1916 die ganz allgemein deutschfeindliche Stimmung in Rußland auch den Hirschenhöfer Kolonisten zum Verhängnis. Im März erfolgte der Befehl: Alle Hirschenhöfer, ja sogar alle Nachkommen ehemaliger Kolonisten, gleichviel, wo sie lebten, seien in die inneren Gouvernements Rußlands auszuweisen. In wenigen Tagen mußten die so betroffenen Leute ihre ganze Habe veräußern; die Höfe wurden lettischen, meist aus Kurland geflüchteten Bauern übergeben. Wer vor einem festgesetzten Termin die Reise auf eigene Kosten antrat, durfte sich seinen zukünftigen Aufenthaltsort selbst wählen; die übrigen wurden unter polizeilicher Aufsicht weit nach Osten bis an die Grenze von Sibirien verschickt.

Zwei Jahre haben die Hirschenhöfer in der Verbannung leben müssen. Nur ganz wenige Soldatenfrauen hatten das Recht erhalten zu bleiben. Sie haben es aber nicht alle ausgenutzt, sondern folgten vielfach freiwillig ihren nächsten Angehörigen in die Verbannung, da ihnen das Leben unter drückenden Verhältnissen inmitten der fremden und durchaus nicht wohlwollenden Menschen unerträglich wurde.

Als dann im Jahre 1918 das ganze Baltikum von den deutschen Truppen besetzt worden war, erhielten die Kolonisten auf Veranlassung der deutschen Regierung das Recht, in ihre Heimat zurückzukehren. Sie sind auch alle wiedergekehrt. Die zeitweiligen Inhaber der Bauernhöfe mußten den alten Besitzern Platz machen.

Aber bitter schwer wurde das neue Anfangen. Mit leeren Händen in ihren fahlen vier Wänden, ohne hinreichende Geldmittel, in einem von den russisch-bolschewistischen Truppen ausgelagerten Lande — wie sollten sie sich da wieder einrichten?

Das wohlwollende Entgegenkommen der deutschen Heeresverwaltung hat über die ersten Schwierigkeiten hinweggeholfen. Brot, Saat, Ackergeräte, Pferde — wenigstens etwas von allem wurde beschafft; und nun mußte es sich zeigen, ob noch genug zäher Fleiß, Genügsamkeit und zielbewußter Wille vorhanden sei.

Die Hirschenhöfer Kolonisten haben die Probe bestanden. In ihren 108 größeren (30—70 Hektar) und etwa 80 kleinen (2—5 Hektar) Bauernhöfen und Handwerksstellen lebt die 2300 Seelen starke deutsche Kolonistengemeinde jetzt nach vier Jahren wieder in auskömmlichen Verhältnissen. Sie haben sich zu einer selbständigen deutschen Kirchengemeinde konstituiert mit einem eigenen Pastor. In vier Grundschulen werden von zehn Lehrern 350 Kinder in der Muttersprache unterrichtet. Eine Ortsgruppe des ganz Lettland umfassenden Deutschen Elternerverbandes konnte vor zwei Jahren, eine Ortsgruppe des Deutschbaltischen Lehrerverbandes vor einem Jahr, eine eigne Spar- und Darlehensgenossenschaft vor einem halben Jahr ins Leben gerufen werden.

Noch fehlt es an vielem, was vor der Landesverweisung vorhanden war: Vieh, Fahrzeug, Ackergerät und Maschinen. Aber es geht bergauf. Stück um Stück wird das Fehlende beschafft, und wenn friedliche Weiterarbeit auf einige Jahre hinaus möglich wird, ist die Hoffnung wohl begründet, daß die deutsche Kolonie Hirschenhof in allen äußeren Lebensbeziehungen wieder in die Höhe kommt.

Volkslieder aus Hirschenhof.

Ein Mädchen wollt' sich Wasser schöpfen
Von einem kühlen Brunnen.
Ho-o-h, ho-o-h und jaja, von einem kühlen
Brunnen!

Sie hatt' ein schneeweiß Hemdchen an
Und darauf schien die Sonne.
Ho-o-h, ho-o-h und jaja, und darauf schien die
Sonne.

Sie sah wohl hin, sie sah wohl her,
Sie dacht, sie wär' alleine. Ho-o-h, usw.

Da kam ein Ritter geritten sein,
Der grüßte sie gar feine, usw.

„Du sollst meine Herzsallerliebste sein
Und eine Jungfer bleiben“, usw.

— „Soll ich Ihre Herzsallerliebste sein
Und eine Jungfer bleiben, usw.“

So soll'n Sie mir drei Rosen bringen,
Die drei auf einem Zweige! usw.

Die eine rot, die andre blau,
Die dritte gleich Diolen!“ usw.

Er ritt wohl hin, er ritt wohl her,
Er konnt' sie nirgends kriegen, usw.

Er ritt wohl hin, er ritt wohl her
Bis an des Malers Türe, usw.

„Könn' Sie mir nicht drei Rosen schaffen,
Die drei auf einem Zweige? usw.“

Die eine rot, die andre blau,
Die dritte gleich Diolen!“ usw.

„Die Rosen soll'n Sie haben hier,
Die blühn in meinem Garten!“ usw.

Und als er ihr die Rosen bracht',
Da fing sie an zu weinen, usw.

„Ich hab es nur im Scherz gesagt,
Und Sie im Ernst gemeinet!“ usw.

„Haßt Du es nur im Scherz gesagt
Und nicht im Ernst gemeinet, usw.“

So sollst Du mir aus Haferstroh
Den feinsten Saden spinnen!“ usw.

„Soll ich für Sie aus Haferstroh
Den feinsten Saden spinnen, usw.“

Dann soll'n Sie mir aus Lindenlaub
Die schönsten Kleider nähen!“ usw.

„Soll ich Dir ja aus Lindenlaub
Die schönsten Kleider nähen, usw.“

Da sollst Du mir 'ne bunte Kuh
hinauf den Glasberg treiben!" usw.

"Soll ich für Sie 'ne bunte Kuh
hinauf den Glasberg treiben, usw.

Dann soll'n Sie mir ein wildes Schwein
An einem Hügel weiden!" usw.

"Soll ich Dir ja ein wildes Schwein
An einem Hügel weiden, usw.

Dann sollst Du mir siebenhundert Krefß
Von hier nach Strahburg treiben!" usw.

"Soll ich ja siebenhundert Krefß
Von hier nach Strahburg treiben, usw.

Dann soll'n Sie mir die Schritte zähl'n,
Die ja die Krefße meiden!" usw.

"Soll ich Dir ja die Schritte zähl'n,
Die ja die Krefße meiden, usw.

Dann sollst Du mir sieben Söhnlein ge-
bären

Und eine Jungfer bleiben!" usw.

"Soll ich Ihn' sieben Söhnlein gebären
Und eine Jungfer bleiben, usw.

Dann soll'n Sie mir sieben Wiegen machen
Und keine Span dran schneiden!" usw.

"Soll ich Dir sieben Wiegen machen
Und keine Span dran schneiden, usw.

So will ich nie und nimmermehr
Mit einer Jungfer streiten!" usw.

Zaubersprüche aus Hirschenhof.

Reimchen beim Buttermachen.

Buttre dich, buttre dich!
Es gibt kein' größere Heg' als ich!

Aus jedem Haus ein'n Löffel voll,
Aus Nachbars (Namen des Nachbars) Haus
ein Scheffel voll.

Gegen die Knochenrose.

Jesus ging über Wasser und Land,
Drei Rosen hatt' er in seiner Hand,
Die eine war rot,

Die andre war tot,
Die dritte verschwand und kam nicht mehr
wieder. † † †

Gegen den Brand.

In unseres Herrn Jesu Wunden,
Da fließen drei heilige Brunnen.
Der erste heißt „Still das Blut!"

Der andre „Lösch den Brand!"
Der dritte heißt „Schwär nimmermehr!" † † †

Gegen die Flechte.

Weidenbaum und Flecht'
Hatten beide Streit um ihr Recht.

Der Weidenbaum behielt sein Recht,
Die Flecht' verlor ihr Recht. † † †

[Gegen die Feibel und Darmgicht beim Vieh.

Jerusalem, Jerusalem, Jerusalem, du jü-
dische Stadt,
Da man Jesus Christus gekreuziget hat,

Und was da war zu Wasser und Blut,
Zu dem Pferd für die Würmer, Feibel und
Darmgicht gut. † † †

Gegen den Biß eines tollen Hundes.

Alle guten Geister loben Gott den Herrn! Und es ging aus Eden ein Strom, zu wässern
den Garten. Er teilte sich in 4 Hauptstraßen, welches ist im I. Buch Moses, das 2. Kapitel,
der 16. Vers. † † †

(Man schreibe es auf sehr feines Papier, schmiere 2 dünne Stückchen Butterbrot, lege
sie doppelt zusammen, das Papier dazwischen und gebe es dem Gebissenen zu essen.)

Bücherbesprechung.

Dr. Karl v. Löwis of Menar, „Burgenlexikon für Altlivland“. Mit 24 Plänen und 56 Ansichten. Herausg. von der Gesellsch. f. Gesch. u. Alt. zu Riga. Riga 1922. Verlag Walter & Rapa. 130 S. u. 52 Taf. 8°. Preis 120 Rbl.

Zwischen Memel und Narva dehnt sich um 1200 ein mit Wäldern und Mooren bedecktes, von Seen durchbrochenes, wasserreichen Strömen und Flüssen durchzogenes Gebiet, dem eine Gruppe großer und kleiner Ostseeinseln vorgelagert ist. Über 400 Wallburgen der Kuren, Letten, Liven und Esten aus der vorchristlichen, der vorgeschichtlichen Zeit liegen an gewissen Punkten der langgestreckten Küsten, mitten in Moor und Wald, an fischreichen Gewässern, an Verkehr ermöglichenden Wasserläufen (denn schon sucht der Westhandel das russische Hinterland), Bodenerhebungen oder sonstwie von Natur zur Verteidigung geeignete Örtlichkeiten ausnützend, vielleicht und teilweise Sitze von Häuptlingen, meistens aber nur letzte Zufluchtsstätten für Menschen und Fahrnis in den nie aufhörenden Kriegen aller gegen alle und den Einfällen der Nordmänner, Russen und Litauer. Auf einem Quadratkilometer leben noch nicht ganze fünf Menschen. Ihre Stuchtburgen sind palisadierte Erdanlagen, im Norden Steinringwälle, der größte 550 m im Umfang, manchmal begleitet von kleineren, Kultzwecken dienenden, gestalteten Erdhöhen. Neben den archäologischen Funden und Gräbern sind die Wallburgen die einzigen Zeugnisse aus einer Zeit ohne eigene schriftliche Überlieferung, von der Forschung noch nicht erschöpfend ausgedeutet. Der I. Teil des „Burgenlexikons“ gibt eine erste allgemeine Grundlage für diesen Wissenschaftszweig, dem in unserem Lande eine große Zukunft sicher ist. In dieser Anzahl, obwohl noch vielfach ergänzungsfähig, sind die baltischen Wallburgen vom Verf. zum erstenmal zusammengefaßt, wobei für die meisten von ihnen die vorhandene weitwichtige Literatur zusammengestellt, die etwa um sie spielenden Sagen und historischen Ereignisse notiert, in einer Einleitung kurze orientierende Bemerkungen gegeben werden.

In ähnlicher Weise, jedoch viel ausführlicher, beschreibt der II. Teil in alphabetischer Anordnung, unter Anführung der hier zum erstenmal gesammelten weiterverstreuten Literatur nebst allen vorhandenen Abbildungen und Plänen, die 150 Steinbefestigungen des livländischen Mittelalters. Sie entrollen vor uns eine andere Gesamtansicht als jene, wo die heidnischen Wallburgen die eindrucksvollsten Änderungen von Menschenhand der baltischen Landschaft aufgeprägt hatten. Auf strategisch wichtigen, das Umgebiet oder die weiten offenen Grenzen gegen den Barbarenosten militärisch beherrschenden Höhen (manchmal auf den Stätten der vormaligen Heidenburgen), an verkehrswichtigen Fluß- und Meeresuferstellen, an Kreuzungen der Straßen (der neuen Lebensadern) erheben sich die Burgen der fünf bischöflichen Landesherren und des Deutschen Ordens, die festen Häuser einiger Vasallengeschlechter. Hier und da liegt ein zum „castrum“ befestigtes Zisterzienserkloster. Und dann, dünn gefät im weiten Gebiet, die hochbetürnten Ringmauern der Städte, gleich bezintnten Kronenreifen die Brunnenstuben, Schachzammern, Brennpunkte unseres mittelalterlichen Kulturlebens umfangend. Etwa 10 Menschen auf dem Quadratkilometer ernährt das Gebiet auf der Höhe des Mittelalters. Seine Mauern sind dauernde Wohnsitze.

Diesen Bauwerken, unter denen der Verf. sich am besten zu Hause fühlt, sind auch die meisten der ganz- oder halbseitigen Ansichten und Pläne gewidmet. Sie führen (zusamt dem im „Burgenlexikon“ natürlich nicht berücksichtigten Kirchen) typische baltische Vorbilder aus derselben Baukunst des deutschen Nordens und des preußischen Ordensgebiets vor, von der unser Landsmann Dehio in seiner Geschichte der deutschen Kunst (II, 1921) urteilt: „Man sieht es dieser Baukunst an, daß sie von Menschen stammt, bei denen die Willenskräfte im Vordergrunde standen, denen eine scharfe Luft um die Nase wehte, die kühn in eine gestaltlose Welt vorgedrungen waren.“ Um auch unsere mittelalterliche Baukunst dereinst zu solcher Anschauung zu bringen, dazu ist vielleicht im Löwischen „Burgenlexikon“ ein erster Teilansatz gemacht: ein Inventar, das das meiste Erreichbare an Material über den Gegenstand (außer den Kirchenbauten) mit Bienenfleiß zusammengetragen hat. Vielfach ergänzungsfähig und verbesserungsfähig, wie jeder erste Versuch, ist das Buch doch einzig in seiner Art und unentbehrlich. Eine Karte mit allen Wallburgen und mittelalterlichen Mauerbefestigungen wünscht man sich für eine neue Auflage.

Leonid Arbusow in Riga.

Zum Gedächtnis Wilhelm Heinrichs v. Riehl.

Geboren zu Biebrich am 6. Mai 1823 (gestorben am 16. November 1897).

Weil wir versäumt, den Macht- zum Kulturstaat auszubauen, sind wir abgestürzt, und nur wenn wir mit unserm Besten, unseren Geistesfähigkeiten wirklich vertraut, wenn das ganze Volk zum Träger echter deutscher Bildung wird, kann einmal ein neuer deutscher Kulturstaat auch wieder eine nationale Macht werden, so klingt in gesprochenem und geschriebenem Wort wenigstens der Geistgläubigen überall die Losung. Ihr Gehör zu schaffen, ist niemand berufener als Wilhelm Heinrich v. Riehl, dessen dankbar zu gedenken wir an seinem hundertsten Geburtstage alle Veranlassung haben.

Ein rüstiger Wanderer, der schon unter Großvaters Führung jedes Kunstwerk am Wege zu betrachten und keinen Volksbrauch unbeobachtet zu lassen lernte, zuerst Student der Theologie, dessen Gesichtskreis die Professoren von Tübingen, Marburg, Gießen und Bonn, Männer wie Zeller, Vischer und Carriere, E. M. Arndt und Dahlmann bald weit über den eines hessen-nassauischen Landpfarrers hinaushoben; voll wahrer Begeisterung für alle schönen Künste, von denen er die Musik auch schaffend (Hausmusik 1855, Neue Lieder für das Haus 1877) und eine Zeitlang als musikalischer Leiter des Wiesbadener Hoftheaters pflegte, ein Jahrzehnt (1844—54) an einer ganzen Reihe west- und süddeutscher Zeitungen in leitender Stellung tätig, zuletzt an der Augsburger Allgemeinen, brachte er alle Eigenschaften, die ihn zum Begründer der deutschen Kulturgeschichte machten und ihn als ersten in Deutschland befähigten, eine Vorlesung über Soziologie zu halten, nach der Hauptstadt des sozial glücklicher als andere Bundesstaaten geschichteten Bayernlandes mit, als er Ostern 1854 als Professor der Kulturgeschichte und Statistik dahin berufen wurde. Außerdem hielt er, ein Verehrer unserer älteren, besonders klassischen, nicht Wagnerscher Musik, 1875—92 auch an der Münchener königlichen Musikschule Vorlesungen, und auch innerhalb der von ihm 1846 mitbegründeten Vereinigung für wissenschaftliche Wandervorträge hat er allein zwischen 1869 und 1895, d. h. bis zur drohenden Erblindung, in 118 Städten über 108 Themen 691 Vorträge gehalten. So schuf er sich besonders in Süd- und Mitteldeutschland eine nach vielen Tausenden zählende treue Schar von gesinnungsverwandten Freunden für seine Auffassung der Kulturgeschichte als „Geschichte der gesamten Gesittung der Völker, wie sie sich in Kunst, Literatur und Wissenschaft, im wirtschaftlichen, sozialen und politischen Leben und dazu auch in den — oft allein darunter verstandenen — Privataltertümern ausdrückt“.

Welch werbende Kraft und welche Anschaulichkeit solche Auffassung der Kulturgeschichte auch nur eines einzelnen Stammes zu verleihen vermag, das lehrt die 8 Jahre lang (1859—67) von ihm geleitete „Bavaria“, eine umfassende geographisch-ethnographische Schilderung Bayerns, ebenso wie seine Einzelschrift „Die Pfälzer“ (1857) und fleißiger Besuch des Bayrischen Nationalmuseums, das in seiner jetzigen großzügigen Neueinrichtung noch von ihm, der seit 1885 sein Direktor war, geplant und vorbedacht ist. Unserem deutschen Volke überhaupt gelten die vier Bände seiner „Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik“ (1. Band: Land und Leute; 2. Band: Die bürgerliche Gesellschaft; 3. Band: Die Familie; 4. Band: Wanderbuch (zuerst 1851—69, zuletzt 1897—1904), und wesentlich auch die ergänzend daneben tretenden Sammlungen: Kulturstudien aus drei Jahrhunderten

ten (1859, zuletzt 1903), Musikalische Charakterköpfe (3 Bde.: 1857—77, zuletzt 1899) und Freie Vorträge (zwei Sammlungen, 1857 und 1885). Endlich das späte Buch „Religiöse Studien eines Weltkinds (1894, zuletzt 1900) enthält nicht nur in den drei Abschnitten seines Hauptteils: Ewigkeitsfragen, Zeitfragen, kirchliche Fragen, tiefe und schöne Ausführungen eines bei aller Treue gegen das gute Alte frei gesinnten und der kirchlichen Versöhnung zu dienen beflissenen Denkers, die in den erregten Auseinandersetzungen unserer Tage noch Beachtung verdienen, sondern auch der Anhang zeichnet im Rahmen des persönlichen Entwicklungsganges und Ringens seines Verfassers lehrreiche Bilder aus der deutschen Gymnasial- und Universitäts-geschichte der dreißiger und vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Aber Riehl verdient nicht nur als Wissenschaftler gewertet zu werden, sondern auch als Dichter, ja mehr als einmal hat er mir versichert, daß er „seine Novellen für das Dauerhafteste halte, was er geschrieben habe“. Und auch ein so kunstfömmiger und peinlicher Beurteiler nicht für die Jugend geschriebener, aber ihr zu empfehlender Dichtung wie Georg Heyden hat von diesen Erzählungen öfter den Eindruck von etwas Unvergänglichem gehabt. Es sind durchweg kulturgeschichtliche Novellen, eine Bezeichnung, die ihr Verfasser für die erste Sammlung aus dem Jahre 1856 selbst geprägt hat. Sie sind aber nicht geschichtlicher Belehrung halber geschrieben, sondern wollen dem Kunstgenuß dienen, nur daß ein auch die Gegenwart noch bewegendes psychologisches Problem, ein Seelengeheimnis auf einem sachkundig gezeichneten zeitlichen Hintergrunde, mit dem es schon naturhaft verwachsen war, seine Lösung findet. Und haben diese nach Art der vorklassischen Sarabanden und Suiten graziös „über zwei thematischen Motiven im doppelten Kontrapunkt“ aufgebauten Erzählungen¹⁾ in ihrer wohlgegliederten und durchdachten Gedankenführung nicht die Empfindungswärme, die Leidenschaftsglut, die sich überschlagende Laune anderer Meister der deutschen Novelle: eines haben sie vor den anderen voraus: „weil ihm vor allem unser deutsches Land und Volk lieb war, ist er stets auf deutschem Boden geblieben.“ Er umspannt mit seinen 50 Novellen weit über ein Jahrtausend deutscher Geschichte, genauer die Jahre von 762—1880, und seine Geschichten enthüllen von den mannigfachen Seiten alle Eigenarten der deutschen Volksseele: Treue bis in den Tod und Liebe bis zur Selbstüberwindung, deutsche Gemütstiefe und Glaubensinnigkeit, Freimut und Unabhängigkeitsdrang, ungeschminkte Wahrhaftigkeit und derbe Kernhaftigkeit, schlichte Heldengröße und unerschütterlichen Duldersinn, freilich auch rechthaberischen Eigensinn und vertrauensselig leichte Hingabe an alles Fremde.

Eins, was man von Riehl wohl erwartet hatte, hat er nicht geleistet: eine systematische deutsche Kulturgeschichte, wohl auch nicht schaffen mögen; denn bald tobten

1) Nähere von Riehl selbst gebilligte Ausführungen über die Anlage seiner Novellen siehe in meinem Aufsatz „W. H. Riehl als Novellist“, 34chr. f. d. deutsch. Unt., X (1896, 1—28), sowie in meinen von ihm selbst ebenfalls warm bedankten Schulausgaben von Bd. 1—3 der „Naturgeschichte des Volkes“ und ihren Einleitungen (J. S. Cotta'sche Buchh. Nachf.). Von Riehls Novellen sind die „Kulturgeschichtlichen Novellen“ vom Jahre 1856, die „Geschichten aus alter Zeit“ von 1863 und das „Neue Novellenbuch“ von 1868 jetzt in den zwei Bänden „Gesammelte Geschichten und Novellen“ vereinigt. Es folgten noch, steigend voller getönt, die Sammlungen: „Aus der Ede“ (1874), „Am Feierabend“ (1880) und „Lebensrätzel“ (1888). — Meine Schulausgabe „Sechs Novellen von W. H. Riehl“ (1902 Cotta) enthält Dichtungen aus allen obengenannten Sammlungen, abgesehen von den vorletzten).

erbitterte Kämpfe über das Verhältnis von Kultur- und politischer Geschichte, und er war keine Streitnatur, sondern, wie sich sein Forschen und Dichten die Hand reichten und der Humor nicht bloß in seinen Novellen beweist, eine ganze Persönlichkeit, die in sich selbst ruhte, aber auch den ehrlich bestrebten Andern gelten ließ. So hat er, der sich schon 1848 zu den Großdeutschen rechnete, es nicht verbittert, sondern versöhnt mit angesehen und gutgeheißen, als 1870/71 das neue Reich nicht in seinem Geiste, sondern in dem seines machtpolitisch gerichteten Gegenfüßlers Heinrich v. Treitschke errichtet wurde. Schon 1871, als er die Herausgabe des Raumerschen historischen Taschenbuches übernahm, hieß er es durch einen eigenen Beitrag „Elsässische Kulturstudien“ willkommen, und seine letzte Arbeit, sein erster Roman: „Ein ganzer Mann“, der mir von ihm 1896 aus Wildungen als ein kleines „eigenartiges Buch“ angekündigt, aber erst von seiner Witwe übersandt wurde, stellt diese Wandlung in humorvollem Bilde dar.

Durch die kommenden Jahrzehnte der Not schwingt das Pendel der deutschen Geschichte gewiß langsam wieder nach der großdeutschen Seite hinüber. Dann wird vielleicht Kiehls Arbeit, die stets dem ganzen deutschen Volke und voran seinen lebens- und kunstfroheren Landschaften galt, erneut wirksam werden, wie schon zu der heute so laut gepredigten, freilich oben wie unten noch lange nicht überall erfüllten Forderung der Arbeit aller der Grundgedanke seines tiefen Buches „Die deutsche Arbeit“ (1861, zuletzt 1883) durchaus paßt, „daß ein Volk erst dann sittlich und ökonomisch durch und durch gebildet heißen kann, wenn nicht bloß der wahrhaft Gebildete den Vorrecht des Himmels schon auf Erden in der Seligkeit der Arbeit findet, sondern sich auch der geringste Mann seinen Himmel nicht mehr als ewigen Feierabend, sondern als den ewigen seligen Arbeitstag träumt“; aber dabei war der Unermüdlige ein Freund von allem anderen als Hast und Gewinnsucht! Theodor Matthias.

Von Deutschlands letzter Kolonie.

Von Studienrat Dr. Arthur Laudien in Düsseldorf.

In der neuen Bücherreihe „Deutsche Stadt — deutsches Land“ ist als erster Band erschienen „Ostpreußen, seine Entwicklung und seine Zukunft“, herausgegeben von E. Köhler und M. Worgitzki (Charlottenburg 1922, Limaverlag). Mit guten Bildern reich ausgestattet, bringt er in einer Reihe kurzer Artikel aus der Feder Berufenster ein vollständiges Bild von Ostpreußens deutscher Sendung, seinem deutschen Kulturleben, von seinem wirtschaftlichen Eigenleben wie seinen diesbezüglichen Leistungen fürs Reich, von Landschaft und manchem anderen. Das Buch will im Reich Verständnis vermitteln für Ostpreußens deutsche Pioniertätigkeit, um dieser durch die Sympathie des Reiches Erleichterung zu schaffen. — Daneben seien die „Ostprobleme“ von Walther Harich (München 1922, Bed) genannt. Der Verfasser, bekannt durch die Biographie des Königsberger Romantikers E. T. A. Hoffmann, führt mit guten geschichtlichen Kenntnissen, bisweilen unter genialischen geschichtsphilosophischen Spekulationen den Gedanken durch, daß das „stille“ Ostpreußen seit einem Jahrtausend und besonders wieder seit dem Diktat von Versailles die Kampfzone zwischen Moskowitertum und Abendland, zwischen Byzanz und Rom ist. — Zu bedauern ist, daß in einem Schulbuch wie G. Weidner „Der koloniale Gedanke“ (Bielefeld 1921, Velhagen u. Klasing) der Kolonialisierung des Ostens nicht gedacht worden ist. Etwa deshalb, weil diese Kolonie noch nicht ganz verloren ist? — Dagegen widmet ein „Volksbuch“ desselben Verlages „Verlorenes Land — deutsches Land“, herausgegeben von P. Ruperti warme, deutschempfundene Worte dem Memelland, Westpreußen und Danzig, nicht zu vergessen auch dem verlorenen Baltenslande. — Einen neuen Beitrag zur „Volkskunde von Ost- und Westpreußen“ hat Prof. Dr. E. Schnippel bei Kafemann in Danzig herausgegeben (168 S. und 12 Abbildungen,

Grundpreis M. 1,50). Es wird hier ein umfangreiches Gebiet vergleichender Kulturgeschichte und Völkerpsychologie in anziehender Weise behandelt. Zahlreiche altertümliche Sitten und Gebräuche, Geräte, Siedlungs- und Bauformen haben sich gerade dort bis in unsere Tage hinein erhalten. Aus der Fülle eigener Entdeckungen, die der Verfasser während langer Jahre an Ort und Stelle gesammelt hat, sind besonders charakteristische Stoffe zu geschlossenen Kapiteln zusammengestellt; durch Parallelen aus anderen Gebieten und Zeiten ist die heimische Eigenart begrenzt und hervorgehoben. Eine Anzahl wissenschaftlicher Exkurse erhöht noch den Wert. — Seit Wilh. Jordans, des ostpreussischen Reden, Aufenthalt in Stankfurt a. M. hat der dortige Verlag Moritz Diesterweg dem Osten in mannigfaltiger Weise zum Wort verholfen. Nicht nur gestattet er dem deutschen Lesebuch für höhere Lehranstalten von Paldamus-Winneberger eine Sonderausgabe für Ost- und Westpreußen (von Ganske u. Wilm), auf die bereits bei anderer Gelegenheit in dieser Zeitschrift hingewiesen ist, nicht nur verlegte er die „Heimatkunde von Ostpreußen“ von Wilh. Sahn (1914) und die „Heimatkunde von Königsberg i. Pr.“ deselben Verfassers (1915), er widmet jetzt (1921) trotz schwieriger Wirtschaftsverhältnisse ein anschauliches Bändchen einer Gedichtsammlung „Ost- und Westpreußen im Spiegel deutscher Dichtung“, herausgegeben von Bruno Wilm, das eine Ergänzung zu Fritz Braun „Die Ostmark. Ein Heimatbuch“ (Leipzig 1920, Brandstetter) bilden und im Reich Verständnis, „sogar etwas Liebe“ für die von gierigen Slawenfluten umbrändete „Insel“ Ostpreußen werben möchte. Bei Diesterweg ist außer den Originalausgaben der Jordanschen Werke auch eine Schulausgabe von Jordans „Nibelunge“ erschienen, herausgegeben von Ed. Prigge, die sich im Unterricht sowie in Volkshochschulkursen bewährt. Und so finden wir nun auch bei Herrn. Muchau in der Schulauswahl „Neuerer deutscher Epik“ (Bielefeld 1921, Delhagen u. Klasing) eine längere Probe aus Jordans Siegfriedsage. — Die größten Hoffnungen glaubte der deutsche Osten auf den Norddeutschen Verlag für Literatur und Kunst in Stettin setzen zu dürfen. Die Härte der Zeit hat auch diesen Ansatß verkümmern lassen. Immerhin danken wir ihm die Romane eines Walter Mittasch, z. B. den „Scherbenberg“, der seinen Verfasser der Berliner Presse als kommenden Mann auf dem Gebiet des Romans erscheinen ließ, ferner von Walter Medauer Dramen wie „Das glückhafte Schiff“, eine Fahrt ins 17. Jahrhundert, und „Der blonde Mantel“, auch ein großes Versepos wie E. Sprengers „Götterfluch der Germanen“, ein Lied von der Amalungen Not, das im Geiste von Felix Dahn germanische Frühgeschichte der Gegenwart zum Spiegel und zur Lehre vorhält, schließlich von dem in Königsberg lebenden Schlefier Alfred Hein eine Novellenammlung „Der Unerlöste“. W. Ulmenried-Naujeds „Geschichten aus Litauen“ schildern mit Wirklichkeitsinn und überlegenem Humor ähnliche Charaktere, wie wir sie von E. Wichert und H. Sudermann kennen. In seiner Sammlung Lieder und Dainos „Litauische Heide“ gewinnt jene Landschaft und ihr Volkstum im Rahmen der Jahreszeiten Leben. — Ostpreussische Heide findet Beachtung auch in der Gedichtauswahl „Die Heide“, die J. Loewenberg für den Schulgebrauch getroffen hat (Bielefeld 1921, Delhagen u. Klasing). Neben Storm, Groth, Allmers, Heibel, Droste-Hülshoff und vielen anderen sind hier die Ostmärker Arno Holz, Hermann Löns, A. K. T. Tiel und Agnes Nügel vertreten. — Vom Herausgeber der „Ostdeutschen Monatshefte“ Carl Lange-Danzig liegt ein Bändchen zarter in Einzelheiten epigrammatischer Lyrik vor „Strom aus der Tiefe“ (Berlin 1921, Suche-Verlag) und die Broschüre „Der Kronprinz und sein wahres Gesicht“ (Leipzig 1921, Grunow), in der der Verfasser dank seiner mehrjährigen nahen Beziehungen zum Kronprinzen diesen als Menschen, als Sportsmann, als Soldat offen, natürlich und mit schlichtem Realismus schildert. — In diesem Zusammenhang seien auch die „Lieder und Balladen“ von Franz Lüdke erwähnt, obwohl dieser Ostmärker nicht gerade Ostpreuße ist; aber seine ganze Art weist dorthin, und das Weichselland (in Landschaft und Geschichte) ist ihm lebendig wie seine Heimat. — Das Überraschendste: einen Ostpreußenroman danken wir dem Schweizer Hugo Marti, der im übrigen durch sein „Kirchlein zu den sieben Wundern“ bekannt wurde; hier im „Haus am Haff“ (Basel 1922, Rheinverlag) ist die Landschaft der endlosen Ebenen, der meerbeispülten Gutshöfe, der sturmtrohenden Fischerdörfer mit liebevoller, einführender Seele empfunden. Die Gewalt der großen Stille über die Menschen, der langsame, harte Puls ihres Lebens, ihre stummen, urmächtigen Leidenschaften gestalten Einzelgeschicke von monumentaler Einfachheit, die, so stark sie sind, nie laut und grell werden — durch die Ehrfurcht des Dichters vor der alles in Bann legenden elementaren Natur des Landes.

Literaturberichte 1920/21.

Der deutsche Klassizismus (1921/22).

(Goethe—Schiller—Humboldt—Kant—Fichte—Schleiermacher—
Pestalozzi.)

Von Geh. Rat Dr. Paul Lorenz in Spandau.

II.

(Fortsetzung u. Schluß von S. 65.)

Für die eifrige Beschäftigung mit Kant zeugt eine Reihe von neuen Auflagen teils von Einzelschriften Kants aus fast allen Gattungen seiner reichen philosophischen Lebensarbeit, teils von bewährten Darstellungen seines Lebens und seiner Bedeutung für die Philosophie. Einen unveränderten Abdruck der von A. Messer herausgegebenen 4. Auflage stellt die 5. Auflage von Oswald Külpe's Immanuel Kant, Darstellung und Würdigung, dar¹⁰⁾, während die 2. Auflage von Karl Vorländers Leben Kants¹¹⁾ zahlreiche Verbesserungen, Berichtigungen, Ergänzungen im einzelnen erfahren hat und ihr auch schon die Einsicht in den 4. Band der Akademie-Ausgabe von Kants Briefwechsel zugute gekommen ist. Bis die große seit langem in Aussicht gestellte Kant-Biographie Vorländers erscheint, bleibt dieses kleine Buch unentbehrlich.

Von Theodor Valentiners neuen Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft¹²⁾ liegt in der 11. Auflage ein unveränderter Abdruck der 10. vor, die, vor 6 Jahren erschienen, in dem ganz vortrefflichen Sachregister ein unentbehrliches Hilfsmittel des Verständnisses darbot. Ebenso ist die 3. Auflage von W. Kinkels Ausgabe der Logik Kants¹³⁾ ein Abdruck der zweiten, als solcher ein besonders günstiges Zeichen ihrer Brauchbarkeit. Sie war bekanntlich zum allerersten Male als Handbuch zu Vorlesungen von Gottlob Benjamin Jäsche im Jahre 1800 herausgegeben, die 1. Ausgabe aber in der Philos. Bibliothek durch v. Strichmann war allzu kritiklos ausgefallen. Die 3. Auflage der Metaphysik der Sitten in derselben Sammlung, von Karl Vorländer¹⁴⁾, weist gegenüber der zweiten wieder wertvolle Verbesserungen auf unter Benutzung der Ergebnisse neuester Forschung. Die im Hinblick auf den Gegenstand der Schrift und die Textgestaltung besonders wichtige Einleitung bedurfte kaum einer Änderung. Von der Taschenausgabe der sämtlichen Werke Kants, die Felix Groß¹⁵⁾ herausgibt, ist der 5. Band erschienen. Gleich den übrigen ist er in Format und Schrift der Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe der deutschen Klassiker gehalten und bildet in seiner ganzen geschmackvollen Ausstattung von vornehmster Einfachheit eine willkommene Zierde jeder Büchersammlung. Er enthält sämtliche moralischen Schriften von Kant: außer der Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, der Kritik der praktischen Vernunft und der Metaphysik der Sitten selbst die Abhandlung von der Unrechtmäßigkeit des Bücher- nachdruckes, die Schrift zum ewigen Frieden, über ein vermeintes Recht aus Menschenliebe zu lügen, über die Buchmacherei und zwei Rezensionen. Einen wesentlichen Fortschritt gegenüber den früheren Auflagen bedeutet die vierte von Kants Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft von Vorländer.¹⁶⁾ Die völlig neu bearbeitete ausführliche

10) Oswald Külpe, Immanuel Kant. 5. Aufl. herausg. von A. Messer (ANuG. 146. Bd.). Leipzig u. Berlin 1921, B. G. Teubner.

11) Karl Vorländer, Immanuel Kants Leben. 2. Aufl. (= Philos. Bibliothek, Bd. 126). Leipzig 1921, Felix Meiner.

12) Immanuel Kant, Kritik der reinen Vernunft. Neu herausg. von Th. Valentiner. 11. Aufl. (= Philos. Bibliothek, Bd. 37). Leipzig 1919, Felix Meiner. 861 S.

13) Immanuel Kant, Logik. Ein Handbuch zu Vorlesungen. 3. Aufl. von W. Kinkel (= Philos. Bibliothek, Bd. 43). Leipzig o. J., S. Meiner. 171 S.

14) Immanuel Kant, Metaphysik der Sitten. 3. Aufl. von K. Vorländer (= Philos. Bibliothek, Bd. 42). Leipzig 1919, S. Meiner. 378 S.

15) Kants Sämtliche Werke von Felix Groß, Taschenausgabe. 6 Bde. Leipzig 1920, Inselverlag. 753 S.

16) Immanuel Kant, Die Religion i. d. Grenzen der bloßen Vernunft. 4. Aufl. von K. Vorländer (= Philos. Bibliothek, Bd. 45). Leipzig 1919, S. Meiner. 260 S.

Einleitung schildert die gesamte religiöse Entwicklung Kants, die Entstehungsgeschichte der Schrift, ihre Grundabsicht und Inhalt, ihre Wirkungen, behandelt die Textgestaltung und gibt wichtige Beilagen von Kant selber, die mit dem Gegenstand in enger Verbindung stehen. So bedeutet auch die neue Ausgabe einen weiteren Fortschritt für das Verständnis der immer noch recht wertvollen Schrift. — Die Schwierigkeit der philosophischen Sprache Kants, zumal in seinen beiden großen Kritiken, bei dem Bewußtsein der Unentbehrlichkeit, sich mit ihnen immer von neuem zu beschäftigen, die nicht nur für den strengen Forscher, sondern für jeden ernsthaften Freund der Philosophie gilt, erklärt das immer erneute Bestreben, sie in „reines neues Deutsch“ zu „übertragen“. — Vgl. im Bericht der Kant-Literatur von 1920/21 das Buch von H. E. Fischer S. 131 und von 1919/20 S. 437 das von W. Stapel. — Jetzt hat der philosophisch tüchtig geschulte Arzt Georg Deyde der Kritik der praktischen Vernunft als „Prüfung der tätigen Vernunft“ eine solche Übertragung gegeben.¹⁷⁾ Die Umkehrung der fremdwörtlichen Sachausdrücke in deutsche ist nicht ungeschicklich, für den nicht fachwissenschaftlich gebildeten Leser aber zur Einführung eine höchst hilfreiche Erleichterung, zumal dem Verf. darin durchaus recht zu geben ist, daß gerade jene Sachausdrücke im Munde vieler Halbwisser zu Schlagworten umgemünzt sind, die scheinbare Gelehrsamkeit prahlerisch vorgaukeln. Sodann sind die langen verwirrenden Sätze Kants in die Einzelglieder aufgelöst und neu zusammengestellt, ohne den eigentlichen Wortschatz sowie die eindringliche Sprache Kants zu beeinträchtigen. So lesen sich gerade die „uralten und ewig neuen Menschheitsgedanken“ der Kritik der praktischen Vernunft unendlich viel glatter als in Kants Darstellung. Fast noch nötiger, sprachliche Schwierigkeiten zu beseitigen, war es bei der Kritik der reinen Vernunft. Bevor Deyde aber deren „Verdeutschung“, die er handschriftlich bereits fertig hat, veröffentlicht, gibt er, mit Recht, zuerst die Prolegomena als Einführung in die Kritik der reinen Vernunft.¹⁸⁾ Die Übersetzung der Sachausdrücke bereitete hier erheblich größere Schwierigkeiten, und die Erleichterung des Verständnisses könnte eigentlich nur bei denen nachgeprüft werden, die, ohne die Kunstsprache der „Antinomien“, des „apriori“, der „Metaphysik“ je kennen gelernt zu haben, an das Studium dieser neuen „Übersetzung“ herangehen und dort von „Denkfreiheit“, von „urgeselliger“ Erkenntnis, von „übersinnlicher Erkenntnis“ lesen. Aber auch der von den fremdwörtlichen Kunstausdrücken nicht mehr loskommende Leser von gelehrter Bildung empfindet doch etwas von der starken Wirkung dieser Verdeutschung. Der Verf. muß jedenfalls ermutigt werden — und auch der Verleger! — die Kritik der reinen Vernunft selbst in der neuen deutschen Form herauszugeben. In anderer selbständiger Form gibt eine Einführung in die Vernunftkritik Alfred Heußner in dem 1. Teil seines Hilfsbüchleins für Kant-Leser.¹⁹⁾ Die Schwierigkeiten werden genau dargelegt und durch deutliche Erklärung der von Kant gebrauchten Kunstausdrücke beseitigt. Trotz der Möglichkeit verschiedenartiger Deutung wird, was Kant gewollt hat, eben das Wesen seiner Phänomenologie, einwandfrei auseinandergesetzt. Auch versäumt H. dabei nicht, eine Würdigung des Verdienstes Cohens um Kant und die Philosophie des „Als Ob“ Dailingers zu geben und die von Kant im Grunde doch aufgestellte neue Metaphysik zu kennzeichnen. In den richtig betriebenen „Arbeitsgemeinschaften“, auch von Primanern, die dann aber erheblich über dem heutigen Durchschnitt stehen müßten, wird das Büchlein gut zu brauchen sein. Als eine Einführung in die Kritik der praktischen Vernunft hat Carl Stange die Ethik Kants²⁰⁾ geschrieben, und zwar als eine neue Bearbeitung seiner „Einführung in die Ethik“ von 1900. Der Vorzug Stanges ist die scharfe Kritik, die er an den Grundsätzen Kants übt, vor allem an den durch die Systematik Kants und den Parallelismus mit der Kritik der reinen Vernunft verschuldeten Schwierigkeiten

17) Immanuel Kant, Kritik der praktischen Vernunft als Prüfung der tätigen Vernunft in neues reines Deutsch übertragen von Georg Deyde. 2. Aufl. Lübeck 1919, Colemann. 188 S.

18) Kants Einführung in die Kritik der reinen Vernunft, in neues reines Deutsch übersetzt von Georg Deyde. Lübeck 1921, Colemann. 135 S.

19) Alfred Heußner, Hilfsbüchlein für Kant-Leser. 1. Kants Prolegomena. Göttingen 1921, Vandenhoeck u. Ruprecht. 113 S.

20) Carl Stange, Die Ethik Kants zur Einführung in die Kritik der praktischen Vernunft. Leipzig 1920, Dieterichsche Verlagsbuchh. 129 S.

und Mängeln der Beweisführung und den nicht seltenen Widersprüchen, in die Kant bei dem Freiheitsbegriff, dem höchsten Gut und natürlich den Postulaten gerät. Das Bleibende tritt so deutlich geschieden von dem Verfehlten hervor. Eine besondere Untersuchung hat die Kantische Freiheitslehre durch Max Särber erfahret.²¹⁾ Der Verf. stellt das Problem der Kritik der praktischen Vernunft deutlich heraus, bekämpft die falsche Auffassung, als handele es sich bei Kant um Indeterminismus oder um „Wahlfreiheit“, ebenso das Mißverständnis Schopenhauers und der Philosophie des Als-Ob mit ihrer „idealistischen“ Auffassung und weist die Kantische Freiheitslehre als die eigentliche Herrenmoral nach, die durch die ins Unendliche gehende Entwicklung zu einer sittlichen Weltordnung führe. — Kants Religion untersucht in einer eingehenden, von Breite nicht freien Darstellung Werner Boette.²²⁾ Er zeigt, wie und warum Kant den religiösen Gedanken zur Wirkung in der Welt verhelfen wollte in Anbetracht der ganzen Zeitlage des 18. Jahrhunderts und folgert daraus den Kompromißcharakter seiner „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“. Kant hat doch deutlicher, als gewöhnlich angenommen wird, Moral und Religion unterschieden, auch ihrem Wesen nach, ist sich aber eben der großen Schwierigkeiten bewußt gewesen, in die wir kommen: daß wir zwar auch, ohne uns um unser Schicksal zu kümmern, durchaus wissen würden, was wir zu tun haben; nun kümmern wir uns aber darum gar sehr, und deshalb nehmen wir einen Gott an. — Die Grundzüge der gesamten Lebensanschauung Kants hat eine Schrift Goedeckemeyers in den „Kant-Studien“ zum Gegenstand.²³⁾ Der Natur des Gegenstandes entsprechend kommen auch hier die Hauptgedanken von Kants Ethik und Religionslehre, vorab aber seine Auffassung vom Wesen des Menschen überhaupt zur Erörterung. Die Bestimmung des Menschen sieht Kant einzig und allein in seiner Pflicht, das höchste Gut in der Welt, das Weltbeste, zu verwirklichen. Daher weist er auch von den beiden Teilen der Moral, der Ethik und der Rechtslehre, dieser den ersten Platz an und es steht ihm fest, daß die Menschheit als sittliche Gemeinschaft selbst ihre Glückseligkeit bewirkt. Entsprechend der Eigentümlichkeit seiner Erziehung findet Kants ganze Lebensphilosophie ihren Abschluß in einer „Ethiko-Theologie“. — Daß Kant den Grundgedanken des echten Sozialismus nicht fern gestanden hat, ja in mancher Hinsicht als ihr philosophischer Vorläufer betrachtet werden kann, weist K. Vorländer in den „Wegen zum Sozialismus“ nach.²⁴⁾ Er macht da auf so manche Stelle aufmerksam, für die uns eben erst heute, mitten in der sozialistischen Bewegung, das rechte Verständnis aufgeht. Namentlich sieht Vorländer in Kants geschichtsphilosophischer Methode eine Verwandtschaft mit der des wissenschaftlichen Sozialismus, auch in den Grundsätzen seiner Ethik und so manchen Einzelheiten, wie sie der Rechtsstaat Kants ergibt. Immer versteht Vorländer unter Sozialismus Verwirklichung der sozialen Idee. Bei Sichte, um das gleich vorwegzunehmen, ist besonders sozialistisch das Recht auf Eigentum in dem Sinne auf Arbeit sowie zugleich auf Muße. Der „geschlossene Handelsstaat“ mit seiner Forderung der öffentlichen Erziehung aller Stände beweist weiter Sichtes Sozialismus, aber doch einen National-Sozialismus: Sichte, der entschiedene Republikaner, verlangt doch einen Zwinghern zur Deutscherheit. Von Hegel endlich wurde die Methode durch Marx und Engels übernommen, aber auch in seiner Rechtsphilosophie findet sich so manches Sozialistische.

Bei der Literatur über Sichte handelt es sich vor allem um die Herausgabe einiger Schriften in bisher nicht vorhandener völlig zuverlässiger Textgestaltung. Die Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten gibt neu heraus Friß Medicus²⁵⁾, ergänzt durch wertvolle Zusätze, die Sichte für eine dänische Überetzung gemacht hatte; sie erscheinen

21) Max Särber, Die Kantische Freiheitslehre. Berlin 1921, Emil Cbering. 56 S.

22) Werner Boette, Kants Religion (Zsd. Manns Pädag. Magazin, S. 780). Langensalza 1920, H. Beyer u. Söhne. 123 S.

23) Albert Goedeckemeyer, Kants Lebensanschauung in ihren Grundzügen. Kant-Studien, Ergänzungsheft Nr. 54. Berlin 1921, Panther u. Reichard. 92 S.

24) Karl Vorländer, Kant, Sichte, Hegel und der Sozialismus. Berlin 1920, Paul Cassirer. 104 S.

25) Joh. Gottlieb Sichte, Einige Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten (Jena 1794), neu herausg. von Friß Medicus. 2. Aufl. Leipzig 1922, S. Meiner (= Philol. Bibliothek 127e). 61 S.

in der Rückübersehung von J. Schulz, da Sichtes eigene Fassung verloren zu sein scheint. Reinhard Strecker gibt Sichtes Beitrag zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die Französische Revolution²⁶⁾ heraus. Die Einleitung legt den einheitlichen Grundzug von Sichtes Staatsphilosophie dar, sie ruht eben auf dem festen Grunde der „praktischen Vernunft“ des kategorischen Imperativ in den Fragen der äußeren wie der inneren Politik. Willkommen ist die Würdigung der Literatur seit 1917. Sichtes Anschauungen über Volk und Staat stellt aus seinen sämtlichen Schriften zusammen Otto Braun.²⁷⁾ Sichtes Auffassung vom Staat als Vertrag bis zu der als einer Synthese der Staatsidee und der sittlichen Idee wird in zarten Strichen gezeichnet und die eigenartige Verbindung von Patriotismus und Kosmopolitismus aufgezeigt: letzten Endes ist für Sichte der Staat nur ein Mittel, die sittliche Freiheit des ganzen Menschengeschlechts ermöglichen zu helfen. In der Einleitung gibt Braun in knapper Übersicht ein gutes Bild von Sichte und seiner Staatslehre. Er will damit das verzerrte Tendenzbild Sichtes als eines einseitigen Nationalisten korrigieren.

In 2. Auflage liegt die neue Ausgabe der Anweisung zum seligen Leben von Friß Medicus vor.²⁸⁾ Die gedankenreiche Einleitung betont mit Recht die hohen Anforderungen, die das Buch an den Leser stellt, würdigt Sichtes Erneuerung des ontologischen Beweises für das Dasein Gottes, hebt seine Berührung und seinen Unterschied von der Mystik hervor und würdigt endlich die enge Beziehung der Schrift zum Johannes-Evangelium. — Eine kurze Gesamtwürdigung von Sichtes Philosophie gibt Peter Wust in August Horneffers Philosophie-Büchlein.²⁹⁾ Den Grundzug seines philosophischen Systems sieht W. mit Recht darin, daß Sichte als eine Kampfnatur allerersten Ranges ganz erfüllt ist von dem Bewußtsein der geistigen Freiheit und der Pflicht zur freien kulturgefaltenden Tat. Er findet bei Sichte über das Wesen der Schranke im Fortschritt der Kultur Gedanken, die uns heute wieder aus Simmels Lebensmetaphysik geläufig geworden sind. Nicht beizustimmen ist Wust, wenn er in Sichtes Gottesbegriff doch nur eine Vermenschlichung Gottes oder eine Vergöttlichung des endlichen Seins sieht. Durch diese Auffassung zeigt er, daß ihn selbst eine Welt von Sichte, Hegel, Goethe trennt. — Endlich hat Gertrud Bäumer, die tapfere Vorkämpferin für Frauenrecht und Frauenbildung und Demokratie, ein frisches, lebendiges Buch über Sichte und sein Werk geschrieben.³⁰⁾ Sichte gilt ihr mit vollem Recht als ein besonders wertvoller Beweis für die Notwendigkeit, den „Aufstieg der Begabten“ zu fördern und „freie Bahn den Tüchtigen“ zu schaffen. Aus seiner Proletarierherkunft leitet sie so manchen Zug in Sichtes Charakter und Philosophie ab, seine Herrschsucht und sein Freiheitsbedürfnis und auch den völligen Mangel des künstlerischen Sinnes, der sich in dauernder Kampfstellung Luft verschafft. Sichtes Kampf für eine Gemeinschaft als das Gefüge der aufeinander wirkenden Arbeit tritt deutlich hervor, aber auch die Darstellung des Übergangs in Sichtes Entwicklung, das Erlebnis einer religiösen Offenbarung, gelingt ihr gut. Es fehlt der oft leidenschaftlichen Wärme der Darstellung nicht an scharfer Kritik der heutigen Verhältnisse, wie ja der Zweck des ganzen Buches ist, in Sichte einen Hauptführer bei der Gestaltung der künftigen deutschen Verhältnisse erkennen zu lassen. Freilich zeigt sich bei der Würdigung der „Reden an die deutsche Nation“ durch die Verfasserin, daß sie die Eigenart gerade des deutschen Volkes, seine Sonderaufgabe nicht beachtet.

Den heute wieder erfreulich rege gewordenen Bestrebungen, die gesamte Geistigkeit lebendig zu machen für das, was sich Neues und Wertvolles in unserer Kulturentwicklung

26) Joh. Gottlieb Sichte, Beitrag zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die Französische Revolution, herausg. von Reinhard Strecker. Leipzig 1922, S. Meiner. 255 S.

27) J. G. Sichte, Volk und Staat. Eine Auswahl von seinen Schriften von Otto Braun. München 1921, Drei Masken-Verlag. 343 S.

28) J. G. Sichte, Die Anweisung zum seligen Leben. Neu herausg. und eingeleitet von Friß Medicus. 2. Aufl. (= Philof. Bibliothek, Bd. 131 b). Leipzig 1921, Seltz Meiner. 205 S.

29) Philosophie-Büchlein, Ein Taschenbuch für Freunde der Philosophie, herausg. von A. Horneffer. 1. Bd. Stuttgart 1922, Francksche Verlagsbuchhandlung. Darin Joh. G. Sichte von Peter Wust. S. 22—36.

30) Gertrud Bäumer, Sichte und sein Werk. Berlin 1921, S. A. Herbig. 142 S.

anbahnt, muß sicherlich auch die erneute Beschäftigung mit **Schleiermacher** zugute kommen. Da ist uns denn der erneute Abdruck seiner Monologe willkommen³¹⁾, ebenso wie die neue Textausgabe der Reden über die Religion, die **Otto Braun** mit gewohnter Sorgfalt — ohne weitere Einleitung — in der Philosophischen Bibliothek herausgegeben hat.³²⁾ Wenn **Werner Schulte** Schleiermachers Monologe in ihrem Verhältnis zu Kants Ethik untersucht³³⁾, so liefert er damit einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Moralphilosophie. Er gibt zunächst eine sorgfältige, von eigener Kritik begleitete Darlegung von Kant, dann ebenso, unter Berücksichtigung der persönlichen inneren Erlebnisse, die der Monologe Schleiermachers. Die Vergleichung ergibt, daß Kants fundamentaler Gegensatz zwischen Pflicht und Neigung schwinden mußte. Bei Schleiermacher wird das Prinzip der Individualität gebührend gewürdigt und auch die starke Betonung der Gemeinschaft, aber auch der Mangel der zu starken ästhetischen Betrachtungsweise nicht übersehen. — Eine Auswahl der vaterländischen Predigten Schleiermachers endlich, schon vor einigen Jahren erschienen, können jetzt erst hier angezeigt werden. **Christian Boed**³⁴⁾ gibt zunächst fünf heraus aus der Zeit vor und nach dem Zusammenbruch Preußens im Jahre 1806. Die Vorbemerkung kennzeichnet die Eigenart des Predigers Schleiermacher, der bei der späteren Niederschrift der Predigten noch stärker bestrebt war, etwas Bleibendes zu bieten im Anschluß an den besonderen Anlaß, noch stärker darin sub specie aeternitatis zu sehen, als da er sie selbst hielt. So kommt es, daß sie uns auch heute noch so viel zu sagen haben. Dies gilt denn auch in besonders hohem Grade von den Abhandlungen und Reden **Wilhelm von Humboldts** über Geschichtsschreibung, die **Albert Leißmann** herausgegeben hat.³⁵⁾ Es sind die drei: Über die Aufgabe des Geschichtsschreibers, Betrachtungen über die Weltgeschichte und Betrachtungen über die bewegenden Ursachen in der Weltgeschichte. Die Einleitung des Herausgebers berichtet über ihre Entstehung und ihre Aufnahme und kennzeichnet ihre Bedeutung dahin, daß auf ihren Grundgedanken die Geschichtsschreibung Kantes beruht. — Über **Pestalozzi** endlich liegt eine gründliche Untersuchung seiner Dichtung von **Paul Haller**³⁶⁾ vor. Es ergibt sich, daß Pestalozzi selbst seine dichterische Fähigkeit immer nur als Ersatz für die Praxis aufgefaßt hat. Der Verf. stellt denn auch den Ringkampf dar, der in Pestalozzi zwischen dem lehrhaften Inhalt und der künstlerischen Form stattfand, und zeigt, wie nach Pestalozzis Absicht der pädagogische Zweck immer überwog, bei so manchen der reinen Dichterfreude entsprungene Einzelheiten. Die Fabeln zumal werden eingehend gewürdigt, dann Pestalozzis Stellung in der Literaturgeschichte bestimmt: er hat die Denkweise und die Sprache des Volkes tiefer erfaßt als die Literatur und ist der Heimatkunst in unserem Sinne am nächsten gekommen, und der soziale Moment hat dabei den Ausschlag gegeben.

Don 1848 bis zur Gegenwart.

Don Prof. Dr. **Alexander Pache** in Zwidau.

Eine ungemein wertvolle Bereicherung und Ergänzung erfährt die Keller-Literatur durch die Herausgabe des Briefwechsels Kellers mit **J. V. Widmann**, die wir **Max Widmann**¹⁾ verdanken. Rein inhaltlich handelt es sich hier um das bedeutungsvollste Werk, über das diesmal zu berichten ist. Der Briefwechsel umfaßt 22 Briefe Kellers an Widmann und 43 Briefe Widmanns an Keller. Don den Briefen Kellers sind fünf zum erstenmal ver-

31) Friedr. Schleiermacher, Monologe. Reclams Universal-Bibliothek, Nr. 502.

32) **Otto Braun**, Friedrich Daniel Schleiermacher über die Religion, Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern (= Philos. Bibliothek, Bd. 139b). Leipzig 1920, S. Meiner. 1935.

33) **Werner Schulte**, Schleiermachers Monologe in ihrem Verhältnis zu Kants Ethik (Srd. Manns Päd. Magazin 773). Langensalza 1920, Herm. Beyer u. Söhne. 103 S.

34) **Christian Boed**, Vaterländische Predigten von Friedrich Schleiermacher. Eine Auswahl I. Berlin 1919, Staatspolit. Verl. 79 S.

35) **Wilhelm von Humboldt**, Über die Aufgabe des Geschichtslehrers. Mit einer Einl. von **Albert Leißmann**. Leipzig o. J., Inselverlag. 61 S.

36) **Paul Haller**, Pestalozzis Dichtung. Zürich 1921, Art. Institut Orell Güssli. 142 S.

1) **Gottfried Kellers** und **J. V. Widmanns** Briefwechsel. Herausg. u. erläutert von **Max Widmann**. Basel 1922, Rheinverlag. 176 S.

öffentlich, dagegen sind sämtliche Briefe Widmanns zum erstenmal gedruckt. Mit Ausnahme einiger kleiner Auslassungen, die auch Baechtold-Ermatinger vornahm, sind die Briefe lückenlos wiedergegeben. Die Fußnoten sind teils von Baechtold-Ermatinger übernommen, teils stammen sie vom Herausgeber; sie werfen manches scharfe Licht auf bisher weniger bekannte Einzelheiten der Schweizerischen Literatur. In der den Briefen vorausgeschickten, aufschlußreichen Einleitung sind eine Reihe wichtiger Briefstellen verwendet, die aus bisher ungedruckten Briefen Widmanns an Baechtold stammen. Der Briefwechsel selbst umfaßt die Jahre 1874—88, also die Zeit, in der die Hauptwerke Kellers herauskamen. Widmann, damals zunächst noch Schuldirektor in Bern, war 23 Jahre jünger als der Züricher Meister. Widmanns reifste Werke, die köstliche „Maitäferkomödie“ und den genialen „heiligen und die Tiere“, hat Keller nicht mehr erlebt, wohl aber den verheißungsvollen Aufstieg des jüngeren Poeten. Persönlich gesehen haben sich die beiden nur ganz selten. Die Briefe bieten eine Fülle des Neuen und Wichtigen zur näheren Kenntnis beider Dichter wie ihrer Zeit, sind oft von feinstem Humor erfüllt und reich an treffenden literarischen Urteilen. Den größten Raum nimmt natürlich die Unterhaltung über ihre eigenen Schriften ein, die sie sich gegenseitig zuschicken. Die so verschiedenartige Persönlichkeit der beiden spiegelt sich rein und anmutig in allem Geplauder wie in den ernsthaften Erörterungen wider. Dabei haben sie doch eins gemeinsam: eine rührende Bescheidenheit, wenn es sich um das eigene Schaffen handelt. Keller scherzt einmal selbst über diese Bescheidenheit und spricht „von dem etwelchen üblichen Gebrumme, mit welchem man superlativische Lobsprüche abzulehnen pflegt“. Und Widmann gesteht bei Übersendung einer Besprechung von „Martin Salander“: „wie peinlich ich Ihren Meisterwerken gegenüber alle Zeit fühle, daß zum Kritiker derselben nur jemand berufen wäre, der selbst etwas so Gutes auf diesem Gebiet schaffen könnte, und einen solchen gibt es dermalen überhaupt nicht.“ Und ein andermal entschuldigt er sich, „daß einer, der so etwas Großes und Gutes wie Ihr Roman nie machen könnte, doch darüber quasi zu Gericht sitzt.“ Widmann ist der begehrteste Sachwalter und Verkünder von Kellers Ruhm; sein eifriges Streben geht dahin, Kellers Werke möglichst rasch zu nationalem Allgemeinbesitz werden zu lassen. Dafür setzt er seine Feder immer wieder ein. Keller, der Reifere, steht dem Freund kritischer gegenüber und tadelt offen, was ihm nicht gefällt; so die allzu moderne Diktion von Widmanns „Oenone“. Ein ähnliches Verhältnis zeigen die beiden dem jungen Spitteler gegenüber, dessen Name vom Jahre 1881 ab immer häufiger in den Briefen vorkommt. Auch für diesen anfangs so verananten und schwer zu verstehenden Dichter, übrigens seinen Jugendfreund und Verwandten, setzte sich Widmann Jahrzehnte hindurch mit seiner vollen Persönlichkeit ein, und Spittelers Anerkennung in der Öffentlichkeit war ihm ebenso eine Herzens- und Gewissenspflicht wie die Kellers. Dieser wird erst allmählich für Spitteler gewonnen, und sein Lob bleibt zögernd und voller Einschränkung, besonders was den eigenwilligen Stil in Spittelers „Eugenia“ anlangt, über den Keller treffliche Bemerkungen macht. Neben einer Menge kleiner Geister und minderwichtiger Persönlichkeiten des damaligen literarischen Lebens, die vorübergehend in dem Briefwechsel auftauchen, erscheint aber noch ein Großer, Brahms, in besonders fesselnder Beleuchtung. Er ist Keller wie Widmann herzlich befreundet. Widmann schreibt einen Operntext für ihn, Brahms komponiert Kellersche Lieder und kennt jede Zeile von ihm. Der Briefwechsel bricht unvermittelt ab mit dem Beileidsbrief Widmanns beim Tode von Kellers Schwester Regula. Angefügt sind aus den 15 Keller-Aufsätzen, die Widmann im „Bund“ veröffentlichte, die drei bedeutenden, glänzend geschriebenen Besprechungen über das „Sinngedicht“, die Neubearbeitung des „Grünen Heinrich“ und „Martin Salander“. Schade, daß hier nicht noch mehr geboten wurde. Das vorzüglich gedruckte Buch ist wichtig für jeden Forscher und ein schönes Geschenk für alle Freunde der beiden großen Dichter.

In der Goldenen Klassiker-Bibliothek des Verlagshauses Bong ist nun auch eine vorzügliche Keller-Ausgabe in 10 Teilen (6 Bänden) erschienen, die Max Zöllinger²⁾

2) Gottfried Kellers Werke in zehn Teilen. Herausg. und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Max Zöllinger in Verbindung mit Heinz Amelung und Karl Polheim. Mit vier Beilagen in Gravüre und Kunstdruck und zwei Handschriftproben. Berlin u. Leipzig, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co.

besorgt hat. Sie ist für einen weiteren Leserkreis bestimmt, nicht für die Forschung; deshalb sind Lesarten nur ausnahmsweise gegeben; alle wissenschaftliche Polemik ist vermieden, und die Erläuterungen drängen sich nicht übermäßig vor. Daß die Anmerkungen allerdings alle zusammen in den Schlußband verwiesen sind, erschwert ihre Benutzung, sie hätten wohl besser in den einzelnen Bänden Platz gefunden. Die Ausgabe umfaßt alle Dichtungen, die noch zu Kellers Lebzeiten in den zehn Bänden der „Gesammelten Werke“ (1889) vereinigt wurden, bringt dazu noch eine Auswahl vermischter Schriften und in einem Ergänzungsband die Briefe Kellers. Die Vermischten Schriften sind nicht vollständig, geben aber eine gute Ergänzung zu Kellers dichterischem Gesamtbild. Sie enthalten die wichtigsten Stücke aus Baechtolds Nachlaßband, unter den autobiographischen Skizzen auch die schwer zugängliche Selbstbiographie von 1847, die Kalenderschnurre „Die mißlungene Vergiftung“, ziemlich ausführlich die Fragmente zu dem Trauerspiel „Therese“, eine Reihe Aufsätze zur Literatur und Kunst (darunter den trefflichen Aufsatz über Jeremias Gotthelf, wohl das Beste, was über ihn geschrieben worden ist) und drei Bettagsmandate des Züricher Staatschreibers. Als Einleitung zu dieser Auswahl handelt Paul Schaffner in einem kleinen Aufsatz über „Keller als Kunstkritiker“. Von den zehn kleineren und größeren kunstkritischen Aufsätzen Kellers, die bekannt sind, wird nur einer mitgeteilt („Ein bescheidenes Kunstreisichen“), der aber beweist, daß dem Dichter auch ein hervorragender Platz in der Geschichte der Schweizerischen Kunstkritik zukommt. Carl Polheim hat die „Sieben Legenden“ und „Das Sinngebicht“ herausgegeben, Heinz Amelung den „Grünen Heinrich“, alles Übrige Max Zollinger, von dem auch das ausführliche Lebensbild stammt. Es hält sich unter voller Beherrschung der einschlägigen Fachliteratur frei von allzu sachmännischen literarhistorischen Erörterungen, zeichnet allerdings Kellers Charakter ein wenig farblos und verzichtet fast ganz auf belebende, anekdotische Einzelzüge. Der Gedichtband enthält alles, was Keller selbst am Ende seines Lebens als vollwertig anerkannte. Der Herausgeber hat aus guten Gründen auf eine Nachlese aus den früheren Gedichtbänden und lyrischen Einzelveröffentlichungen, die Keller von seiner letzten Sammlung ausließ, verzichtet. Der „Grüne Heinrich“ bringt nach des Dichters Willen die endgültige Form. In den Anmerkungen hätte vielleicht doch eine bezeichnende Probe der ersten Fassung mitgeteilt werden können zur Kenntnis der Arbeitsmethode des Dichters. Die einzelnen Einführungen sind gründlich ohne Weiterschweifigkeit und machen den Leser hauptsächlich mit der Entstehungsgeschichte des betreffenden Werkes bekannt — wozu bei Keller stets die tragikomische Verlagsgeschichte hinzukommt — unter reichlicher Benutzung der brieflichen Äußerungen des Dichters. Besonders gut ist die Einführung in die „Züricher Novellen“; im „Hadlaub“ gehen die Anmerkungen ausführlich auch auf die Quellen ein. Die gesamte Keller-Bibliographie ist in sorgfältigen Literaturangaben zusammengestellt. Etwas knapp ist die Einleitung zu den Briefen, hier wird auch der Durchschnittsleser bisweilen eingehendere Anmerkungen vermissen. Der Verlag hat die Ausgabe wieder würdig ausgestattet. Neben der vortrefflichen Nachbildung der prachtvollen Keller-Radierung Stauffer-Berns und zwei weniger bekannten Porträts, einem Bild von Kellers Geburtshaus und einer Radierung nach einem Landschaftsaquarell Kellers zieren zwei Handschriftenproben die einzelnen überaus schön gedruckten Bände.^{2a)} Eine Keller-Auswahl in zwei Bänden gibt Otto Hellinghaus³⁾ heraus, die sich wie seine

2a) Von Max Zollingers und Heinz Amelungs Keller-Ausgabe (Berlin, Bong u. Co.) liegen nunmehr auch Einzelausgaben vor, in geschmackvollster Ausstattung: Der Grüne Heinrich (Amelung), Züricher Novellen, Die Leute von Seldwyla (Zollinger). Die Einleitungen führen mit Liebe zum Werke, indem sie besonders des Dichters Arbeitsweise kennzeichnen. Die Bände seien besonders für Geschenke angelegentlich empfohlen. Aufs erfreulichste ergänzt wird jede Keller-Ausgabe durch den Band: Gottfried Keller in seinen Briefen. Herausg. und eingeleitet von Heinz Amelung (Berlin, Bong u. Co.). Kellers ganzes Leben tritt hier vor uns in einer feinen Auswahl von Selbstzeugnissen von oft erstaunlicher Offenheit, das Werden und dann die ganze in sich geschlossene Persönlichkeit. Das ist der menschliche Wert. Daneben groß der künstlerische, denn auch in diesen Briefen zeigt sich der Meister des Wortes. Hofftaetter.

3) Ausgewählte Werke von Gottfried Keller. Mit einer Einführung, Einleitungen und Anmerkungen herausg. von Otto Hellinghaus in 2 Bänden. Freiburg, Herder.

nach ähnlichen Gesichtspunkten erfolgte Storm-Ausgabe besonders für die Familie und für Volksbüchereien eignen dürfte. Sie betont ausschließlich den klassischen Novellisten und Humoristen. Im ersten Band enthält sie fünf Stücke aus den „Leuten von Seldwyla“ (Pantaz der Schmoller — Frau Regel Amrain — Die drei gerechten Kammacher — Kleider machen Leute — Die mißbrauchten Liebesbriefe); im zweiten Band zwei Stücke aus den „Zürcher Novellen“ (Landvogt von Greifensee — Das Söhnlein der sieben Aufrechten) und zwei aus dem „Sinngedicht“ (Regine — Die arme Baronin). Angefügt ist eine Auswahl von 30 Gedichten. Schade, daß nicht wenigstens eine Probe aus den „Sieben Legenden“ dabei ist. Auch unter den Gedichten vermißt man das eine oder andere schmerzlich (O Erde, du gedrängtes Meer — Unter Sternen — An das Herz — Der Narr des Grafen von Zimmern usw.), die auch in die targste Sammlung gehören. Im übrigen erfüllt die Auswahl ihren Zweck, auch die Einführung in Kellers Leben und Werke gibt alles Nötige in gemeinverständlicher Weise. Ein wenig zu stark betont ist überall Kellers ablehnende Stellung zur Religion und zum Unsterblichkeitsglauben; so fällt auch das Urteil über die Legenden unnötig scharf aus.

An Fülle und innerem Gehalt wird Zöllingers Lebensbeschreibung von der Kellerbiographie übertroffen, die wir der Feder des Bonner Literaturhistorikers Carl Enders*) verdanken. Unter den Dichterbiographien in Reclams schöner, vollstümlicher Sammlung ist sie jetzt auch gesondert erschienen. Sie stellt eigentlich einen kaum veränderten Sonderabdruck von zwei Abschnitten der Haupteinführung dar aus Enders verdienstvoller sechsbändiger Kellerausgabe, die 1921 bei Reclam erschienen ist. Eine Einzelbetrachtung der Werke enthält sie deshalb nicht, wohl aber ein liebevoll und kenntnisreich gestaltetes Lebensbild des großen Epikers, das die außergewöhnliche Darstellungsform des Verfassers zu einer fesselnden Erzählung macht, deren Hauptvorzüge neben der Allgemeinverständlichkeit und dem reinen Stil eine überall spürbare, höchst gediegene wissenschaftliche Durchdringung des ganzen Stoffgebietes ist. In zehn Abschnitten ziehen die Lebensstationen des Dichters an uns vorüber; seine geistige Entwicklung, die innere Entfaltung seiner Eigenart, seine Auseinandersetzung mit der Natur, den Menschen, den Frauen und der Gesamtheit. Wesentlich Neues war hier natürlich nicht zu leisten, nur eine geschmackvolle und formklare Verarbeitung des Materials. Wertvoll ist u. a. der zweite Teil, „Die menschliche und künstlerische Persönlichkeit“, in der von der verschiedensten Einstellung aus ein helles und oft neues, immer fein abgetöntes Licht auf das Wesen dieses großen Dichters und menschlichen Sonderlings fällt. Sein fanatischer Wahrheitstrieb, sein Freiheitsbedürfnis, seine ethische Anschauung, seine äußere, an Adolf Menzel erinnernde Schrullenhaftigkeit, die Art seiner dichterischen Phantasie (Keller als „visueller Typus“), seine politische Einstellung („bei aller politischen Demokratie, die eben auch Tradition ist, ein konservativer Mensch“), sein Verhältnis zur Außenwelt und zur Natur, seine Freundschaften, seine Liebestragik, seine Stellung zur Gemeinschaft, schließlich als Krönung all dieser Wesenszüge sein Humor und sein Verhalten zur Religion, all das wird in scharfen, klaren Bildern entwickelt und rundet sich schließlich zu einem Gesamteindruck von voller Plastik. Allen Kellerfreunden, besonders den Kreisen der Studierenden und Lehrenden, sei diese Biographie besonders empfohlen.^{4*)}

Emanuel Geibel gehört zu den glücklichen Poeten, die schon bei Lebzeiten Ruhm und Anerkennung in Fülle fanden; der aufkommende Naturalismus hat dann diesen Schönheitsstrunkenen Formalisten so gut wie völlig abgelehnt. Wir sind heute wieder gerechter gegen ihn geworden, und wenn man auch manches von der überschwenglichen Bewunderung

4) Carl Enders, Gottfried Keller. Reclams Universalbibliothek, Dichter-Biographien, 22. Bd. Nr. 6219, 6220. Leipzig 1921, Reclam. 174 S.

4*) Gottfried Keller. Gesammelte Werke in 6 Bänden. Herausg. von Carl Enders. Leipzig, Reclam. In sechs geschmackvoll-schlichten Bänden, deren erster mit einer Reihe guter Bilder geschmückt ist, liegt hier das gesamte Schaffen Kellers vor, ein rechter Hauschat. Neu sind gegenüber der Cottaschen Ausgabe zwei selbstbiographische Aufsätze Kellers, die Nachlassnovellen, Quellen zu den sieben Legenden, das Trauerspielfragment Theresje, die Charakteristiken des Jeremias Gottbelf und eine Auswahl der politischen Aufsätze. — Carl Enders leitet in überaus fleißiger Arbeit das ganze Werk und die einzelnen Teile ein; die Entstehungszeit und die Bedingungen der Entstehung, die inneren Bedingungen jedes Werkes und seine Wirkungen bis heute zeigt er in eingehender Darstellung auf. Doran steht aber

seiner Zeitgenossen abstreichen wird, so gilt er uns doch immer noch als einer der Hauptvertreter der „silbernen“ Periode unserer Literatur. „Zu unseren großen Meistern“, sagt er einmal selber, „verhalte ich mich nicht anders, wie etwa Mendelssohn zu Mozart und Beethoven“. Man wird geneigt sein, diese Einschätzung des sonst so selbstbewußten Dichters fast zu hart zu finden, wenn auch viel Wahres drin liegt. Immerhin spricht die Tatsache, daß Geibel nächst Heine derjenige deutsche Dichter ist, dessen Verse am meisten von allen vertont worden sind — weit häufiger noch als selbst Goethe, Uhland und Eichendorff! — für die Lebensfähigkeit seiner Lyrik. Als aufrechter deutscher Charakter und politischer Dichter verdient er dauerndes, dankbares Gedenken. Wie zeitgemäß wirken heute wieder seine „deutschen Klagen vom Jahre 1844“! man kann sie nicht ohne innerste Ergriffenheit lesen; sie klingen, als seien sie für unsere Tage geschrieben — aber wo ist heute der lebende deutsche Poet, der solche Töne findet? So verdient Geibel wohl in leicht zugänglichen Sammlungen mehr als bisher ins Volk zu dringen. Diesem Zwecke dient die sehr schön ausgestattete, mit vier Bildbeigaben geschmückte Auswahl seiner besten Werke, die Max Mendheim⁵⁾ veranstaltete und mit einem schon 1914 verfaßten, kurzen, aber anregend geschriebenen Lebensbild einleitet. Er will darin alles das geben, „was den Freunden seiner Muse von jeher ans Herz gewachsen, was in den Mund des Volkes übergegangen oder berechtigt ist, zu neuem Leben erweckt zu werden“. Auf Sondereinführungen in die einzelnen Abteilungen, die für die Dramen, besonders „Brunhild“, wohl erwünscht gewesen wären, ist verzichtet. Der erste Band enthält die sämtlichen Gedichte nach der kurz vor Geibels Tode erschienenen achtbändigen Ausgabe der „Gesammelten Werke“, um einige Gedichte aus dem Nachlaß vermehrt. Der zweite Band enthält einige kleinere epische Dichtungen und von den Dramen die Tragödien „Sophonisbe“ und „Brunhild“, die heute nur noch geschichtlichen Wert haben, sowie das köstliche Lustspiel „Meister Andrea“ mit dem dramaturgischen Anhang Geibels, und das kleine dramatisierte Sprichwort „Echtes Gold wird klar im Feuer“. Der „Meister Andrea“ gehört unbedingt in die recht kleine Gruppe unserer besten deutschen Lustspiele und tut noch heute von der Bühne herab volle Wirkung, wie die erfolgreiche Ausgrabung 1917 im Dresdener Kgl. Schauspielhaus bewies. Besonders dankenswert ist es, daß der Herausgeber in den zweiten Band einen großen Teil von Geibels musterhaften Übersetzungen aufgenommen hat, die in der deutschen Übersetzungsliteratur einen Ehrenplatz einnehmen. Geibels Freund und einstigem Gesinnungsgenossen Freiligrath, den der bissige Herwegh zusammen mit den „deutschen Kaiserherold“ in seinem „Duett der Pensionierten“ so übel verspottete, gilt eine volkstümliche Ausgabe des Verlages Söf in Leipzig. Der Titel „Freiligraths Werke“ ist insofern irreführend, als es sich nur um eine allerdings reiche, chronologisch geordnete Auswahl handelt, die Hans Hennings⁶⁾ mit den nötigen Anmerkungen und einer kurzen Einleitung versehen hat. Dabei stützt er sich in der Hauptsache auf die heute noch grundlegende zweibändige Freiligrath-Biographie von W. Buchner (1882). Fast die Hälfte des Bandes ist mit Übersetzungen gefüllt; hier hätte eine geringere Auswahl für den Zweck dieser Ausgabe genügt. Es ist seltsam, daß, ähnlich wie Geibel, auch Freiligrath heute wieder in vielem so zeitgemäß wirkt. Man lese z. B. sein passendes „Requiescat“ auf die Not der „geistigen Proletarier“ (allerdings kaum sein „bestes Gedicht“, wie Henning meint). Vertieft man sich wieder einmal in dieses glutvollen Pathetikers revolutionäre Lieder, so fühlt man doch, daß dieser „wilde Revolutionär nur Sozialist aus Gerechtigkeit und Menschenliebe, im Grunde aber eine konservative Natur war“, wie Carl Enders sehr treffend bemerkt gelegentlich einer Analyse von Kellers politischer Dichtung. Und wie schlecht

eine ausführliche Gesamtwürdigung: Kellers Leben (97 S.), seine menschliche und künstlerische Persönlichkeit (45 S.), seine Formgebung und sein Kunststil (19 S.) — man sieht, es bleibt dem eifrigen Sucher kein Wunsch mehr zu äußern. Dazu kommt endlich noch eine Bibliographie über sämtliche Kellerschriften, eine sehr wesentliche Bereicherung. Die Gesamtausgabe ist ein Beispiel des alten, treuen deutschen Gelehrtenfleißes und der Verantwortungsfreudigkeit des deutschen Verlags — auch in den besten Zeiten hätte man nicht mehr erwarten können.

5) Emanuel Geibels Ausgewählte Werke in 2 Bänden. Mit einer Einleitung herausg. von Max Mendheim. Leipzig 1921, Philipp Reclam.

6) Freiligraths Werke. Leipzig 1921, Söf. 756 S.

schneidet neben diesem gefühlsstarken und gefühlsächten, wahrhaft deutschen Dichter die kläglich phrasenhafte, papierengefüllene, mit Sozialismus nur literarisch fetterende Revolutionslyrik von heute ab, etwa eines Hasenclever, Corinthe, Becker, Rubiner usw. Jedenfalls wird in 75 Jahren diese expressionistische Revolutionslyrik ebenso verschollen sein, wie heute die Freiligrathsche noch lebendig ist.

Zum 90. Geburtstage Wilhelm Raabes gibt Wilhelm Fehse⁷⁾ eine Festschrift im Auftrage der Ortsgruppe Magdeburg der Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes heraus, in der er Raabes vier Magdeburger Jugendjahre (1849—53) zum Ausgangspunkt einer eingehenden literarischen Betrachtung über seine früheste dichterische Entwicklung macht. Der Aufenthalt in Magdeburg, wo Raabe als Lehrling in der Creuschens Buchhandlung (dem Verlag der Schrift!) tätig war, hat, wie Fehse nachweist, in der Tat größeren Einfluß auf ihn gehabt, als man bisher anzunehmen geneigt war. Zwei Werke sind es vor allem, zu denen Raabe die Anregung der Magdeburger Zeit verdankt: „Unsers Herrgotts Kanzlei“, in der er diese Stadt nicht nur zum Schauplatz, sondern zum Helden seiner Geschichte gemacht hat, und seine erste Novelle „Der Student von Wittenberg“, in der er die ehrwürdige Gestalt des liebenswerten Magdeburger Rektors Georg Rollenhagen, des Dichters des „Froschmeuseler“, poetisch verwandte. S. zeigt sehr hübsch, wie dem Dichter allmählich aus der Stimmung der Örtlichkeit und aus alten Urkunden die poetischen Gesichte zu diesen beiden Werken erwachsen, und geht den Magdeburger Spuren auch in den späteren Schriften Raabes mit liebevollem Forschergeiste nach. Von demselben Verfasser stammt auch eine fleißige Studie über Raabe und Dickens, die er gemeinsam mit dem amerikanischen Professor Doernenburg⁸⁾ herausgibt. Den ersten Anstoß dazu gab eine Magisterdissertation Doernenburgs „Der Einfluß Dickens' auf Raabe“, die jahrelang in der Universitätsbibliothek zu Philadelphia ruhte und nun von Fehse ergänzt und vervollständigt worden ist. Der Einzelanteil der beiden Verfasser an der Arbeit ist dabei nicht festgestellt. Es ist anzuerkennen, daß trotz der Doppelautorschaft doch etwas durchaus Ganzes und Geschlossenes herausgekommen ist. Nach genauer Umgrenzung der Aufgabe, die die Verfasser nicht in der billigen Jagd nach Anklängen und Abhängigkeiten erblicken, wird der Einfluß Dickens' auf die einzelnen Werke Raabes ausführlich nachgewiesen, besonders auf die „Chronik der Sperlingsgasse“, „Ein Frühling“, „Die Leute aus dem Walde“, „Hungerpastor“, worin es sich mehr um motivische Anregungen handelt, während in den „Drei Federn“ der bestimmende Einfluß sich schon beim Grundriß der Fabel zeigt. „Abu Telfan“, „Schüdderump“ und „Horader“, obwohl der Grundstimmung nach weit von Dickens entfernt, verraten doch in Hauptmotiven seinen Einfluß. So zahlreich auch auf den ersten Blick die Berührungspunkte zu sein scheinen, so hüten sich doch die Verfasser mit Recht, ihnen allzu hohen Wert beizumessen. Ein gewisser Mangel in der künstlerischen Veranlagung Raabes, der ihn von Dickens unterscheidet, nämlich eine Schwerefälligkeit der Phantasie, kann gleichwohl aus dieser Abhängigkeit geschlossen werden. Eine nähere Beschäftigung mit den Stoffen beider Dichter ergibt dann, daß das Trennende doch bei weitem überwiegt: „Dickens haßt nach Lebensbildern, Raabe sucht unablässig das Bild des Lebens.“ Raabes Phantasie arbeitet in horizontaler Richtung und geht in die Weite.“ Bei aller Gerechtigkeit, die die Verfasser Dickens widerfahren lassen, kommen sie doch zu dem Schluß, daß ihm der große, echte Humor abzusprechen ist; gewiß ist es charakteristisch für ihn, daß er es niemals fertig gebracht hat, die Trübsal seiner eigenen Jugend im Spiegel des Humors zu sehen. Sein Humor ist immer eine Einzelercheinung, Raabe dagegen ist der geborene Humorist. Auch über die Form der beiden Dichter finden sich treffende Bemerkungen. Dickens' Formwille geht auf Plastik, nicht auf Stimmung aus; er sucht das Leben draußen im Wogen der Welt, Raabe drinnen im Wogen der Seele. Schon ihre Arbeitsweise ist grundverschieden. So kommen wir von zahlreichen Gesichtspunkten aus schließlich zu dem Ergebnis, daß diese beiden, die auf den ersten Blick so ähnlich scheinen, durch eine ganze Welt voneinander getrennt sind. Die inhaltsreiche, von voller Beherrschung des ausgebreiteten

7) Wilhelm Fehse, Wilhelm Raabes Erwachen zum Dichter. Magdeburg 1921, Creutz. 59 S.

8) Emil Doernenburg und Wilhelm Fehse, Raabe und Dickens. Ein Beitrag zur Erkenntnis der geistigen Gestalt Wilhelm Raabes. Magdeburg 1921, Creutz. 68 S.

Stoffes zeugende Untersuchung ist im Grunde eine schöne Huldigung für unseren deutschen Dichter, der am Schluß als ein „nationaler Prophet von unübersehbarer Zukunftsbedeutung“ gefeiert wird.

Als 23. Band der Reclamschen Dichterbiographien hat der verdienstvolle Anton Schlos= jar, ein Freund des Dichters, Peter Rosegggers⁹⁾ Biographie geschrieben und damit dem weiten Verehrerkreis des großen steirischen Volkspoeten eine willkommene Gabe ge= boten. In fünf Kapiteln schildert er Rosegggers reiches, gesegnetes Leben, in den drei fol= genden gibt er eine Zusammenstellung und kurze Analyse seiner bedeutendsten Schriften, das letzte Kapitel enthält einen Überblick der Rosegger=Literatur, wobei man erstaunt ist zu hören, daß wir das gründlichste und umfangreichste Buch über Rosegger einem Franzosen A. Dulliod (Paris 1912) zu verdanken haben, das auch in Übersetzung durch Moriz Needer bei Staackmann, des Dichters langjährigem, treuem und großzügigem Verleger, erschienen ist. Die liebe, alte, treuherzig-gemütvolle Persönlichkeit Rosegggers erseht lebendig vor dem Leser in Schlosjars schlichter Erzählungsweise. Leider ist die Kriegszeit, die Rosegger noch erlebte (er starb 1918), kaum erwähnt. Wer bisher nur die Rosegger-Kapitel in den gang und gäben Literaturgeschichten kannte, wird bei Schlosjar manches Neue finden. Alban Stolz, dessen geistvoller Briefwechsel mit den Schwestern Ringseis im vorletzten Bericht hier angezeigt wurde, kommt in den üblichen Literaturgeschichten, wenn er überhaupt erwähnt wird, meist nur kurz weg. Sehr zu Unrecht; gehört er doch zu unseren besten Volksschriftstellern und setzt in seiner kernigen, oft derben Art die große Überlieferung aufs glücklichste fort, die mit volks= tümlichen Predigern wie Geiler von Kaisersberg und Abraham a St. Clara eröffnet wurde. Seine Geltung würde gewiß noch größer sein, wenn er nicht in seinem ultramontanen Eifer gar zu ungestüm gegen den Protestantismus gewettert hätte. Und doch haben seine Bücher und Kalender weit über die engeren Grenzen seiner Kirche hinaus bei Gebildeten und Un= gebildeten weite Verbreitung gefunden. Das macht, weil er eine ausgesprochen starke und ethische Persönlichkeit war, auch in seiner Einseitigkeit immer innerlich wahr, und weil bei allem Dogmatismus ein gesundes Deutschtum in diesem Freiburger Klerikalen steckte. Bei Herder in Freiburg, der seinerzeit die meisten seiner zahlreichen Schriften verlegte, ist nun auch eine ausführliche Biographie erschienen, die den Geistlichen Rat und Universitäts= professor Julius Mayer¹⁰⁾ zum Verfasser hat. Auf Grund des gesamten handschrift= lichen Nachlasses und unter eingehender Benützung vor allem der vielen Tagebücher, die Stolz von seiner Gymnasialzeit an bis in seine letzten Lebensjahre führte, entwirft Mayer ein breites, manchmal allzu breit angelegtes Lebensbild dieses sonderbaren Mannes, der erst nach langem Schwanken zum theologischen Studium kam und dann in erregten Zeiten eine Zierde und ein Hauptorkämpfer der katholischen Kirche wurde. Für den Literaturhisto= riker am wichtigsten sind die drei Kapitel, in denen Stolz als Schriftsteller und seine religiöse Naturbetrachtung, die am ehesten an Klopstock, die Mystiker und Novalis erinnert, geschildert werden, sowie das Schlußkapitel, in dem Dr. Joseph Sauer „Stolz in der deutschen Literatur“ behandelt. Einen streng wissenschaftlichen Maßstab darf man an das langatmige Buch, in dem allzuviel Belangloses mitgeteilt wird, nicht legen: dazu fehlt es dem Verfasser doch an dem nötigen geistigen Abstand zu seiner Aufgabe. Gewiß gehört zu einer Biographie volle Liebe und Begeisterung, aber sie darf nicht so unkritisch bleiben wie hier. So hinterläßt diese fortgesetzte Verherrlichung, oft auf Kosten anderer großer Dichter, wie z. B. Eichendorffs, der Droste-Hülshoff usw., zuletzt doch nur ein unklares, verschwommenes Bild des Schrift= stellers Stolz, dagegen tritt die edle, uneigennützig, tief sittliche Persönlichkeit, der unerschrockene Kämpfer für seine Ideale, der knorrige Eigenbrötler klar hervor.

Die schon stark angeschwollene Söns=Literatur erfährt fortgesetzt Bereicherung, ein Zeichen, daß des Dichters Beliebtheit noch ständig im Wachsen ist. Seinen vielen Verehrern wird es erwünscht sein, daß nun jene kleine, seit Jahren vergriffene Selbstbiographie wieder

9) Anton Schlosjar, Peter Rosegger. Dichter=Biographien, 23. Bd. Reclams Universalbibliothek 1921, Nr. 6223, 6230. 139 S.

10) Julius Mayer, Alban Scholz. Mit 10 Bildern und einer Schriftprobe. Freiburg 1921, Herder. 619 S.

zugänglich geworden ist, die Löns¹¹⁾ 1909 auf Einladung des inzwischen eingegangenen literarischen Monatsblattes „Edart“ in diesem veröffentlichte. Im Titel „Don Ost nach West“ ist schon angedeutet, daß Löns besonderen Wert darauf legte, zu zeigen, wie der im Osten Deutschlands Geborene sich allmählich im Westen einwurzelte und hier sein Stammesbewußtsein erwacht, nachdem erst einmal „der Anpassungskater überwunden“ war. Am ausführlichsten verweilt Löns bei seiner Jugendzeit, aus der er eine Menge kleiner charakteristischer Züge festhält, die von seinen bisherigen Biographen, u. a. von Schauerte, fast alle benutzt worden sind. Nur wenige Seiten sind seiner dichterischen Entwicklung gewidmet, aus deren knapper Schilderung eine wohlthuende Bescheidenheit und Zurückhaltung spricht. Übrigens war damals eben erst sein „Lezter Hansbur“ erschienen, Löns stand also noch mitten im Werden; dieser Umstand gibt dem liebenswürdigen Schriftchen naturgemäß etwas Fragmentarisches.

Eine gute Ergänzung dazu sind die Erinnerungen seiner ersten Gemahlin, Frau Elisabeth Löns=Erbed.¹²⁾ Über den Grund ihrer späteren Ehetrennung erfahren wir nichts. Seinfühlig ist alles verschwiegen, was irgendwie nach Sensation schmecken könnte. Neugierige Leser werden also enttäuscht sein. Vielleicht ist auch das Bild des Dichters und das Zusammenleben mit ihm ein wenig idealisiert, denn nach der Schilderung des jahrelang ungetrübten Liebes- und Eheglückes erscheint die später eingetretene Katastrophe um so rätselhafter. Man darf an das Buch keine großen literarischen Maßstäbe legen, aber als Zeugnis einer liebenden Frauenseele, die den Dichter viele Jahre auf seinem schweren Lebensweg helfend und stützend begleiten durfte, ist es von hohem psychologischen und menschlichen Wert. Eine gewisse Tendenz ist unverkennbar, nämlich zu zeigen, wie glücklich die Schreiberin jahrelang mit dem Dichter gelebt hat: „er war die Liebe, die Güte selbst und hatte eine edle, große und reine Seele, — es war der Mann, der das größte Glück meines Lebens war“ — dies ist der echt frauliche Grundakord des Buches.

Löns' „Zweites Gesicht“ ist zurzeit fast ein Modebuch geworden. Als Selbstbekenntnis des Dichters verdient es jedenfalls die größte Beachtung. Wie wieder vor- und nachher hat er sein Liebes- und Seelenleben mit solch unbarmherziger Selbstzerfleischung dargestellt wie hier. Die Geschichte seiner unseligen Liebe zu Swaantje ist darin gestaltet. Zugleich bedeutet diese Dichtung einen Höhepunkt oder vielmehr den Höhepunkt seines künstlerischen Schaffens, bietet aber doch auch für den naiven Leser mancherlei Dunkles und Unklares. W. Schenkel¹³⁾ widmet ihr eine besondere Untersuchung, in der er sie „als eine großartige Verjinnlichung alles Geistigen“ zu analysieren unternimmt. Warum er dabei, nach einer kurzen, die symbolischen Kapitelüberschriften ausdeutenden Inhaltsangabe, sich nur auf die genauere Betrachtung eines einzigen Kapitels („Der Vollmond“) beschränkt, ist nicht recht erfindlich; das Ergebnis entbehrt durch diesen ziemlich willkürlichen Ausschnitt jeder Vollständigkeit. Was er aber hier über die dichterische Schönheit des Romans sagt, über Löns' eigentümlichen epischen Stil, seine Bilder, die Art seiner Schilderung, die Umsetzung der Erzählung in Handlung, den barocken Humor, das seltsam Schillernde und Dämmernde der Stimmungsmalerei, das zeigt feines Verständnis für dichterisches Schaffen überhaupt und für die Lönssche Art im besonderen.

Seiner im vorigen Bericht hier angezeigten vorzüglichen Schrift über Walter Flex läßt Otto Brües¹⁴⁾ eine ebenfalls recht gelungene Studie über Gorch Fod (= Hans Kinau), den in der Stageraßschlacht gebliebenen niederdeutschen Dichter folgen. Sie erscheint als zweiter Band in einer Sammlung von vier Aufsätzen „Neue deutsche Jugend“, die alle ein offenes, stolzes Bekenntnis zum Deutschtum durchzieht. Aus Wert, Wesen und Lebenslauf

11) Hermann Löns, Don Ost nach West. Selbstbiographie. Berlin 1921, Verlag der Schriftenvertriebsanstalt. 32 S.

12) Elisabeth Löns=Erbed, Meine Erinnerungen an Hermann Löns. Dortmund 1921, Lenjing. 83 S.

13) Wilhelm Schenkel, Hermann Löns' „Zweites Gesicht“. Eine Studie. Berlin 1921, Deutsche Landbuchhandlung. 70 S.

14) Otto Brües, Gorch Fod. Bd. II aus der Sammlung „Neue deutsche Jugend“. Berlin 1921, Staatspolitischer Verlag. 27 S.

gibt Brües, unter Verwendung vieler besonders aufhellender Tagebuchaufzeichnungen, eine Darstellung der Besonderheit dieses Dichters, dem ein früher Heldentod die volle Entfaltung verweigerte, und dem doch unter den neueren niederdeutschen Dichtern eine führende Stellung zukommt. Sein Herauswachsen aus der niederdeutschen Dichtung wird feinfühlig nachgewiesen; ebenso seine ihm wohlverwandten Dichter, an denen sich der aus dem Volke Stammende empor- und weiterarbeitet. Eingehend und besonders geistreich schildert Brües die ewige Grundmischung des deutschen Wesens aus Heidentum und Christentum, die in Gorch Sods so besonders und selbst am lebendig war. Diese Doppelnatur hat von jeher das Werden der deutschen Seele ausgemacht, sie wirkt auch formbildend in Gorch Sods Werken: das Buch seiner heidnischen Seele wurde „Hein Godenwind“, das Buch seiner christlichen Seele „Seefahrt ist not“. „In seinen großen Romanen wie in seinen Tagebuchaufzeichnungen stehen wie in seiner Seele Heidenplatt und Christendösch nebeneinander und miteinander verschlungen.“ In der Herauslösung dieses neuartigen Grundgedankens liegt der Hauptwert des Aufsatzes. Am Schluß zieht Brües einen Vergleich Sods mit Flex und Löns; drei Artverwandte, nicht nur durch ähnliches Schicksal gleich, bei denen es nur Gradverschiedenheiten gibt. In wenigen sicheren Strichen sind diese drei, die jeder für sich einer besonderen deutschen Landschaft verwurzelt sind, auf eine gemeinsame Formel gebracht: „gemeinsam durch ein gemeinsames Schicksal ihres Volkes in eine schöne Bahn gerissen und durch ihren Opfertod mehr als durch ihr Werk ins helle Bewußtsein der Nation gerückt, deren Wesensmischung ihre Gebilde betätigten.“

Der Schweizer Adolf Döglin, der bei uns durch eine 1910 herausgegebene „Geschichte der deutschen Dichtung“ bekannter geworden ist als durch seine eigenen Dichtungen, erfährt in einem kleinen Heftchen durch S. W. Brepohl¹⁵⁾ eine kurze Würdigung, die allerdings nur bescheidenen Ansprüchen zu genügen vermag und ohne literarischen Wert ist. Von den einzelnen Werken werden fast nur die Titel genannt, eine eingehendere Charakteristik fehlt. Als Werbeschrift für den ferndeutschen Dichter, der als bewußter Bekenner des deutschen Volkstums unsere Wertschätzung verdient, kann man den schlichten Aufsatz wohl gelten lassen.

Einem Siebziger, aber einem ganz jungen, gilt Grubers empfehlenswerte Schrift, nämlich dem waderen „Erzschwaben“ Adam Müller-Guttenbrunn¹⁶⁾, dem tapferen Vorkämpfer deutscher Art in der zerfallenden Habsburger Monarchie, dem mannhaften Kulturpolitiker, Rezensenten und Theaterleiter, dem feinsinnigen, ferndeutschen Roman- und Dramendichter. Er ist von allen deutschösterreichischen Dichtern sicher der gesündeste und deutscheste, eine erfrischende, dem Volkstum entsprossene Kraftnatur, die nichts von dem weichlich Zerfließenden, Kränklichen, Koketten der anderen Wiener Poeten hat; freilich bei uns im Reich noch längst nicht nach Gebühr bekannt. Gruber erzählt anschaulich und unterhaltsam die romantische Jugendgeschichte des Dichters, der als unehelicher Sohn eines Banater Großbauern in Guttenbrunn zur Welt kommt, eine kleine Beamtenlaufbahn einschlägt und bald mit vollen Segeln auf dem Literaturmeer einherfährt. Besonders fesselnd ist das Kapitel über Müller-Guttenbrunn als Wiener Theaterdirektor; seine Wirksamkeit an dem durch seine Anregung begründeten Raimundtheater und später am Kaiserjubiläum-Stadttheater gehört der deutschen Bühnengeschichte an. Die Pflege des Wiener Volkstüdes, besonders Raimunds, Anzengrubers und Grillparzers, die Wiener Erstaufführung von Kleists „Hermanns-schlacht“, die Einführung der später überall nachgeahmten Schülervorstellungen sind z. B. einige besondere Verdienste seiner Tätigkeit. Die Studie läßt das reiche, vielgestaltige Schaffen des vor kurzem verstorbenen Dichters, der sich außer auf lyrischem Gebiet (eine wohlthuende Ausnahmeerscheinung!) überall betätigte, in kenntnisreicher, klarer Schilderung am Leser vorüberziehen. Mit Recht ist das Hauptgewicht auf Müller-Guttenbrunns bedeutende Kulturromane gelegt. Wir heben nur seinen als echtes Kulturbild des Vormärz wie als Dichterporträt gleichermaßen bedeutsamen Lenauroman heraus. Dies letztere Werk, jedenfalls sein Meisterstück,

15) S. W. Brepohl, Adolf Döglin. [Ein deutsch-schweizer Dichter der Gegenwart. Mit Bildnis des Dichters. Winnenden 1919. Zentralfstelle zur Verbreitung guter deutscher Literatur. 15 S.

16) E. Gruber, Adam Müller-Guttenbrunn, der Erzschwab. Eine Studie. Leipzig 1921, Staackmann. 134 S.

ragt aus der großen Menge der eine Zeitlang fast zur Mode gewordenen biographischen Romane hoch empor und wird höchstens von Moslos Schillertrilogie erreicht. Auch hier berührt des Dichters Streben so ungemein wohlthuend, überall dem Deutschtum ein Verkünder zu werden: unser armer Senau ist von fast allen Literaturgeschichten zum interessanten Ungarn umstilisiert worden, zum „singenden Pukstasohn, zum dunkeläugigen Fremdling der deutschen Dichtung“. Müller-Guttenbrunn schildert besonders im ersten Band „Sein Vaterhaus“ ausdrücklich den Dichter als echten Deutschen, als Banater Schwaben, der mit Bewußtsein und nach Abstammung Schwabe ist. Grubers Studie, die sich frei hält von aller Polemik und durch ihre Sachlichkeit ebenso für sich einnimmt wie durch ihre Herzlichkeit, aber doch nicht unritrische Verehrung für den Dichter, möge dem braven Erzschwaben recht viele neue Freunde zu den alten werben. Seine Werke werden für das zu erhoffende gemeinsame deutsche Vaterland zum wertvollsten und würdigsten Geistesbesitz gehören. Dies gilt auch für den um 20 Jahre jüngeren Deutsch-Österreicher Franz Karl Ginzkey. Dieses nun auch schon Fünfzigjährigen Leben und Schaffen schildert Robert Hohlbäum¹⁷⁾, dessen Name unter den jüngeren österreichischen Dichtern selbst einen guten Klang hat. Ginzkey gehört nicht zu den Dichterschreibern; außer den Gedichten schuf er nur sieben Romane und Erzählungen. Sein kerniger, deutschbewußter Vogelweider-Roman hat sicher bleibenden Wert, und wenn er als Lyriker nur jenes eine entzückende Schützengrabengebicht „Die Stöte“ geschrieben hätte, müßte man ihn zu unseren ersten Kriegsdichtern zählen. Er führte sich im selben Jahre in die Literatur ein wie sein Freund und Kamerad Bartsch; aber vergleicht man beider Entwicklung, so tritt der viel fruchtbarere, weit mehr gelesene und bekanntere Bartsch vor dem stillen, besinnlichen, zarten, tiefen Ginzkey weit zurück. Hohlbäum entwirft von dem ihm geistesverwandten Dichter ein anziehendes Lebensbild und weiß bei der Betrachtung der Werke die lyrische und epische Sonderart dieses „letzten Romantikers, dieses letzten Humanisten im Dichterkleide“ treffend zu kennzeichnen. Das Motiv des Kampfes zwischen Wälsch und Deutsch, zwischen Süden und Norden, das sich durch sein Gesamtchaffen zieht, ist geeignet, uns heute ganz besonders an ihn zu fesseln. In einer Zeit, wo der politische Zusammenschluß seiner Heimat mit Deutschland zum Tagesproblem geworden, hat ein solcher Dichter für uns eine besondere Kulturaufgabe zu erfüllen. Das klug und flott geschriebene Büchlein ist mit vortrefflichen Bildbeigaben ausgestattet.

Ein weiter Abstand von diesem liebenswerten, gefühlsreinen Deutschösterreicher, bei dem alles so unverfälscht und schlicht ist, zu einem anderen Fünfzigjährigen, Heinrich Mann, den Sinsheimers¹⁸⁾ Buch gilt. Das Biographische wird darin nur obenhin gestreift. Bei der Bewertung der Einzelwerke ist man versucht, manches energische Fragezeichen anzusetzen. Es wird viele geben, die sich von Heinrich Mann letzten Endes trotz aller Pracht und Glut der Diktion, aller Gestalten- und Problemfülle, aller messerscharfen Beobachtungsgabe aufs heftigste abgestoßen fühlen. Schreiber dieser Zeilen will nicht leugnen, daß er dazu gehört und glaubt sich mit dieser unüberwindlichen Abneigung in der besten Gesellschaft auch vieler ernster, namhafter Forscher zu befinden. Gewiß ist Mann einer der stärksten Köpfer unter den Erzählern der Gegenwart, ein Virtuos der großen, wilden Gebärden, ein unbarmherziger, an Balzac geschulter Beobachter, aber kein deutsch empfindender Dichter — weder deutsch, noch empfindend, noch „Dichter“. Die scharfe Wendung zum Politischen in seinen letzten Büchern zeigt diese bewußte Entfremdung vom deutschen Volkstum immer trasser und absichtsvoller. Sinsheimer weiß diese fremdländische Blutmischung in Heinrich Mann, die sein so ganz anders gearteter Bruder Thomas Mann auszugleichen verstand, seine Sympathien für romanischen Geist, seine Neigung zur italienischen Wahlheimat, seine Abkehr ins Internationale richtig zu werten, im übrigen aber verfällt er der Übertreibung, wenn er abschließend z. B. behauptet: „Er ist Figur der Zeit und zugleich ihr Überwinder, weil er so groß ist wie sie oder größer; er mündet in die Zeitlosigkeit ein . . .“ Auch seine Einzelurteile wird man nicht immer unterschreiben, so wenn er die Figur des Professors Urat „eine der größten

17) Robert Hohlbäum, Franz Karl Ginzkey. Sein Leben und Schaffen. Mit 4 Bildbeilagen. Leipzig 1921, Stadtmann. 58 S.

18) Hermann Sinsheimer, Heinrich Manns Werk. München 1921, Verlag der Weißen Bücher. 61 S.

Romanfiguren der deutschen Literatur“ nennt oder den abſcheulichen „Untertan“ einen „großen und klaren (!) Spiegel, in dem ſich das deutſche Volk erkennen ſollte“, und den Verfaſſer dieſes gehäſſigen Zerrbildes gegen die Bezeichnung eines politiſchen Dichters in Schutz nimmt. Er klagt über das Schickſal des Mißverſtändniſſes, das jenen getroffen. Nun, der Fall H. Mann liegt unſeres Erachtens völlig klar, hat er ſich ja ſelber in ſeinen Essays „Macht und Menſch“ deutlich genug über ſeine ganze Richtung ausgeſprochen. Sonſt enthält Sinsheimers gewandte Schrift einige gute Bemerkungen beſonders über das Weſen des modernen Romans und der Novelle an ſich. Der Stil krankt bisweilen an Fremdwörterſuche und an gewiſſen zu Tode geheßten Lieblingswendungen.

Einen hochbedeutsamen Beitrag zur tieferen Erkenntnis der literariſchen Strömungen und Zusammenhänge unſerer Zeit bietet Alfred Wien, der bekannte, tüchtige Theaterkritiker der „Deutſchen Zeitung“, in ſeinem geiſtvollen Werk „Die Seele der Zeit“. 19) Er will darin keine Literaturgeſchichte geben, ſondern die kulturellen Richtungen und Entwicklungen aufdecken, wie ſie ſich in der Dichtung um die Jahrhundertwende widerſpiegeln. In der Tat leiſtet er weit mehr als bloße Literaturbetrachtung, nämlich „eine Syntheſe der deutſchen Kultur in der Dichtung um die Zeitwende von 1900“. Man muß ſchon an des unvergeßlichen Karl Lamprecht bahnbrechende Darſtellung des Naturalismus und Impreſſionismus in den letzten Bänden ſeiner „Deutſchen Geſchichte“ denken, um etwas Ähnliches und gleich Vollkommenes zu finden. Wien gibt keinen Überblick über die einzelnen Dichter und ihr Schaffen, ſondern weiſt die großen geiſtigen Probleme auf, mit denen die Zeit ringt; zu ihrer Erläuterung greift er dann aus der Fülle des Materials einige beſonders typiſche Beiſpiele heraus. Die beſprochenen Werke werden dabei nicht etwa chronologiſch, ſondern nach inhaltlichen Entwicklungslinien gruppiert. In einem einleitenden Kapitel wird „das Erwachen der Seele und des Lebensgefühls“ vom Sturm und Drang bis zum Naturalismus und zur geiſtigen Kunſt geſchildert und mit der Aufhellung des inneren Kulturzusammenhangs die Grundlage für die nun folgende Geſtaltung des dichterischen Zeitbildes gewonnen. Die fünf Hauptabſchnitte lehren uns ſodann im Dichtwerk die Seele der Zeit, die Seele des Volkes erkennen in aller Verſchiedenheit und Fülle des Denkens und Empfindens. Eine Unterſuchung über „Naturanſchauung und Naturgefühl“ — wohl das glänzendſte Kapitel des Buches — kommt zu dem Schluß, daß die Jahrhundertwende ſich in dieſer Beziehung als ein Höhepunkt in der Geſchichte des dichterisch manifeftierten Lebensgefühls kennzeichnet. „Die entgötterte Welt und der Glaube“ zeigt eindringlich und erſchütternd die fürchtbare Blutſchuld, die der Materialismus auf ſich geladen: „die Erlösungsſeele im und durch das Diesſeits hat nicht nur das deutſche, ſondern die geſamten Völker Europas in grauenvoller Verirrung in die Irre und dem Zusammenbruch entgegen getrieben, in den völligen Schiffbruch nicht allein der geiſtigen und wirtſchaftlichen Kultur, ſondern der Daſeinsmöglichkeit überhaupt“. In dieſem Teil iſt die Abhandlung über das Chriſtusproblem beſonders diegen. „Von der Maſſe und der Perſönlichkeit“ ſchildert, nach einer Überſicht über die Entwicklung des ſozialen Gedankens in Deutſchland, die in der Dichtung um die Jahrhundertwende auftauchenden ſozialen Probleme, zeichnet ein ſcharf umriſſenes Bild des Menſchen dieſer Periode, wie ihn als Typus am vollkommenſten Thomas Mann in den „Buddenbrooks“ geſtaltet hat, weiſt die fürchtbare ſeeliſche Zerklüftung des deutſchen Volkes nach und gibt ein ſchonungsloſes Bild der Dekadenz und ihrer literariſchen Spiegelung. In dieſem beſonders temperamentvoll geſchriebenen Teil wird ein erſchreckend wahres Charaktergemälde der unſeligen Epoche entworfen, die zwiſchen Individualismus und Sozialismus führerlos hin- und herſchwankt. „Liebe als Lebensgeſetz“ betrachtet die Seele der Zeit vom Erotiſchen aus und weiſt nach, wie die wachſende Entſittlichung und völlige Aufhebung der Moralbegriffe ebenfalls ihren Urgrund in der Entgöttlichung der Welt und der von dieſer bedingten Triebhaftigkeit als Naturgeſetz hat, wie ſie der konſequente Materialismus predigte. Beſonders fein iſt hier die Kennzeichnung der literariſchen Haupttypen des modernen Erotikers gelungen, des leiſtſinnigen Melancholikers (Schnitzler), des erotiſchen Willensmenſchen (Dehmel) und des abſoluten Erotikers (Waſſermann). Dieſe Entwicklung gipfelt im Dirnentum eines Wedekind. Im

19) Alfred Wien, Die Seele der Zeit in der Dichtung um die Jahrhundertwende. Leipzig 1921, Doigtländer. 327 S.

Schlufabschnitt „Lebensgefühl und Tod“ klingt die Schilderung gewaltig und tragisch, halb pessimistisch, halb verheißend aus. Das Verhältnis des Lebensgefühls um 1900 zum Tode wird zunächst objektiv beleuchtet in bezug auf die Art der Darstellung, in welcher Gestalt der Tod in der Dichtung erscheint, dann subjektiv in Hinsicht der Akustik und Farbe, die das Lebensbewußtsein der Seele auf den Untergrund des Sterbensbewußtseins erfährt. An der Hand besonders glücklich gewählter Beispiele schreiten wir hier von furchtgelähmter Todesverneinung (Bruno Wille) über verzichtende Todesergebenheit (Hofmannsthal, Dauthendey) zu betender Todesbejahung (Hesse Rilke). So endet das in dunklen, leidenschaftlichen Farben gehaltene Werk doch noch mit der tröstlichen Hoffnung auf Erweckung einer neuen Seele! Dies alles schrieb ein Mann, der von der Gegenwart aufs tiefste verwundet worden ist, ein abgefangter Feind des öden Materialismus, des feichten Monismus, des falsch verstandenen Sozialismus, gegen die alle er tapfere, immer sachliche, aber entschieden ablehnende Worte findet; ein Mann, der zugleich im besten Sinne national ist, von einem ehrlichen, wurzel-echten Deutschtum erfüllt, ohne politische Tendenz, zugleich im tiefsten Wesen völkisch, ohne dies oft mißbrauchte Wort irgendwie im Munde zu führen oder in kurzichtigen Antisemitismus zu geraten. Er ist nicht blind gegen die Fehler unseres ancien régime: das ungeliebte Sozialistengesetz verurteilt er ebenso wie die heutigen Führer der zum Irrwahn entarteten sozialistischen Heilslehre, deren wahre Absichten er mit vernichtender Kritik und schonungslos aufdeckt. So ist Wien zugleich Kulturpolitiker und Literaturhistoriker; als solcher verfügt er über ein ungemein sicheres Urteil, das bei aller Schärfe immer vornehm bleibt, versteht sich auf ganz vortreffliche Analysen der immer sehr geschickt gewählten Beispiele, beherrscht die schwierige Kunst knapper Inhaltsangaben meisterlich und besitzt vor allem eine ungewöhnliche Kraft der Einfühlung, wenn es sich um die Erklärung zartester lyrischer Gebilde und rhythmisch-musikalischer Feinheiten handelt. Die künstlerische Begrenztheit des Naturalismus hat er klar erkannt; ebenso die ethische Gefahr der Neuromantik, die er „eine arge Verfälscherin“ nennt. Seinen Einzelurteilen kann man sich fast reflexlos anschließen. In der Wahl der Beispiele vermißt man zuweilen besonders bezeichnende Werke, so im letzten Kapitel „Michael Kramer“. Aber darüber soll natürlich bei der Fülle des Materials nicht mit dem Verfasser gerechnet werden. Wien hat gewiß viel seinen Vorgängern zu danken: Lamprecht, Spengler, Chamberlain, Adolf Bartels, wohl auch der Rembrandtdeutsche Langbehn haben auf ihn eingewirkt; aber was er schuf, ist ein so persönliches, nütiges, reines und starkes Werk, daß man es in unserer furchtbaren Zeit eine deutsche Tat nennen kann. Bisweilen fühlten wir uns beim Lesen an gewisse Kapitel in Arnolds „Geist der Zeit“ erinnert! Dies ernste, wissenschaftlich wie ethisch gleich hervorragende Buch kam zur rechten Stunde. Es wird viele Gegner auf den Plan rufen, wenn man nicht vorziehen wird, es nach beliebter Methode totzuschweigen; aber es wird, hoffen wir, auch klären, bessern und helfen und so ein gutes Stück geistiger Aufbauarbeit verrichten.

Schriften zur Kunst und zur Kunsterziehung.

Von Oberstudienrat Dr. Paul Ueding in München-Gladbach.

I.

Dielen ist die Kunst in erster Linie eine Angelegenheit des Wissens und manchem die Pflege dieses Wissens ein Lebensinhalt. Dielen andern ist sie vor allem Genuß und Steigerung des Lebensgefühls, und diesen andern kann an einer Mehrung des Wissens, einer Häufung des Stoffes nur wenig gelegen sein. Wichtiger ist ihnen im Gegenteil, sich der Überfülle des Stoffes zu erwehren, das innere Verhältnis zum Kunstwert zu klären, Abstand zu gewinnen und Urteil zu sichern. Sie sind es, die in unserer Kunstwissenschaft danach streben, die Grundbegriffe der künstlerischen Anschauung zu prüfen und festzulegen. Für den kunstliebenden Laien ist die Arbeit jener ersten Gruppe nur mittelbar von Belang, hingegen eröffnet ihm die Forschung dieser andern den geraden Weg zum Verständnis der Kunst. Namen wie Riegl, Wölfflin, Schmarjow, Franke bezeichnen die Richtung. In ihre Reihe ist in den letzten Jahren vor allem A. E. Brindmann getreten, der Herausgeber des Handbuchs der Kunstwissenschaft, Professor an der Universität Köln. Drei Werke, in denen er sich meist mit Barockkunst beschäftigt, enthalten die Grundlagen seiner Anschauung: Bau-

kunst des 17. und 18. Jahrhunderts (im Handbuch der Kunstwissenschaft, Berlin-Neubabelsberg, 4. Aufl. 1922); Barockskulptur (ebenda, 2. Aufl. 1921); Plastik und Raum als Grundformen künstlerischer Gestaltung (mit 18 Textabbildungen und 42 Tafeln, München 1922, Verlag R. Piper u. Co.). Brindmann stellt in diesen Werken nicht eine fest umrandete, fertige Theorie auf, sondern er leitet aus der Besprechung der Einzelwerke allgemeine Grundsätze ab, nimmt freilich in dem Band über Barockskulptur zu einigen Fragen auch vorweg zusammenhängend und ausführlich Stellung. Es mögen zunächst die Grundgedanken ange deutet werden, die den genannten Werken gemeinsam sind. Entscheidend ist wohl, daß Brindmann es ablehnt, für die Festlegung der Begriffe den Standpunkt des Betrachters einzunehmen, daß er vielmehr von der Seele des gestaltenden Künstlers aus die Dinge sehen will. Die „produktive“ Vorstellung des Künstlers ist das geschichtlich festliegende, Zuverlässige; die „rezeptive“ des Schauenden wandelt sich nach Zeiten und Umständen, sie führt den, der das abfolut Gültige sucht, in die Irre. „Einzig im Nachdenken der gestaltenden Vorstellungen wird das Geschaffene Erlebnis.“ Im besonderen wird nun Wölfflin vorgeworfen, er sei bei der Begriffsbestimmung des Malerisch-Unklaren, das ja in der von Brindmann behandelten Barockkunst eine entscheidende Rolle spielt, der rezeptiven Vorstellung gefolgt. Sobald man nämlich nicht von ihr, sondern vom Schaffenden ausgeht, ergibt sich, daß der Wille zur „Verunklärung“ nur in der Malerei möglich ist, nicht aber in Skulptur und Raumkunst. Raum und Form — um diese handelt es sich — können nur verunklärt werden, wo sie Illusion sind, also in der Malerei. Wo sie Wirklichkeit sind, wie in Skulptur und Baukunst, ist Unklarheit wohl der rezeptiven, nicht aber der produktiven Vorstellung denkbar. Der schaffende Architekt kann nicht mit unklaren Raumvorstellungen arbeiten, er muß den Raum vor der Gestaltung klar zu Ende gedacht haben, auch wo es sich nicht um den „einfachen“ Raum handelt. Gerade im Barock kann ja der Raum „additiv neue Raumteile hinzunehmen, wie Nischen, Apsiden, Erker. Er kann sich mit andern Räumen zu einer Raumgruppe vereinen. Es kann sogar eine gegenseitige Durchdringung einzelner Räume stattfinden, indem etwa ein Kuppelraum so in den benachbarten Kuppelraum hineinwächst, daß ein Raumabschnitt zugleich beiden Räumen angehört.“ Auch plastische Körper können den Raum durchsprühen als Karyatiden, gefuppelte Säulen, schwarze Silhouetten von Gitterwerk mit goldenen Lichtern. Malerei kann weiter verwirren mit Deckengemälden, die den unendlichen Raum zu öffnen scheinen. Trotz alledem dürfen diese Räume nicht als „malerisch“ bezeichnet werden, d. h. sie dürfen nicht in einem flüchtigen Darüberwegsehen als rein optischer Reiz, als ein Raufch des Auges aufgenommen werden. Auch der Beschauer muß, will er dem gestaltenden Künstler gerecht werden, dessen ursprüngliche, klare Raumvorstellung nacherleben. Ob er es kann, ist nur eine Frage der mehr oder minder entwickelten Fähigkeit des Sehens. Wenn man also die Art des Stiles benennen will, so darf man nicht von einem Übergang zum Malerischen sprechen, sondern man muß sagen, daß die Raumgestaltung komplizierter wird. In dieser stärkeren Kompliziertheit (eine hier passende Verdeutschung des Wortes hat nicht gelingen wollen) liegt der Reiz. Beiläufig erklärt sich hieraus Brindmanns Stellung zu den Ursachen der Stilentwicklung. Wenn es sich nämlich bei dieser Entwicklung wesentlich um ein Fortschreiten vom Einfachen zum Komplizierten handelt, so ist damit gesagt, daß das seelische Verhalten gegenüber dem Reiz, also Abstumpfung, Begierde nach Steigerung und Erneuerung, als wichtigste Triebfeder aller Stilwandlung erscheint. In der Tat wird die Berücksichtigung kultureller Einflüsse grundsätzlich und mit bemerkenswerter Schärfe zurückgewiesen. — Ähnlich wie bei der Raumgestaltung ist es in der Skulptur (man solle Skulptur sagen und das Wort „Plastik“ aufbewahren zur Bezeichnung des Grundbegriffes neben malerisch, linear usw.). Auch die Skulptur kann nicht malerisch werden. Was man so nennt, bezeichnet nur ein anderes Verhältnis des Plastischen zum Raum. Mit Nachdruck nämlich wird ausgeführt, daß Skulptur nicht bloß Formgebung, also Plastik, sondern auch Raumgestaltung ist. Schon durch die Codierung der Gliedmaßen, die Lösung etwa der Arme von der ursprünglichen Blockform des Ganzen, entstehen räumliche Verhältnisse innerhalb der Skulptur, werden Abschnitte aus dem unendlichen Raum abgetrennt und in die Skulptur einbezogen. Dieses Hineinwachsen des Raumes in den Körper schreitet im Barock ungemein weit fort. Der Raum zerfrißt gleichsam die Skulptur, oder, von dieser aus gesehen, kann man auch sagen, daß sie „schließlich ganze Raumschwaden in sich hineinreißt“. Dadurch wird das Aufnehmen der

Skulptur für das Auge des Beschauers natürlich schwerer, zumal wenn wiederum Farbe den Eindruck noch zu verwirren trachtet. Aber auch hier handelt es sich nur um eine Komplizierung in dem Erfassen der Teile, nicht um eine Unmöglichkeit, nicht vor allem um eine Unklarheit der produktiven Darstellung, denn der Künstler erst recht muß jedes Formteilchen plastisch durchgeföhlt haben, ehe er zur Gestaltung schreitet. Im Gegensatz zu Baukunst und Skulptur arbeitet nun die Malerei des Barock in der Tat malerisch, also mit unklaren Raum- und Formvorstellungen; sie kann es, weil Raum und Form in ihr nur Schein, nicht Wirklichkeit sind.

Don der Forderung einer völlig klaren Raum- und Formvorstellung in den Werken der Baukunst und Skulptur geht Brindmann weiter zu der Behauptung, der Beschauer müsse zu einer gleichzeitigen Darstellung aller Einzelheiten kommen. Zwar können Raumgruppen oder eine rhythmische Folge plastischer Formen nur im Nacheinander aufgenommen werden, aber erst die Gleichzeitigkeit in einer Gesamtdarstellung ergibt — wie in der Musik bei einer kunstvoll aufgebauten Sinfonie — das künstlerische Erlebnis in seiner höchsten Vollendung. Damit tastet Brindmann eigentlich die Grundauffassung an, mit der man bislang dem Barock gegenüberstand, daß nämlich dessen Sinn in dem Fließenden, ewig Werden den bestehe, daß z. B. der Barock die Kuppel an das Ende des Langhauses lege, um das Raumbild dem von vorn Eintretenden mit dem Weiterschreiten zur Kuppel hin immer neu zu enthüllen. Wenn aber erst die nachträgliche Gesamtdarstellung in einer Gleichzeitigkeit des Ganzen das wesentliche Erlebnis darbietet, so verliert dieses „Werden“ seine Bedeutung. Es ist klar, daß Brindmann zu seiner Meinung kommt, weil er von der „produktiven“ Darstellung ausgeht, und man sieht hier, von welcher Bedeutung das ist. In der Tat muß die Raum- und Formvorstellung des Künstlers, bevor er zu ihrer Verwirklichung schreitet, in gewissem Sinne eine Gesamtdarstellung und etwas Fertiges sein. Aber eben hier drängt sich der entscheidende Einwand auf: ob nicht der Künstler unwillkürlich mit der rezeptiven Darstellung des Beschauers rechnet, ob er nicht gerade in ihr die Verwirklichung seiner Idee erstrebt. Der Maler setzt etwa Flecken hin, sie sollen sich aber in dem Auge des Beschauers als Form zusammenschließen. Umgekehrt formt einmal der Plastiker eine Summe von Einzelteilen, sie sollen aber nicht als Einzelformen, sondern als malerische Gesamtheit erscheinen. Die produktive Darstellung wäre also doch die optisch-malerische Erscheinung, die Durchführung und Gestaltung der plastischen Einzelform wäre nur das Mittel zur Verwirklichung. Und ebenso beim Baumeister: er setzt Räume hin, die an sich ruhend, begrenzt, klar durchmessen sind, sein müssen; aber damit ist er nicht am Ziele, seine produktive Darstellung deckt sich nicht mit dem, was diese Räume sind, sondern was sie scheinen, scheinen sollen, sie verwirklicht sich in dem Unruhigen, Unbegrenzten, Werden, als was sie vom Beschauer aufgenommen werden. Der Künstler arbeitet eben doch für das Auge des andern, ist selbst gleichsam nicht bloß Schaffender, sondern auch Schauender. Nur der radikalste Expressionist ist es nicht, er schafft nur „für sich“, unbekümmert darum, wie und ob überhaupt jemand sein Werk versteht. Aber die Vergangenheit kannte seinen Standpunkt nicht, und diesen äußersten Radikalismus lehnt doch wohl auch die Gegenwart ab, und im Ernst wird auch Brindmann nicht mit ihm rechnen.

Der Gang der Darstellung, den die beiden Werke über Skulptur und Baukunst des Barock nehmen, geht folgerichtig dahin, die Entfaltung des Barock als eine Entwicklung zu immer stärkerer Komplizierung des Eindrucks zu verfolgen. Diese Entwicklung ergibt sich nicht bloß innerhalb jeder Kunst durch ihre eigenen Mittel, sondern sie ergibt sich aus einem Ineinanderwirken aller Künste — so also, daß Plastik und Raum, Raum und Plastik in- und durcheinanderwachsen und beide mit den Mitteln der Malerei, d. h. der Farbe, zur letzten Steigerung gelangen. In einer Einheit aller Künste ist dieses Ziel erreicht. Diese höchste Einheit — und das ist nun eine äußerst bedeutungsvolle Wertung — erreicht nur das deutsche Rokoko, das ein durchaus eigenartiger Stil ist, nur in äußerlichen Zügen dem französischen Rokoko ähnlich. Wenn man in der gotischen Hallenkirche eine Schöpfung deutschen Geistes sehen und darum von deutscher Sondergotik reden will, so müßte man erst recht den Begriff des deutschen Sonderrokoko prägen. Es ist ein Gipfel in der Kunstgeschichte. „Deutsches Rokoko ist Totalität und Erschöpfung der christlich-abendländischen Kunst. Apotheose und Ende.“ Die deutsche Skulptur der Zeit erhält außerdem ihren besonderen nationalen

Einschlag durch das Weiterwirken der Gotik, das zumal in der norddeutschen Kunst sichtbar ist. „In den stoß- und ruckweisen Bewegungen, den hageren Wendungen und knirschenden Stellungen leben Form, Gesimmung und Stimmung der geheimen Gotik.“ „Gewandungen, prasseln in knittrigen Brüchen über die Körper, Gesichter verzerrten sich zu Karikaturen, Gestalten heulen sich in seitlichen Schwüngen.“ Die Formensprache der Renaissance wird in Deutschland durch diesen wiederauflebenden Geist der Gotik zerstört — das ergibt deutschen Barock und Rokoko. In Italien spielt die Gotik keine Rolle, italienischer Barock entsteht darum auch nicht durch Zerstörung, sondern durch Überbietung der Renaissanceform und endigt nicht im Rokoko, sondern im Klassizismus. — Die hier angedeuteten Gedanken, die das Gesamtwerk Brindmanns durchdringen und im besonderen die Richtung der beiden großen Werke über Barockkunst bezeichnen, finden sich in ihren wesentlichen Zügen auch in dem Buche „Plastik und Raum“. Weil hier nicht zusammenhängende Geschichte der Kunst geschrieben, sondern jener Hauptgedanke flargelegt werden sollte, konnte Brindmann Einzelkunstwerke — von der Gotik bis zur Gegenwart — herausgreifen und an ihnen um so eindringlicher und auf knappem Raum den Beweis für seine Behauptung antreten.

II.

Auf der Linie, die von der Gotik zum Expressionismus führt, liegt der Barock. Es ist folgerichtig, wenn die Gegenwart ihm erhöhte Beachtung schenkt. Zeugnis dieser Beachtung ist es z. B., wenn Brindmann der Erforschung deutscher Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts eine besondere Arbeitsstätte in Köln gegründet hat, Zeugnis sind weiter die vielfachen dem Barock geltenden Darstellungen derjenigen Kunstschriftsteller, die mit der Gegenwart besonders enge Fühlung haben. Zu ihnen gehört Wilhelm Hausenstein. Sein Buch „Der Geist des Barock“ (mit 73 Tafeln, München 1920, Verlag R. Piper u. Co.) möchte man freilich, statt es auf seine kunstwissenschaftlichen Ergebnisse zu prüfen, vielmehr nach seiner literarischen Besonderheit bewerten. Man könnte das auch rechtfertigen. Denn der Stil Hausensteins ist bester Beweis, daß man ihm Verständnis für sein Thema zutrauen darf. Dieser Stil ist selbst Barock, ist wie eine Erinnerung an die Barockzeit deutscher Dichtung, an Sturm und Drang, ist Stil des jungen Schiller, nur mit dem größeren Reichtum und der gesteigerten Ausdrucksfähigkeit, die sich aus der Entwicklung von anderthalb Jahrhunderten ergibt. Er entspricht dem, was Hausenstein über die bildende Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts sagt, in allem, selbst in der Fähigkeit, bis zur Geschmacklosigkeit anschaulich, bis zur Lächerlichkeit erotisch zu werden. Es wird z. B. ausgeführt, daß dem Barock das Konstruktive fehle, daß es also nicht Knochengestalt, sondern Eingeweide, Fleisch und Nerven gebe. Und dann gipfelt es: „Die Tür einer Kirche öffnet sich: der Hochaltar ist wie das Innere eines brünstig aufgerissenen Leibes. Das Ekklesiastische macht harakiri.“ Man lieft das Buch, wie man Barockkunst gern betrachtet (wie man aber nach Brindmann nicht betrachten soll): man ertappt sich etwa, wenn man eine halbe Seite gelesen, daß man darüber weg gelesen hat, ohne sich der Einzelheiten bewußt zu werden, ohne die sich häufenden Bilder und Schnörkel bis in ihre Endungen durchgeföhlt zu haben. Was bleibt, ist eine allgemeine Stimmung. Gewiß, man tut nicht recht, und man soll es nochmals durchgehen. Denn wenn das Buch auch nicht eigentlich neu ist in der Festlegung der Hauptzüge — sofern man auf letzte Behandlungen zurückblickt, auf Wölfflin, Brindmann oder auf das, was Heidrich über plamische, Roh über holländische Malerei gesagt hat —, so ist es doch neu in der Anschaulichkeit der Begründung und anregend in Einzelbemerkungen, wie sie sich besonders in den Kapiteln: Gesellschaft, Das Ganze, Rubens finden.

Brindmann hat in der Barockskulptur deren besonderes Verhältnis zum Raum erkannt. Hier liegt für ihn — er berührt es in seinem Buche „Plastik und Raum“ — die Verbindung mit gegenwärtiger Bildhauerkunst. Ähnlich Alfred Kuhn, Die neuere Plastik von 1800 bis zur Gegenwart (mit 68 Abbildungen und 14 Strichabbildungen, München 1921, Depphin-Verlag). Auch Kuhn sieht das Bedeutungsvolle der heutigen Plastik in ihrem neuen Verhältnis zum Raum, nur ist das für ihn mehr eine metaphysische Angelegenheit, während es sich bei Brindmann um die formalästhetische Seite handelt. Solange die Plastik den Menschen gestaltet, führt er aus, ist das Kunstwerk gebunden. Nur eine einzige Hauptansicht gewährt die menschliche Figur, stets muß darum für sie der Künstler Dedung im Rücken suchen.

Er tut es vor allem in Anlehnung an die Wand, indem er also mit dem Architektonischen eine Verbindung eingeht. Das entsprach zumal dem Menschen der Gotik, der den Leib verneinte, nie sich als machtvoll empfand, in dem Streben nach Auflösung der eigenen Persönlichkeit sich demütig dem gestalteten Raum unterordnete. Aber auch der antike Mensch suchte als plastische Figur Schutz, entweder in der Blockform oder in Anlehnung an Wände im Relief. Die Sehnsucht, schrankenlos in den Raum hinaufzutürmen, kann eben nicht erfüllt werden in figürlicher Darstellung, kann nur erfüllt werden in dem Überpersönlichen, dem von aller menschlichen Verbindung Gelösten. Die ägyptische Kunst hatte diese Sehnsucht und erfüllte sie in der Pyramide; die Gotik hatte sie und erfüllte sie in ihren Turmbauten; in den Kuppeln des Barock noch einmal schaffte diese Sehnsucht sich Freiheit, indem sie, unterstützt von malerischer Illusion, den Raum in die Unendlichkeit zu dehnen trachtete. Diese Sehnsucht also befeht auch die Plastik der Gegenwart. „Die Plastik mußte wieder zum reinen tektonischen Türmen werden, ohne alle Relation zur menschlichen Figur, dann erst war das Problem der schöpferischen Neugestaltung des Raumes wieder aufzunehmen, wie es die Erbauer der Pyramide und der gotischen Dome behandelt hatten.“ Ein Wandel der Weltanschauung mußte vorausgehen. Der individualistische Mensch, der unbedingt im Diesseitigen feststeht, mußte besiegt werden vom ethischen, der sich in die Bezirke des übersinnlichen Seins flüchtet. Tolstoi siegte über Goethe. Damit, mit der Verneinung des Individuellen, Diesseitigen, ist der Plastik erst die Freiheit gegeben zu tektonischem Türmen, zum Hineinwachsen in den Raum. Lehmbruch steht am Beginn. „In den Raum hinein hebt sich die Gestalt, löst sich auf in Gefühl, schwindet . . . befreit vom Zwange des Selbst, Geschöpf nur ewiger gottgeborener Rhythmen.“ Weiter noch gehen die andern. Bei Archipenko wird der Rhythmus Selbstzweck und bei Belling. Die Erinnerung an die menschliche Figur wird unwesentlich, fällt weg. Was bleibt, sind völlig unnaturalistische Formen, die nur als Träger rhythmischer Gefühle Bedeutung haben. Sie sind wie die Türme unserer Kirchen, wenn deren Rhythmus auch von anderm Geiste getragen ist. — Indem Kuhn so die Plastik eines Archipenko und Belling aus dem Zusammenhang aller Bildhauerkunst, alles dessen, was wir unter figürlicher Plastik verstehen, heraushebt und sie einreißt in den Zusammenhang ägyptischer Pyramiden und gotischer Türme, sie als eine rhythmisch in den Raum wachsende, unpersonliche, unnaturalistische Form faßt, zeigt er den einzigen Weg, der zum Verständnis dieser Kunst führt. Kuhn stellt keineswegs gegenwärtige Plastik als einzig wahre Kunst hin. Ihre Deutung und Begründung mag hier nur als Beispiel stehen für die Art seines Buches. Mit gleicher Sachlichkeit wird er Thorwaldsen und Hildebrand, Rodin und Minne gerecht, indem er ihre Werke als Äußerungen eines andern, aber darum nicht weniger berechtigten Zeitgeistes und Formempfindens hinstellt. Dennoch scheidet er scharf aus, was ihm als unecht erscheint, so, wenn er Meuniers Kunst verlogen nennt oder einem Meßner und Lederer nur die Sehnsucht nach der Kraft, nicht aber die Kraft selbst zuschreibt. Er gibt die Entwicklung in großen Zügen, mit starker Vereinfachung, leicht übersehbar für den Leser.

III.

Lange hielt man daran fest, daß die positive Leistung mittelalterlicher Malerei erst mit der Hinwendung zur Wirklichkeit anfinde. Wie sie fortschreitet zu räumlich-plastischer Formgebung, das war der Gesichtspunkt, unter dem ihre Entwicklung beobachtet wurde, und diese Entwicklung erwies sich dabei als ansteigend zum 16. Jahrhundert hin. Das Kunstgefühl der Gegenwart legt andern Wertmaßstab an. Ausdruck dafür ist ein Buch wie Anita Orienters, Der seelische Ausdruck in der altdeutschen Malerei (mit 94 Abbildungen, München 1921, Delphin-Verlag). Die Verfasserin fragt nicht nach der Entwicklung der Wirklichkeitsform, sondern nach der Kraft des seelischen Ausdrucks. Und da zeigt sich, daß die Entwicklungslinie einen Höhepunkt hat in der mittelalterlichen Kunst, sich senkt zur Spätgotik hin, wieder ansteigt in der Renaissance. Somit verbinden sich in der Geschichte der deutschen Malerei Gotik und Renaissance. Beide streben nach Ausdruck als dem letzten Ziel, beiden bedeutet die Form nur die „durchsichtige Hülle eines übersinnlichen Wertes“, und in Deutschland ist selbst der Renaissance jenes romanische Kunstgefühl fremd, dem die Schönheit Selbstzweck ist. Darauf ist, zum Beweise für die durch alle Stile sich gleichbleibende nationale Sonderart deutscher Kunst, in letzter Zeit oft hingewiesen — man denkt etwa an

Oskar Hagen —, aber vielleicht nirgendwo mit so eindringlicher Begründung, in so vorfichtiger Kleinarbeit wie hier, zugleich in einer fein geschliffenen und ausdrucksfähigen Sprache, deren Kunst sich im Laufe der Darstellung erst recht zu entwickeln scheint. Und dann wird auch die Folgerung wesentlich weiter geführt, als bisher geschehen. Es wird gezeigt, wie diese Gleichheit des Zieles eine Ähnlichkeit der Bildform in Gotik und Renaissance bedingt, wie beide sich nahestehen in dem Willen zur klarsten Herausarbeitung der Idee und darum zur Beschränkung auf das Wesentliche, zu äußerster Sachlichkeit, zu Übersichtlichkeit der Gliederung, Strenge des Aufbaus. Freilich liegt zwischen beiden Stilen der Übergang zu räumlich-plastischer Gestaltung, den die Spätgotik vollzieht, und so sind die Mittel der Renaissance unendlich reicher als die der mittelalterlichen Malerei. Aber eben nur die andern Mittel sind es, die den Unterschied bedingen. Jene spätgotische Zeit nun, die den Schritt zur Wirklichkeitstreue getan, steht — von dem Gesichtspunkte dieses Buches aus — fremd zwischen dem, was vorausgeht, und dem, was nachfolgt. Sie bringt zwar eine unendliche Fülle neuer Inhalte, im Körperlichen wie im Geistigen, aber die Einzelheiten, mögen sie eine jede für sich voll Individualität stecken, kommen nicht zu ausdrucksstarker Einheit. Spätgotische Erzählungsweise verjettelt ihre Wirkungen, bleibt kraftlos. Wenn freilich die Verfasserin den Drang spätgotischer Kunst nach ornamentaler Füllung der Fläche, den horror vacui, aus naturalistischem Draufgängertum erklärt, aus Mangel an künstlerischem Gestaltungsvermögen, so möchte man zweifeln, ob ihm damit volle Gerechtigkeit geschieht. Es müßte hier statt von einem Mangel doch wohl eher von einer andern Art des Kunstgefühls gesprochen werden, auf deren dem Malerischen zugewandten Charakter von der spätgotischen Architektur und Ornamentik her noch helleres Licht fällt. Ein anderes Bedenken geht dahin, daß, wie bei manchen Schriftstellern der Begriff der Gotik zerfließt, nun auch die Vorstellung eines bestimmten Renaissancegefühls sich abzuschwächen droht, daß Renaissance als ein Stil erscheint, der nichts anderes ist als gotischer Geist in räumlich-plastischer Erscheinung. — Da ist man dankbar, wenn ein Meister wie August Schmarjow von neuem die Grenzen der Stile betont. Es geschieht in seinem Buche *Gotik in der Renaissance*, eine kunsthistorische Studie (mit 16 Abbildungen, Stuttgart 1921, Verlag Ferd. Enke). Erscheint in dem Buch von A. Orientier der Übergang zur Wirklichkeitsform, der sich von der Gotik zur Renaissance vollzieht, als etwas nicht sehr Belangvolles, fast Gleichgültiges, so erkennt auch Schmarjow ihn nicht als den entscheidenden Gegensatz der Stile an. Der Wille zur Wirklichkeit ist es zwar, der die Gotik überwindet, in der Frührenaissance findet die Auseinandersetzung statt. Wenn nun aber Hochrenaissance der Höhepunkt dieser gegen die Gotik gerichteten Entwicklung wäre, so müßte sie folgerichtig den Sieg des Realismus bedeuten, und dieser Sieg müßte ihr tiefstes Wesen bezeichnen. Er tut es nicht. Um die Gegenpoligkeit von Gotik und Renaissance zu erfassen, bedarf es anderer Einstellung: Gotik gibt das Werden, Renaissance das Sein. In Gemälde und Skulptur der Gotik spielen die Ausdrucksbewegungen die wichtigste Rolle. Die Mimik leitet die Komposition. Die Darstellung wird in einem Nacheinander aufgenommen. Der Beschauer schreitet an dem Bild entlang, liest es meist von links nach rechts ab, nimmt die oft unzusammenhängenden Teile getrennt auf. Was verbindet, ist nur die Rhythmik der Bewegung. Indem bei Lionardos Abendmahl „die mimische Aufführung aus lauter Ausdrucksbewegungen in die Bildanschauung eines einzigen Momentes ausgebreitet wird“, ist ein Neues erreicht: Nicht mehr zeitliches Geschehen im Nacheinander, sondern räumlicher Bestand in der Gleichzeitigkeit, nicht mehr Bewegung, sondern Beharrung. Was Schmarjow über den Wandel der Bauform von der Gotik zur Renaissance an Beispielen kurz nachweist, hat er schon früher ausführlich begründet in den ersten Bänden seiner „Kompositionsgesetze in der Kunst des Mittelalters“, — daß die gotische Kirche auf die „motorische Anteilnahme“ des Menschen rechnet, daß der Beschauer das Langhaus als Wandelbahn mit seinen Schritten durchmißt, die Reihung der Glieder fühlt, mit seinen schweifenden Blicken die Säulen aufwärts begleitet, die steinernen Rippen verfolgt und das Stab- und Maßwerk der Fenster. Von diesem Rhythmus der Bewegung lebt der gotische Bau. „Die Auflösung dieses Gestaltungsprinzips, die Abkehr von dem Bewegungsrhythmus als treibender Kraft der ganzen Raumkomposition zur Beruhigung, zum Stillstand der Schau und damit zum Einraum bedeutet die Wendung zur Renaissance.“ Gestützt auf dieses Merkmal der Unterscheidung findet Schmarjow nun in dem Italien des 15. Jahrhunderts eine

ganze Reihe von Künstlern und Werken, die weit mehr der Gotik zuzuweisen sind als der Renaissance. Bei manchen, wie Botticelli und Siesole, erscheint das nicht neu, aber die Begründung hielt sich bislang an äußerlichkeiten, Schmarow vertieft sie und hellt den richtigen Zusammenhang auf. Wenn er bei seiner Gegenüberstellung der Stile die Beispiele bloß aus italienischer Kunst wählt, so dient er damit der Klarheit; nationale Verschiedenheiten werden so ausgeschaltet, und die Gegensätze erscheinen als scharfe Eigenart der bloßen Zeitstile. Sie gelten aber auch für deutsche Kunst. Und wenn jetzt, wie bei A. Orient, das Gemeinsame in deutscher Gotik und Renaissance oft und mit Recht betont wird, so bedarf es eben doch auch hier der Einstellung Schmarows, um die Scheidung beider Stile in der notwendigen Schärfe aufrecht zu erhalten.

Es deckt sich gewiß nicht ganz mit der Schmarowschen Formel, besagt aber doch ähnliches, was Hermann Eiden ausführt: Der Baustil. Grundlegung zur Erkenntnis der Baukunst. Berlin o. J., Verlag Ernst Wasmuth. Er stellt Gotik und Renaissance als Linien- und Flächenstil einander gegenüber, und Linie bedeutet — mit einiger Einschränkung — soviel wie Bewegung, Fläche soviel wie Ruhe. Der Raumgestaltung freilich, die für Schmarow das Wesen der Baukunst ausmacht, wird Eiden nicht gerecht. Er schafft sich überhaupt einen sehr künstlichen Bau der ästhetischen Betrachtung, wenn er alles, was aus Anschauung und Erfahrung sich ergibt: Zweck, Stoff, Zusammenfassung des Bauwerkes, ausschalten will und nur nach Bildungsmöglichkeiten sucht, die eine Körperform in der begrifflichen Vorstellung zustande kommen lassen. So findet er als Träger der Formvorstellung Linie, Fläche und Masse, von denen jede wieder als Einheit oder Vielheit auftreten kann. Danach unterscheidet er die Arten der Stile. Seine Weise der Betrachtung öffnet in einem oft überraschenden Maße das Auge für die Erscheinung des Kunstwerkes, und das verleiht der gewollten und oft sonderbaren Einseitigkeit des Buches eine gewisse Berechtigung.

IV.

Karl Woermann gibt als Auszug aus seiner großen Kunstgeschichte ein handliches Bändchen Die Kunst zur Zeit der Hochrenaissance (Leipzig 1921, Bibliogr. Institut) heraus. Einem Leserkreis, dem das ganze sechsbandige Werk nicht zugänglich ist, wird diese Sonderausgabe willkommen sein. Sie wird es um so mehr, als sie eine Bearbeitung erfahren hat, die alles, was nur den Sachgelehrten angeht, unterdrückt, damit das Buch in die vom Verlag herausgegebene Schriftenreihe „Kultur und Welt“ hineinpaßt. Nach der zeitlichen Begrenzung, die dieser Auszug wählt, liegt es nicht in seinem Sinne, Entwicklung sichtbar zu machen, es wird vielmehr das Gemeinsame eines einzigen Zeitalters zur Geltung gebracht. Dieses Gemeinsame steht dem Verfasser auch über der nationalen Sonderart, und er betont ausdrücklich seine Meinung, daß die Kunst der nördlichen Länder, selbst wo sie noch nicht eigentlichen Renaissancecharakter trägt, um 1500 sich mit jener der Mittelmeerländer „zu einer inneren Einheit“ zusammenfindet. Zu einer weiteren Auseinandersetzung darüber ist kaum Gelegenheit, da Woermanns Kunstgeschichte nicht so gerichtet ist, daß sie die Formanschauung als Grundlage der Darstellung hätte. Wohl spricht der Verfasser in einer Einleitung unter Berücksichtigung der neueren Forschung zusammenfassend über die künstlerische Form, aber man kann nicht erwarten, daß er die Grundlagen seines Werkes, dessen Verdienste auf ganz andern Gebieten liegen, hier irgendwie umzustellen geneigt ist. Solch nachträgliche Umstellung wäre auch wohl nicht möglich. Um eine Geschichte der Formanschauung nach dem heutigen Stande der Wissenschaft zu geben, dafür bedarf es einer Neuschöpfung. Diese liegt vor in dem Werke des Würzburger Universitätsprofessors Friedrich Knapp, Die künstlerische Kultur des Abendlandes. Das Werden des künstlerischen Sehens und Gestaltens seit dem Untergang der alten Welt. Das Werk (bei Kurt Schröder, Bonn und Leipzig) soll drei Teile umfassen. Der erste liegt vor mit dem Untertitel: Vom architektonischen Raum zur plastischen Form, er behandelt Mittelalter und Frührenaissance. Der zweite Teil soll Hochrenaissance, Barock und Rokoko enthalten unter dem Titel: Der Sieg des Malarischen im Bild; der dritte stellt „Die malerische Problematik der Moderne vom Klassizismus zum Expressionismus“ dar. Das Ganze ist eine Kunstgeschichte von durchaus neuer Art. Sie drängt zurück, was unsere bisherigen Kunstgeschichten in den Vordergrund stellten: die Geschichte der Künstler, die Aufzählung der Kunstwerke und Schulen, sie ist kein Buch

zum Nachschlagen, gibt wenig Daten. Sie gibt dafür das, was nicht nur die heutige Forschung vor allem beschäftigt, sondern was auch allein in stande ist, den gebildeten Laien zum eigentlich künstlerischen hinzuführen — eben die Geschichte der Formanschauung. Es ist unmöglich, hier auf die Gedanken des Buches einzugehen; worauf es dem Verfasser ankommt, betonen schon die Untertitel und die Überschriften der einzelnen Abschnitte. Diese sprechen z. B. von der „Gestaltung der ruhenden Masse im Baukörper des deutsch-romanischen Stiles“, von der „Wandlung zur ruhvollen Raumform und zum optischen Bild in der Spätgotik“ u. ä. Man könnte natürlich Bedenken haben, ob es nicht noch zu früh ist, schon jetzt, wo über die Grundfragen der Formanschauung so wenig Klarheit und Einigkeit herrscht, ein solches Buch zu schreiben. Aber wann werden wir diese Einigkeit haben? Was Knapp also geben wollte, ist unbedingt die Art der Kunstgeschichte, die der Gebildete, der nicht Sachmann ist, längst ersehnte. Hinsichtlich der Ausführung bleiben freilich einige Wünsche übrig. Der Verfasser hält sein Werk für dringend und fährt fort: Darum übergebe ich es der Öffentlichkeit, „trotzdem ich mir der Unvollkommenheit desselben, die Verarbeitung des ungeheuren Materials wie die Stilisierung betreffend, bewußt bin“. Dem Urteil muß man zustimmen. Die Sprache ist keineswegs verstiegen oder sonstwie unverständlich, aber sie ermangelt, wie schon der angeführte Satz zeigt, in manchen Abschnitten völlig der Durcharbeitung. Und dann stehen sich zwei Dinge entgegen: einerseits strebt der Verfasser danach, die Darstellung auf das zu beschränken, was für das Werden des künstlerischen Sehens wesentlich ist, andererseits möchte der kenntnisreiche Gelehrte doch auch die Fülle der Erscheinungen in diesen gegebenen Rahmen bringen. Das ergibt einen Widerstreit, der nun doch oft den Rahmen sprengt. Der Wunsch gerade jener Leser, die das Buch am meisten begrüßen werden, geht gewiß dahin, daß die Vereinfachung noch weiter geführt, die Grundlinien noch schärfer und knapper herausgearbeitet werden. Da der Verfasser sich dieser Aufgabe bewußt ist, werden spätere Auflagen wohl die Erfüllung bringen. Die Ausstattung des ersten Bandes ist nicht gut, für den zweiten und dritten Band hat der Verleger Besseres zugesagt.

V.

Beim Nachdenken über das Wesen der Kunst gehen die einen vom Kunstwerk selbst aus, indem sie seine Merkmale untersuchen, die andern halten sich an den Vorgang des ästhetischen Genießens beim Beschauer. Beiden tritt W. O. Döring entgegen in seiner Philosophie der Kunst (Leipzig 1922, Verlag Quelle u. Meyer). Er untersucht das künstlerische Schaffen selbst, Empfängnis, Skizzierung, Gestaltung des Kunstwerks und zieht daraus die Folgerungen für das Wesen der Kunst und die Einteilung ihrer Gattungen. Mag die philosophische Geltung seiner Methode einleuchten, so ist doch, wenn man nach dem Ertrag für das Kunstverstehen fragt, die Arbeit des ästhetischen Subjektivismus fruchtbarer. Indem dieser seinen Ausgangspunkt in den genießenden Beschauer legt, führt er zu jener psychologischen Methode, die die ästhetischen Gesetzmäßigkeiten von der Erfahrung aus erfassen will und die darum von besonderer Wichtigkeit für den Kunsterzieher ist. Richard Müller-Freienfels legt seine Psychologie der Kunst, die sich auf dieser Grundlage aufbaut, in einer zweiten, völlig umgearbeiteten Auflage vor (mit 9 Tafeln, Leipzig und Berlin 1922, Verlag B. G. Teubner). Sein Werk umfaßt drei Bände, von denen der erste die allgemeine Grundlegung und die Psychologie des Kunstgenießens enthält. Darin untersucht er, welche Kräfte beim Kunstgenuß mitwirken. Sie sind zahlreich und von mannigfacher Art, Kräfte der Sinne, des Verstandes, Bewegungsgefühle usw. Entscheidend ist nun, daß das eine Kunstwerk mehr auf diese, das andere mehr auf jene Kraft des Genießens rechnet und daß alles darum auf die rechte Einstellung des Genießenden ankommt. Und das ist es eben, was der Lehrende leisten kann und soll, daß er dem Lernenden zu dieser richtigen Einstellung verhilft. Darum ist es, selbst wenn man zweifelhaft wäre, ob dem naiven Beschauer eine Bewußtheit seiner Gefühle und deren Ursachen nützlich ist, für den Kunsterzieher gar nicht fraglich, daß er sich der Grundlagen seines Fühlens bewußt sein muß; wie sollte er sonst andern den Weg weisen können? Zu dieser Bewußtheit verhilft Müller-Freienfels. Gewiß darf man die Systematik eines solchen Buches in seiner Bedeutung nicht überschätzen. Man weiß z. B., daß man bei manchem Bild die Farbflächen einzeln in einem Nacheinandersehen, bei manchem andern aber als gleichzeitigen Gesamteindruck aufnimmt. Wenn man

nun solch harmlose Weisheit gelehrt als „isolierende oder kontrastierende und affordierende Apperzeption im visuellen Eindruck“ eingeordnet findet, so soll der Leser über der Freude, daß er solche Ausdrücke versteht, nicht vergessen, daß er damit im Grunde noch nichts Neues gelernt hat. Nicht in dieser Systematik liegt der Wert des Buches, sondern in dem, was innerhalb dieses Systems über die Sache selbst gesagt wird.

Die Zahl der Schriften, die der Erziehung zur Kunst dienen wollen, scheint noch im Steigen begriffen, und gern geben die Verleger gleich ganze Reihen von Bändchen heraus. Von neu begründeten Unternehmungen dieser Art ist die wichtigste die „Bibliothek der Kunstgeschichte“, herausgegeben von Hans Tietze im Verlag von C. A. Seemann in Leipzig. Die Bändchen entsprechen etwa den kleinen Inselbüchern, haben meist acht kleine Seiten Text und zwanzig Abbildungstafeln. Beabsichtigt sind etwa 500 Bändchen, deren Darstellung sich zu einem Gesamtüberblick über die Kunst zusammenschließen soll. Die Reihe wird eröffnet durch einen Aufsatz von Wölfflin: „Das Erklären von Kunstwerken.“ Er besteht keineswegs, wie irgendwo zu lesen stand, aus einer Anzahl geistreicher Aphorismen, sondern er stellt auf knappstem Raum, erschöpfend und planmäßig, die Forderungen zusammen, die an den Erklärer zu stellen sind. Das Auge muß geführt werden, muß wissen, ob es den Lichtfleck oder den Rhythmus des Lichtes, die Einzelform oder das Formgefüge, die Einzelfarbe oder die Farbengesamtheit auffassen soll. Dann muß das Einzelwerk eingereiht werden in das Gesamtwerk des Künstlers, dies.s in den Gattungstypus der Generation, dieser in die landschaftliche Gruppe und diese endlich in ihren nationalen Kulturkreis. Es folgt dann die Einordnung nach der Längsrichtung, in die geschichtliche Entwicklung, in den organischen Vorgang von Beginn, Blüte, Übergang. Die Gründe dieser Entwicklung müssen klargestellt werden, sie gehen hervor zunächst aus Bindungen durch Material und Technik, vor allem aber aus der Seelengeschichte der Menschen. Insofern wird die Erklärung erst geboten durch die Darstellung des Lebens in seiner ganzen Breite, für das die Kunst der Ausdruck ist. Aber die Kunst ist nicht bloß Ausdruck, ihre Form entwickelt sich auch aus eigenen Gesetzen, meist von einfachen Vorstellungsarten zu schwierigen, es handelt sich um eine Entwicklung des Sehens. Und endlich kommt das Werturteil, wobei man die Dinge nach ihren eigenen Maßstäben messen muß, nicht nach denen einer fremden Zeit. Leider endet das Büchlein mit der Feststellung, daß die Reihe der nun folgenden Bände diese Forderungen nicht berücksichtigen kann, weil der Platz zu knapp sei. Damit ist eigentlich von vornherein eine etwas bittere Kritik des ganzen Unternehmens gegeben. Gewiß, manchem Mitarbeiter gelingt es, erstaunlich viel Wesentliches in die wenigen Zeilen zusammen zu drängen, wie Panofsky in dem Aufsatz über die Sirinische Decke oder Tietze bei der Besprechung Michael Pachers. Wo es sich um einzelne Künstler handelt, helfen sich die Verfasser durch kurze Darlegung der Entwicklung, wie Waldmann bei Leibl oder Glaser bei van Gogh. Je entlegener der Stoff ist, um so weniger ist es möglich, den Leser mit so knapper Skizze wirklich in das Wesen der Sache einzuführen, und geschähe es von Sachkennern wie Wirth, der die japanische Baukunst, oder Prasniker, der die kretische Kunst behandelt. Trotzdem erwartet Wölfflin selbst, obwohl also seine Forderungen hier nicht verwirklicht werden können, erzieherische Wirkungen, er erwartet sie vom „schlagenden Einzelwort“, indem er auf das Beispiel von Burckhardts Cicerone verweist.

Kaum ein Werk der kunstzerziehlichen Literatur erfüllt die Forderungen Wölfflins nur von fern. Zumal die eigentlich künstlerischen Gesichtspunkte werden wenig berücksichtigt. Darin findet ein bekannter Architekt, der auch für die Erziehung zur Kunst Wichtiges getan hat, Otto Stiehl, den Hauptgrund, warum unsere ehedem so hoffnungsvoll einsehende kunstzerziehliche Bewegung „einer unlegbaren Versandung verfallen“ ist. Mancher Verfasser ist sich in der Tat offenbar gar nicht bewußt, worum es sich bei der Einführung in das Kunstverständnis überhaupt handelt. So Willibald Franke, der in den Comeniusbüchern des Verlags Grethlein u. Co., Leipzig und Zürich, einen Band Alfred Rethels Zeichnungen und einen andern Anselm Feuerbachs Zeichnungen herausgibt. Er spottet über „ein systematisches Zergliedern der Kunstwerke und philologische Stilkritik für Kunst-anatomen“. Er spricht durch einige Seiten allgemein über den Geist der Feuerbachschen Kunst, sagt, man „muß“ etwas vom Geiste der Antike empfinden können, soll sich durch Goethes Iphigenie und Tasso in die rechte Seelenstimmung versetzen lassen, und „wer auch dann

noch der Kunst Feuerbachs kühl gegenübersteht, dem ist nicht zu helfen". Trotzdem kann man die Bücher nicht unnütz nennen. Sie geben eine ansprechende Darstellung vom dem Leben und Wirken der Künstler und bringen vor allem reichliche Auszüge aus Tagebüchern und Schriften mit vielen Abbildungen. Sie sind durchaus imstande, die Leser, auf die die Comeniusbücher rechnen, zur Beschäftigung mit den Kunstwerken anzuregen. Nur darf man nicht glauben, damit sei der unerfahrene Leser schon in das Verständnis des eigentlich Künstlerischen eingeführt. Bis dahin, wo die Arbeit um dieses Verständnis beginnt, wird er hier geführt, nicht weiter. Und das ist nun im ganzen der Charakter unserer volkstümlichen Kunstliteratur. Im allgemeinen sind sich deren Verfasser der Grenzen ihrer Arbeit auch wohl bewußt. Sie wollen nichts anderes als anregen, Freunde werben für die Kunst, hinführen zur Persönlichkeit des Künstlers, wobei manch „schlagendes Einzelwort“ nun doch den Vorgebildeten auch im Künstlerischen weiter zu führen vermag. Nur wenige streben über diese Grenzen hinaus, und wirklich findet sich auch innerhalb dieser Grenzen oft viel Schönes. Oder wer wollte sich nicht freuen über ein Bändchen wie Geßner, Der Meister der Idylle, ausgewählt und eingeleitet von Paul S. Schmidt, das der Delfin-Verlag, München, in der Reihe seiner kleinen Kunstbücher erscheinen läßt; oder über Erich Harings gewinnende Art, in der er mit dem Leben und den Hauptwerken von Leonardo da Vinci bekannt macht. Das Büchlein befindet sich in der von R. Jahnke herausgegebenen „Bücherei der Volkshochschule“ (bei Delhagen u. Klasing, Bielefeld und Leipzig). Ebenda veröffentlicht D. Kurt Habicht eine Einführung in das Verständnis der deutschen Bildhauerkunst. Der Verfasser folgt darin der geschichtlichen Entwicklung, indem er möglichst aus der Betrachtung einzelner Kunstwerke die künstlerische Absicht eines Zeitalters nachzuweisen sucht. Zur Einführung ist dieser Weg sicher vorzüglich geeignet, und er zielt in besonderem Maße auf das eigentlich Künstlerische. Sehr eindringlich ist von Habicht die Kunst des Mittelalters behandelt. So natürlich das ist und so sehr es erfreut, so könnte man doch zweifeln, ob es für ein der Kunstszziehung dienendes Buch das Richtige ist, wenn nun nicht bloß die Renaissance, sondern auch die Barockkunst so entschieden abgelehnt wird, wie es hier geschieht. Sicher ist eine gewisse Einseitigkeit des Kunstgefühls die Voraussetzung für die Entdeckung eines neuen Stiles, einer neuen Volkskunst, und eine Beeinflussung der Laien in diesem Sinne könnte also durchaus berechtigt erscheinen. Andererseits aber verbaut man dem Leser auf solche Weise den Zugang zu einer Welt, die doch trotz allem ihre selbständige Größe hat und manchem neue Genuß- und Lebensmöglichkeiten eröffnen kann. Besteht man grundsätzlich darauf, daß deutsche Kunst nur eine Wirkensmöglichkeit hat — diejenige, die man im weiteren Sinne gotisch nennt —, so dürfte man es kunstpolitisch auch nicht billigen, wenn jemand antike Kunst dem deutschen Gefühl nahezubringen sucht. Der Berichtserstatter steht auf anderm Boden: er gibt in derselben „Bücherei der Volkshochschule“ als ersten Teil einer „Einführung in das Verständnis der Plastik“ ein Bändchen über „Griechische Plastik“ heraus. Es hat ähnliche Anlage wie die an derselben Stelle früher erschienene „Einführung in das Verständnis der Malerei“. — Johannes Schinnerer legt in einer musterhaft knappen und sachlichen Weise die Grundzüge der gotischen Baukunst dar (mit 5 Textabbildungen und 62 Abbildungen auf 56 Tafeln, Leipzig 1921, 2. Aufl., Verlag R. Voigtländer). Wertvoll sind die Ausführungen natürlich nur für den, der sie auch als „Grundzüge“ behandelt, in ihnen einen Anfang sucht, von dem aus das Verständnis sich nun zu vertiefen hat. Das Buch erweckt den Wunsch, auch die andern Baustile in ähnlichen kleinen Bändchen behandelt zu sehen, die Reihe gäbe eine treffliche Einführung in die Stilgeschichte der Baukunst. — Die Allgemeine Vereinigung für christliche Kunst gibt als Sondernummer in ihrer Sammlung „Die Kunst dem Volke“ ein Heft: Drei Meister deutschen Gemütes: Richter, Schwind, Spitzweg, mit 32 Abbildungen, darunter 12 farbigen, und mit erfreulichem Text von Walter Rothés. Mit Absicht hat Cajetan Obwald in einer umfangreichen Monographie über Matthäus Schießl (mit 120 Textbildern, 12 farbigen Einschaltbildern und 10 Doppeltonbildern, München, Gesellschaft für christliche Kunst) es vermieden, umständliche Erklärungen und Einführungen zu geben. Wie die Kunst Schießls selbst, so volksliedhaft schlicht, innig, fast anmutig ist die Darstellung seines Lebens und Schaffens. Prächtigt ausgestattet ist das Buch, das in seiner ersten Auflage schnell vergriffen war. Maria Grunewald hat einen Vor-

trag Vom Wesen germanischer Kunst im Hafenkrenz-Verlag (Hellerau-Dresden) drucken lassen. Die Behandlung rührt an manche wertvolle Gedanken, ohne daß diese in dem engen Rahmen zu nachdrücklicher Wirkung gebracht werden können. Mit dem Thema Kunst-erziehung und höhere Schule beschäftigt sich eine Schrift von Johannes Hornoff (Veröffentlichungen des Sächsischen Philologenvereins Nr. 4, Dresden 1921, Verlag L. Ehlermann). Der Verfasser möchte die Erziehung zur Kunst an den höheren Schulen wesentlich dem Zeichenlehrer übertragen wissen. Wenn dieser eine Ausbildung erhalten hat, wie sie nach der neuen Ordnung für Preußen vorgesehen ist, kann man einverstanden sein. Der Zeichenunterricht soll planmäßig aufgebaut werden nach dem Gesichtspunkt, wie er der Erziehung der Seelenkräfte dienen kann, der Erziehung des Willens, des Verstandes, der Empfindung, der Phantasie, des Gedächtnisses. Durch den Nachweis, daß das Zeichnen diese Kräfte ausbildet, wird dessen Bedeutung einsehbar und glücklich dargelegt. In einer zweiten Schrift: Ein Lehrgang des Kunstunterrichts auf höheren Schulen (in derselben Sammlung, Nr. 5) legt Hornoff einen ausgearbeiteten Lehrgang vor, der sich an die Darlegung des ersten Büchleins anlehnt. Der Lehrgang kann den Weg weisen; in manchen Einzelheiten wird man anderer Meinung sein dürfen. Die Entwicklung der Baukunst z. B. in den Klassen Untertertia bis Untersekunda zu besprechen, ist doch wohl zu früh; es könnte sich dann nur um eine Einprägung der äußerlichen Formen, aber nicht um eine Einführung in das künstlerische Verständnis handeln. Die Anweisung, daß die Behandlung von Plastik und Malerei auf der Oberstufe nicht unbedingt der geschichtlichen Entwicklung zu folgen braucht, erscheint gefährlich. — Ein Grundriß der Kunstgeschichte von Walter Rothes (mit 174 Abbildungen, Paderborn 1921, Verlag Ferd. Schöningh) betont mit erfreulicher Stärke die Entwicklung der Kunstform, drängt überflüssiges Wissen geschichtlicher Tatsachen zurück, hält sich aber in der Anlage grundsätzlich innerhalb der bisher gebräuchlichen Art. Der Verfasser tut also nicht den entschiedenen Schritt zum Neuen, den im Großen Friedrich Knapp gewagt, der aber auch für das Schulbuch, und hier erst recht, auf die Dauer getan werden muß. Im übrigen kann ein Lehrbuch der Kunstgeschichte natürlich keine Einführung in das Verständnis der Kunst geben, kann höchstens manchen Dienst dabei leisten.

Deutsche Volkskunde I.

Von Friedrich Panzer in Heidelberg.

Wieder nehmen wir das Wort Volkskunde in jenem weiteren Sinne, den unser letzter Bericht (Sf. 35, S. 53 ff.) sich angeeignet hat, indem wir einbeziehen, was auf Darstellung der Art, Entstehung, Ausbreitung und Lebensführung unseres Volkes sich bezieht. Der beschränkte Raum, den die gemeine Not auch dieser Zeitschrift aufnötigt, zwingt uns dabei zu äußerster Knappheit, so daß wir die Aufführung der in den beiden letzten Jahren uns zugegangenen Bücher eben nur mit gedrängtester Kennzeichnung zu begleiten vermögen.

Auf dem Gebiete der Rassenkunde, das so viel zweifelhafte Leistungen ein wenig in Verruf gebracht haben, liegt diesmal ein Werk¹⁾ vor, das man, wie immer man sich zu den auch hier nicht fehlenden Wertungen des Verfassers stelle, als eine sehr erfreuliche Leistung begrüßen wird. H. Günther hat in leidenschaftsloser, klarer, auf das Verständnis weiter Kreise zielender Darstellung das Problem der europäischen Rassen und der rassistischen Verhältnisse innerhalb des deutschen Volkstums im besonderen entwickelt. Grundsätzliche Betrachtungen und ein Überblick über die bisherigen Leistungen der Rassenkunde leiten die ausführliche Darstellung der vier Hauptrassen Europas ein, die als nordisch, dinarisch, westlich (= sonst mediterrane) und ostlich (= alpin) unterschieden werden. Ihre körperlichen und seelischen Eigenschaften werden ausführlich dargelegt und durch eine Fülle vortrefflicher Bilder, Bildnisse rassenreiner Individuen und, besonders willkommen, geschichtlich bekannter Persönlichkeiten, erläutert. Die Verteilung der Rassen über Europa und das deutsche Sprachgebiet wird beschrieben und in Karten vorgeführt und dann im besonderen das Schicksal der nordischen Rasse geschildert, ihre Eroberung Europas und weiter Strecken Asiens und

1) Hans Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes. München 1922, J. S. Lehmann. 440 S.

wiederum ihre „Entmordung“. Den Philologen werden besonders die Kapitel über den Zusammenhang von Rasse und Sprache fesseln, in denen nordische Rasse und indogermanische Sprache in gewissem Sinne verfelbigt und eigenartige Ansichten über Entstehung der germanischen Sprache, dann des Hochdeutschen vorgetragen werden, die dem Sprachkundigen mancherlei Anregung geben, ihn freilich auch zu mannigfachem Widerspruch herausfordern werden. Ein Anhang gibt eine ausführliche Rassenkunde des jüdischen Volkes. Als Ganzes bietet das Buch die beste und reichhaltigste gemeinverständliche Darlegung des Rassenproblems in Rücksicht auf unser Volk, die wir kennen. — Ganz in bekannten Einseitigkeiten halten sich die Schriften von O. Hauser²⁾, denen die Rasse, und zwar die reine nordische Rasse als die entscheidende Grundlage für alle Kulturleistungen erscheint, die als praktische Folgerung hieraus „die Entwicklung der Edelrassigen“ als politisches Ziel aufstellen und nach Woltmann noch einmal ausführlich darlegen, wie alle genialen Leistungen Italiens von Personen germanischer Rasse hervorgebracht wurden.

Die geistige Art des Deutschen wird immer wieder von verschiedenen Seiten her zu bestimmen versucht. B. Golz³⁾ trägt in etwas buntem Wirbel allerlei Kluges und Tief-sinniges vor über die Wesenheit deutscher Kultur und ihrer Äußerungen in Dichtung, Kunst, Musik, Philosophie und Politik. — M. Zobel v. Zabeltitz⁴⁾ wägt deutsche Formlosigkeit an der Geschlossenheit der Nachbarvölker und findet in Historismus, Ironie und Ressentiment die Gründe unserer Zerrissenheit. — Das Wesen der deutschen bildenden Kunst sucht M. Grunewald⁵⁾ fesselnd und einleuchtend in der Gegenüberstellung deutscher und italienischer Kunstwerke, die verwandte Vorwürfe gestalten, zu entwickeln; schöne Tafeln begleiten den Text. — Unter dem Titel „Muttersprache und Vaterland“ plaudert F. Mauthner⁶⁾ etwas überraschend über Sprachreinigung und Esperanto, über das Verhältnis von Nation und Sprache, Volk und Staat, über die Ablösung der Religion als beherrschender und staatenbildender Idee in Europa durch die Nationalität und die mancherlei Fälschungen, die im Dienste dieser Idee begangen wurden. — C. Walder⁷⁾ gibt Anleitung, in Geist und Wesen unserer Sprache auf den Spuren R. Hildebrands einzuführen, indem der sprachliche Ausdruck nach Sach- und Begriffsgruppen reichhaltig und umsichtig geordnet wird. Das Buch kann dem deutschen Unterricht mancherlei Anregung bieten. — In ausgezeichneter Weise hat J. Leo⁸⁾ verstanden, die Entstehung des deutschen Nationalbewußtseins bis zur Reformation zu schildern. Wir empfehlen das Heftchen nachdrücklich zum Studium; es ist die beste Zusammenfassung, die uns vorgekommen ist. — Die Entwicklung des deutschen Gedankens in den letzten zwei Jahrhunderten schildert ausführlich A. Rapp⁹⁾; etwas aphoristisch für das 18. und beginnende 19. Jahrhundert — der Litterargeschichtler wünschte da manches Ungenannte berüchtigt —, eindringlicher von der Mitte des 19. Jahrhunderts an; besonderer Beachtung sei das 9. Kapitel „Ideen vom Germanentum“ empfohlen. — In den „Stimmen bedeutender Deutscher“ wesentlich des 19. Jahrhunderts, die in inhaltlich geordneten Gruppen aufflingen, sucht das Wesen unseres Volkstums G. Dörge¹⁰⁾ darzustellen. — G. Roethe¹¹⁾ schildert deutsche

2) Otto Hauser, Der blonde Mensch. 117 S. — Rasse und Politik. 128 S. — Genie und Rasse (Italien). 134 S. Weimar 1921, Alexander Dunder.

3) Bruno Golz, Deutsche Kultur. Mit 12 Abbildungen. Leipzig 1921, Voigtländer. 60 S.

4) Max Zobel v. Zabeltitz, Der deutsche Geist und die Form. München 1920, C. H. Beck. 64 S.

5) Maria Grunewald, Vom Wesen germanischer Kunst. Hellerau-Dresden 1920, Hatentkrenz-Verlag. 24 S.

6) Fritz Mauthner, Muttersprache und Vaterland. Zellenbücherei 28. Leipzig 1920, Dürr u. Weber. 73 S.

7) Cäcilie Walder, Die deutsche Seele in der Sprache. Saarbrücken 1920, Gebr. Hofer. 206 S.

8) Justus Leo, Das Werden des deutschen Nationalbewußtseins von der Urzeit bis zur Glaubensspaltung. Gotha 1921, F. A. Perthes. 72 S.

9) Adolf Rapp, Der deutsche Gedanke, seine Entwicklung im politischen und geistigen Leben seit dem 18. Jahrhundert. Bücher der Kultur und Geschichte 8. Bonn 1920, Kurt Schroeder. 373 S.

10) Georg Dörge, Deutsche Worte. Heilbronn 1919, Eugen Salzer. 136 S.

11) Gustav Roethe, Deutsche Männer. Mit Federzeichnungen von F. Staffen. Berlin 1922, Verl. f. vaterländ. Gesch. u. Kunst. 133 S.

Männer von Armin bis auf Hindenburg kenntnisreich, beredt und lebendig, so daß man bedauert, wenn eine einseitige politische Einstellung der Verbreitung dieses Buches, das S. Stajsen mit Bildnissen begleitet hat, Abbruch tut. — Einen Neudruck aus Schriften und Reden von J. v. Radowiß zur Illustrierung des deutschen Staatsgedankens haben S. Meinede, aus des trefflichen Justus Möser's Schriften über Gesellschaft und Staat K. Brandi veranstaltet und eingeleitet¹²⁾, das Wesen des Staates entwickelt Dierlandt¹³⁾ mehr von soziologischen, staatswissenschaftlichen und geschichtlichen, Schulze-Sölde¹⁴⁾ nach philosophischen Gesichtspunkten. — An den wesentlichen Unterschied zwischen Rolandslied und Nibelungenlied anknüpfend, schildert S. Dogt¹⁵⁾ in sehr fesselnden Ausführungen den bedeutsamen Unterschied zwischen deutschem und französischem Nationalgeist. — G. Jacoby¹⁶⁾ entwickelt deutsche und englische Mannesart an dem Typ des gentleman und common sense dort, des freien Individualismus hier sehr einleuchtend, nur daß alles Licht etwas zu einseitig auf die deutsche Seite fällt. Auch aus den Schilderungen englischer Wirtschaft und namentlich des religiösen Lebens in England, wie sie H. Levy¹⁷⁾ und S. Baumgarten¹⁸⁾ geben, wird man für das Gegenbild deutschen Lebens, seine Vorzüge und Schwächen, manches lernen können.

Stärkste Regelmäßigkeit zeigt die vorgegeschichtliche Forschung, die immer mehr sich bemüht, die Allgemeinheit für ihren Gegenstand zu gewinnen. Von der auf engem Raum sehr umfassenden Kultur der Urzeit von M. Hoernes hat nach des Verfassers Tode S. Behn¹⁹⁾ eine sorgfältige Bearbeitung gegeben. — Eine vortreffliche Einführung in die Urgeschichte Deutschlands bietet das Büchlein von Wels.²⁰⁾ Übersichtlich und doch nicht zu knapp teilt es eine Fülle von Einzelheiten mit und faßt sie zusammen und verlebendigt sie durch Zeichnung kleiner Kulturbilder, in denen die Menschen aller Zeiträume und ihre Umwelt aufstehen. Gut ausgewählte Abbildungen begleiten den Text, nachdenkliche Fragen am Schlusse jedes Kapitels leiten zur Verarbeitung und Aneignung des Gebotenen an. Das Buch wird sich in der Hand von Lehrern und Schülern nützlich erweisen. — Es scheint uns geschickter noch angelegt als das Stofflich freilich weiter ausgreifende Buch von W. Claffen²¹⁾, der ebenfalls mit einer aus früheren Heften des Wertes bekannten Anschaulichkeit und Lebendigkeit, doch hier etwas freischweifender Phantasie Kulturbilder der einzelnen Zeitabschnitte zeichnet. — Auch M. Wilde²²⁾ hat seine Vorgeschichte Ostthüringens in eine auf weitere Kreise berechnete, doch bedenkliche Darstellung der gesamten Vorgeschichte eingebettet, in der besonders die ältesten Perioden eingehende Entwicklung finden. Ein Atlas von Zeichnungen nach Denkmälern des behandelten Gebietes unterstützt die Anschauung. — Das urgeschicht-

12) Josef v. Radowiß, Ausgewählte Schriften und Reden. Ausgewählt und eingeleitet von Fr. Meinede. XVI, 196 S. — Justus Möser, Gesellschaft und Staat. Eine Auswahl aus seinen Schriften. Hg. u. eingel. v. K. Brandi. XXXI, 266 S. — München 1921, Drei Masken-Verlag. (Der deutsche Staatsgedanke. 1. Reihe, III u. XVI.)

13) Alfred Dierlandt, Staat und Gesellschaft in der Gegenwart. 2. Aufl. Wissenschaft und Bildung 132. Leipzig 1921, Quelle u. Meyer. 144 S.

14) W. Schulze-Sölde, Der Einzelne und sein Staat. Leipzig 1922, B. G. Teubner. 196 S.

15) Friedrich Dogt, Französischer und deutscher Nationalgeist im Rolandslied und im Nibelungenlied. Marburg 1922, Elwert. 28 S.

16) Günther Jacoby, Englische und deutsche Mannesart. Deutsche Sammlung. Reihe: Kulturgeschichte und Volkskunde, 1. Bd. Greifswald 1921, K. Moninger. 74 S.

17) Hermann Levy, Die englische Wirtschaft. Handbuch der englisch-amerikan. Kultur. Leipzig 1922, B. G. Teubner. 153 S.

18) Otto Baumgarten, Religiöses und kirchliches Leben in England. Handbuch der englisch-amerikan. Kultur. Leipzig 1922, B. G. Teubner. 122 S.

19) Moriz Hoernes, Kultur der Urzeit. I. Steinzeit, 2. Aufl., neu bearb. von Fr. Behn. Leipzig 1922, Ver. wiss. Verl.

20) K. H. Wels, Das vorgegeschichtliche Deutschland. Mit 30 Abbildungen. Bucherei der Volkshochschule 30. Bielefeld 1922, Delhagen u. Klasing. 124 S.

21) Walther Claffen, Von der Steinzeit bis zur Hermannschlacht. Das Werden des deutschen Volkes, Heft 3. Hamburg o. J., Verlag des deutschen Volkstums. 128 S.

22) Max Wilde, Die Bewohner Ostthüringens in vorgegeschichtlicher Zeit. Zeit 1921, Sis-Verlag. 79 S. u. 27 Tafeln.

liche Forschungsinstitut in Tübingen eröffnet eine „volkstümliche Reihe“ verheißungsvoll durch eine sehr schön ausgestattete und gut geschriebene Schilderung der Pfahlbauten am Bodensee und ihrer Kultur von H. Reinert²³⁾, der Zeichnungen und Karten in großer Zahl beigegeben sind. — Für die Vorgeschichte Oberhessens wirbt um die Teilnahme weitester Kreise das sehr zweckmäßig angelegte Schriftchen von O. Kunkel.²⁴⁾ — Einen engsten Bereich hat M. Lienau²⁵⁾ gewählt, der die Vorgeschichte der Stadt Frankfurt a. O. bis in die jüngere Steinzeit hinauf verfolgt, um sie durch alle Wechsel des Klimas und der Völker in die Frühgeschichte der Stadt hinüberzuleiten, die dort um 1200 begründet wurde. Auf einem Plan der Stadt sind alle die erhobenen und besprochenen Funde eingetragen. — Reiche kulturgeschichtliche Belehrung bieten auch die neuen Wegweiser durch das Römisch-Germanische Zentralmuseum in Mainz.²⁶⁾ Unter bestimmten Gesichtspunkten wollen sie die unendlich reichen Sammlungen des Museums derart zusammenfassen, daß die verwirrende Fülle der Einzelheiten jeweils zu einer geschlossenen Gruppe verbunden und in solchem Zusammenhange erläutert wird. Acker- und Hausbau liegen zunächst vor.

Die indogermanische Altertumskunde empfängt reiche Förderung durch die Neuauflage des Reallexikons von O. Schrader. Der Verfasser ist nach Erscheinen der 1. Lieferung leider dahingegangen. In der uns vorliegenden 2. und 3., die bis ins H hinein führen, hat A. Nehring die in der Handschrift vollständig hinterlassene Neubearbeitung weiter zum Abdruck gebracht. Sie zeigt überall Änderung, Besserung, Vermehrung in Text und Abbildungen gegenüber der ersten Auflage und wird ein unentbehrliches Handbuch werden.

Überaus rührig trotz aller Ungunst der Zeit zeigt sich die Mannus-Bibliothek.²⁸⁾ Als Führer schreitet Kossinna voran. Er entwickelt über die Entstehung des indogermanischen Urvolkes auf Grund knapper sprachlicher und anthropologischer und eingehender archäologischer Erwägungen Ansichten, die unter nochmaliger Abänderung früher geäußelter Anschauungen namentlich die Beziehungen von Finnen und Indogermanen verfolgen. Den interessanten, doch schwer lesbaren Ausführungen hätte man nochmalige Zusammenfassung der nicht leicht festzuhaltenden Grundlinien über die Schlußtabelle hinaus wünschen mögen. Gute Abbildungen und zahlreiche Karten sind beigegeben. — Von der bekannten Schrift über die Herkunft der Germanen ist ein Neudruck erschienen, der in einem Nachtrage die Änderungen angibt, die Kossinna am ursprünglichen Texte vornehmen möchte, auch Tabelle und Karten in neuer Bearbeitung mitteilt. Die Kartierung der Siedlungsgebiete der Germanen in den verschiedenen Abschnitten der Bronzezeit wird besonderen Anteil erwecken. Desselben Verfassers eindringlicher und wohlgelungener Versuch, die Bedeutung der Vorgeschichte für die Erkenntnis von Geschichte und Wesen unseres Volkes darzutun, ist in 3. Auf-

23) Hans Reinert, Pfahlbauten am Bodensee. Veröffentlichungen des Urgeschichtlichen Forschungsinstitutes in Tübingen. Volkstümliche Reihe. Augsburg-Stuttgart 1922, Benno Sijser. 84 S.

24) Otto Kunkel, Die Vorgeschichte unserer Heimat. Mit 23 Abbildungen. Grünberg i. Hess. 1921, Buchdruckerei H. Robert. 48 S.

25) Michael Martin Lienau, Vor- und Frühgeschichte der Stadt Frankfurt a. d. Oder. Mannus-Bibl. 25. Leipzig 1921, Curt Kabitsch. 32 S., Abbildungen und 1 Stadtplan.

26) Karl Schumacher, Der Ackerbau in vorrömischer und römischer Zeit. 24 S. — Friedrich Behn, Das Haus in vorrömischer Zeit. 25 S. — Wegweiser durch das Römisch-Germanische Zentralmuseum Nr. 1 u. 2. Mainz 1922, L. Wilden.

27) O. Schrader, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde. 2. verm. u. umgearb. Aufl., herausg. von A. Nehring. 2. u. 3. Lieferung. Ebbe-Haartracht. S. 209—418. Berlin u. Leipzig 1920, Ver. wiss. Verl.

28) Mannus-Bibliothek, herausg. von G. Kossinna. Leipzig, C. Kabitsch. Nr. 6: G. Kossinna, Die Herkunft der Germanen. Zur Methode der Siedlungsarchäologie. 2. Aufl. 1920. 30 S. 5 Tafeln. — Nr. 9: G. Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft. 3. Aufl. 1921. 255 S. 50 Tafeln. — Nr. 22: G. Kossinna, 25 Jahre Siedlungsarchäologie. Mit 161 Abbildungen im Text und auf 14 Tafeln. 1922. — Nr. 23: Georg Girtle, Die Tracht der Germanen in der vor- und frühgeschichtlichen Zeit. Bd. I u. II. 1922. 59 + 120 S. 150 + 196 Abbildungen. — Nr. 26: G. Kossinna, Die Indogermanen. I. Das indogermanische Volk. 150 Abbildungen, 7 Karten. 1921. 79 S. — Nr. 28: Erich Frischbier, Germanische Sibeln unter Berücksichtigung des Pyramonter Brunnenfundes. Mit 1 Abbildung und 14 Tafeln. 1922. 102 S.

lage erschienen. Die Ausführungen über die Aufmerksamkeit, die man der Sache bisher in Deutschland geschenkt hat, gibt manchen interessanten Beitrag zur Tragödie der deutschen Bildung. Die Schrift bietet eine Einführung in die Urgeschichte überhaupt und einen fesselnden Abriss, der eine Fülle von Beobachtungen und Behauptungen enthält, die auch die ernste Aufmerksamkeit des Forschers erfordern. Die Überzeugungskraft des Ganzen würde noch gewinnen, wenn eine gewisse Überspannung des nationalen Gedankens leise gemildert würde. Auch könnte die für den Laien, den man dem Buch doch als Leser wünschen möchte, verwirrende Fülle der Einzelheiten (besonders in der für die Anziehungskraft dieser Wissenschaft immer ein wenig gefährlichen Gefäßkunde) eingeschränkt werden zugunsten eines stärkeren Herausarbeitens der Hauptlinien. Besonders rühmenswert sind die zahlreichen Abbildungen im Text und die technisch vorzüglichen Tafeln. — Die von Kossinna verfolgte Methode der Siedlungsarchäologie und die Schule, die sie gemacht hat, treten achtunggebietend hervor in einer Festschrift, die Schüler ihrem Meister gewidmet haben. Wir können dem mit Abbildungen und schönen Tafeln geschmückten Band nicht ins Einzelne folgen. Die Aufsätze reichen von der Steinzeit bis in die Völkerwanderung. Die Ausführungen über ein germanisches Haus der vorchristlichen Eisenzeit (Quente), die Chronologie der Merowingerzeit (Aberg), die geographische Betrachtung vorgeschichtlicher Zeitalter (Wahl), die Methoden der Vorgeschichtsforschung (Mötefindt) und besonders des Herausgebers Hahne Aufsatz über die einzigartigen Steinreliefs von Hornhausen mit ihren Reiter- und Tierfresken und ihrer Band- und Tierornamentik werden unsere Leser fesseln. — Anknüpfend an den Pyramonten Brunnenfund versucht E. Friß hier die Sibel vom 1. Jahrhundert v. Chr. bis ins 2. nachchristliche Jahrhundert typologisch, chronologisch und siedlungsarchäologisch zu ordnen, vor allem auch den germanischen Anteil an der Entwicklung und seinen inneren Sinn scharf herauszuarbeiten, was bei der angenommenen Zielstrebigkeit der Entwicklung, wenn nicht zu einer Philosophie, so doch einer Psychologie der Sibel und ihrer Formen hinführt. — G. Girke legt eine eindringliche Untersuchung der germanischen Tracht bis ins 8. Jahrhundert hinein vor, die vielfach zu neuen Ergebnissen führt. Die Kritik der üblichen phantastischen Germanendarstellung unserer bildenden Kunst und Bühne sei besonderer Beachtung empfohlen.

Die Geschichte der Germanenforschung hat Th. Bieder²⁹⁾ zu erzählen begonnen; der vorliegende Teil führt von den Forschungen der Humanisten bis in die Tage der Begründung der Deutschwissenschaft und gibt einen sehr reichen wissenschaftsgeschichtlichen und bibliographischen Stoff; man vermisst Anführung und Verwertung schon vorliegender Bemühungen auf gleicher Bahn. — Innerhalb der römisch-germanischen Forschung liegt als weitaus bedeutendste Leistung das Buch von E. Norden³⁰⁾ über Tacitus' Germania vor. Wenn man sagen darf, daß die klassische Philologie der Bearbeitung des kostbaren Buchleins in neuerer Zeit manches schuldig geblieben ist — sie hat in philologischer Sacharbeit den gesicherten Grund zu legen, auf dem doch erst die weitere Ausdeutung und Anwendung des von Tacitus Berichteten, also besonders unsere germanistische Forschung einsetzen kann —, so hat sie durch Nordens Buch mit einem Schlage einen wesentlichen Teil dieser Verpflichtung eingelöst. Es besteht keine Möglichkeit, in diesem Rahmen von der Fülle gelehrtester Arbeit, die in dem Buche steckt, und seinen reichen, überragenden, ja aufreizenden Ergebnissen eine Anschauung zu geben; es wird das demnächst in dieser Zeitschrift in einem besonderen Aufsatz nachgeholt werden. — Eine Sicherung vor zu weitgehenden Zweifeln an Tacitus' Bericht bietet die archäologische Forschung, und es ist sehr willkommen, daß G. Wille³¹⁾ in einer sehr übersichtlichen Schrift darlegt, wieweit die germanische Altertumskunde die Ausführungen der Germania bestätigt, wieweit sie ergänzt oder berichtigt. Das geschieht gruppenweise für Landschaft und Bodenkultur, äußere Erscheinung, Stämme, Tracht, Schmuck, Bewaffnung usw. bis zur Religion unter Mitteilung von zahlreichen

29) Theobald Bieder, Geschichte der Germanenforschung. I. Teil: 1500—1806. Leipzig 1921, Weicher. 116 S.

30) Eduard Norden, Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania. Leipzig 1920, B. G. Teubner. 505 S.

31) Georg Wille, Archäologische Erläuterungen zur Germania des Tacitus. Mit 74 Abbildungen. Leipzig 1921, Curt Kabitzsch. 84 S.

Abbildungen und reichen Literaturangaben. — Übersetzungen der wichtigeren Abschnitte aus Tacitus' Annalen und Historien, aus Vellejus und sonstigen Quellen zur Dariuschlacht, von reichen Anmerkungen begleitet, bietet L. Wilser.³²⁾

Den beachtenswerten Versuch einer groß angelegten, umfassenden Schilderung urgermanischen Lebens hat R. Goette gemacht.³³⁾ Sie schenkt allen kulturellen Äußerungen eingehendste Aufmerksamkeit und gibt so ein sehr reiches und eindrucksvolles Bild der Entwicklung bis zum Ablauf des karolingischen Zeitalters. Die Aufgabe ist freilich so groß, daß ihr die Kräfte eines einzelnen nicht überall nachkommen können. Auch in den literarischen Abschnitten, die uns hier besonders angehen, verraten sich weitgehende Belesenheit und gute Kenntnisse (wirkliche Versehen wie das Weihnachtsspiel als gotische Dichtung bleiben vereinzelt), doch konnte die Darstellung nicht eben aus dem Vollen und Eigenen schöpfen. Immerhin wird auch der Philologe sich angeregt fühlen durch manche Verknüpfung in den weiten Zusammenhängen, die hier überall verfolgt werden. — Auf engem Raume versucht S. Degel³⁴⁾ die Kultur der urgermanischen Zeit darzustellen, doch scheint uns der Versuch nicht eben gelungen, und wir können uns nicht denken, daß aus dieser Sammlung gelehrter, doch un belegter und (z. B. im Sprachlichen) nicht eben kritisch geprüfter Einzelheiten eine Anschauung erwachsen könnte.

Geschichte und Kultur der Germanen in der Völkerwanderungszeit läßt J. Bühler von zeitgenössischen Berichterstattern in einem sehr schön ausgestatteten Buch erzählen.³⁵⁾ Er gibt Übersetzungen der zeitgenössischen Geschichtsschreibung von Cäsar und Tacitus bis auf Paulus Diaconus, Gregor von Tours und Gildas. Eine geschichtliche Einleitung und erläuternde Zwischenstücke halten das einzelne zusammen, Anmerkungen und sehr schöne Bildtafeln erläutern es.

Aus karolingischer Zeit liegen zwei Lebensgeschichten vor. J. Laug³⁶⁾ hat für weite Kreise das Wirken des Apostels der Deutschen sehr lebendig geschildert. Die neue kritische Ausgabe der Bonifatiusbriefe von Tangl lieferte die gesicherte Grundlage, ein Anhang gibt beachtenswerte kritische und bibliographische Bemerkungen. — M. Buchner³⁷⁾, auf diesem Felde bekannt durch eine 1919 erschienene Studie über Einhard als Künstler, legt eine breit angelegte Lebensgeschichte Einhards vor, die eine sehr hübsche, an Einzelzügen reiche Schilderung des immer denkwürdigen Kulturlebens um Karl den Großen bietet.

Einen sehr glücklichen Gedanken hat J. Bühler verwirklicht.^{37a)} hinter Klostermauern zu schauen ist der gesteigerten Teilnahme unserer Zeit für das Mittelalter reges Bedürfnis. Bühlers Sammlung gestattet tiefere und vielseitigere Einblicke als eine eingehende Schilderung zu eröffnen vermöchte, indem sie Ausschnitte aus Regeln und Gewohnheiten, aus Chroniken und Lebensbeschreibungen, aus Urkunden und Verordnungen, aus Briefen und Predigten usw. mitteilt, in denen äußere Form und innerer Gehalt monchischen Lebens reizvoll und eindringlich aufleuchten. Die beigegebenen Tafeln sind technisch vorzüglich, in der Auswahl hätte sich, namentlich bei den Architekturbildern, unseres Erachtens Bezeichnenderes finden lassen; auch den Sankt Galler Grundriß, in dem einmal doch das ganze mittelalterliche Klosterleben feinhäufig, mit einem Blicke ablesbar vorliegt, vermißt man ungern. Wünschenswert schiene endlich, daß die vielen zerstreuten Einzelheiten durch eine groß-

32) Ludwig Wilser, Vellejus und die Dariuschlacht. 88 S. — Des Publius Cornelius Tacitus Jahrbücher und Geschichten. 93 S. Denkmäler deutscher Geschichte. IV. V. Leipzig 1920, Th. Weicher.

33) Rudolf Goette, Kulturgeschichte der Urzeit Germaniens, des Frankenreiches und Deutschlands im frühen Mittelalter. Bonn-Leipzig 1920, Kurt Schroeder. 374 S.

34) Ferdinand Degel, Söhne des Nordlands. Mit 24 Abbildungen und 8 Tafeln (Deutsche Volkshochschule 1). Bamberg 1920, C. Buchner. 76 S.

35) Johannes Bühler, Die Germanen in der Völkerwanderung. Nach zeitgenössischen Quellen. Mit 16 Tafeln und 1 Karte. Leipzig 1922, Insel-Verlag. 453 S.

36) Joh. Jos. Laug, Der heilige Bonifatius, Apostel der Deutschen. Mit 11 Bildern. Freiburg i. B. 1922, Herder u. Co. 307 S.

37) Max Buchner, Einhards Künstler- und Gelehrtenleben. Bucherei der Kultur und Geschichte. Bd. 22. Bonn und Leipzig 1922, K. Schroeder. 452 S.

37a) Johannes Bühler, Klosterleben im deutschen Mittelalter nach zeitgenössischen Aufzeichnungen. Mit 16 Bildtafeln. Leipzig 1921, Insel-Verlag. 528 S.

zügigere Einleitung zusammengefaßt würden, die das Wesen der gesamten Erscheinung umschriebe und seine Entwicklung zeichneter. So mag man denn das Buch, das wir nachdrücklich empfehlen, als farbenbunte Illustration zu Harnads bekanntem Vortrage heranziehen, der das leistet, was uns vorstehet.

Diel anziehenden kulturgeschichtlichen Stoff reicher die Ausschnitte, die B. Crome aus der handschriftlichen Göttinger Chronik eines Geistlichen S. Lübed († um 1596) mitteilt.^{37b)} Sie bieten auch dem Volkskundler manche Nachricht über Aberglauben und Zauberei, Fastnachts- und sonstige Bräuche, Spott- und Kranzlieder, Kinderspiel u. dgl., teilen auch aus dem Wittenberger Universitätsleben Anziehendes mit.

Für die gesamte Kultur des Mittelalters und der Neuzeit bis 1800 haben Reichmann, Schneider und Hofftaetter³⁸⁾ ein sehr interessantes Quellenbuch zusammengestellt. Nach sachlichen Gruppen geordnet (Familien, Wohnstätten, Nahrung, Tracht, Erziehung, Leibespflege, Städte, Gesellschaft, Gewerbe, Handel und Verkehr, Recht und Ordnung, Aberglaube, religiöse und soziale Bewegungen), umsichtig ausgewählt, bietet sich eine Fülle von größeren, kleineren und kleinsten Abschnitten aus Quellen jeder Art an: Dichtungen, Lebensbeschreibungen, Reiseberichten, Chroniken, Urkunden, Inventarien usw. Ein sehr farbiges und ursprüngliches Bild deutscher Kultur steigt aus ihnen auf, man möchte dem Buch nur noch einen gleich umsichtig ausgewählten Bilderatlas zur Seite setzen, um die fruchtbarsten Lehrmittel für kulturgeschichtlichen Unterricht beisammen zu haben. — R. S. Arnold³⁹⁾ bekannte, sehr reichhaltige Kulturgeschichte der Renaissance sieht ihre Brauchbarkeit durch die 3. Auflage bestätigt, in der die mannigfache Forschung der jüngsten Zeit sorgfältig berücksichtigt ist. — Daß E. Devrients⁴⁰⁾ Geschichte Thüringens in derselben Göttersammlung in 2. Auflage vorliegt, bis in die neueste so merkwürdige Entwicklung dieser Landschaft fortgeführt, ist beim Mangel anderweiter zusammenfassender Darstellungen sehr willkommen. — Auch die Landeskunde Badens von Kienig⁴¹⁾, deren übersichtliche Darstellung neben den natürlichen und wirtschaftlichen auch die geschichtlichen und volkstümlichen Verhältnisse berücksichtigt, liegt in 2. Auflage vor.

Dem Grenz- und Auslandsdeutschtum haben der Krieg und seine Folgen erhöhte Bedeutung gegeben. Die Großtat des Gesamtvolkes, die Kolonisation des Ostens, ist von K. Hampe dargestellt.⁴²⁾ Wer je versucht hat, sich als Nichthistoriker aus der so reichen als unendlich zerstreuten Literatur ein zusammenhängendes Bild von den Vorgängen zu verschaffen, die im Laufe der Jahrhunderte unseren Osten deutsch oder wieder deutsch gemacht haben, der wird dem Verfasser herzlich dankbar sein, daß er eine ebenso übersichtliche wie zuverlässige und warmherzige Darstellung zunächst für das Mittelalter gegeben hat. Man mag sie sich in die neuere Zeit hinein ergänzen durch den Vortrag von E. Marcks⁴³⁾, der großzügig und geistreich besonders für die beiden letzten Jahrhunderte darlegt, was der Osten für das gesamte Deutschtum auch in seinem geistigen Leben bedeutet.

Das Verhältnis Deutschlands zu anderen germanischen Staaten ist mehrfach behandelt. A. Wrede⁴⁴⁾ spürt den Beziehungen Kölns zu Flandern und Brabant vom 12. bis 17. Jahrhundert nach, die für uns Philologen durch die vom Verfasser eingehend berücksichtigten sprachlichen Beziehungen gerade auf diesem von der Mundartforschung der letzten Jahre so leb-

37b) Bruno Crome, Kulturgeschichtliche Miniaturen aus einer alten Chronik. Göttingen 1921, Vandenhoeck u. Ruprecht. 122 S.

38) H. Reichmann, J. Schneider, W. Hofftaetter, Ein Jahrtausend deutscher Kultur. Quellen von 800—1800. Leipzig 1921, Jul. Klinckschardt. 390 S.

39) Robert S. Arnold, Kultur der Renaissance. Sammlung Göschen 189. 3. Aufl., Leipzig 1920, Ver. wiss. Verl. 141 S.

40) Ernst Devrient, Thüringische Geschichte. Sammlung Göschen 342. 2. Aufl. Berlin u. Leipzig 1921, Ver. wiss. Verl. 136 S.

41) Otto Kienig, Landeskunde von Baden. Mit 7 Figuren, 8 Tafeln und Karte. Sammlung Göschen 199, Berlin u. Leipzig 1921, Ver. wiss. Verl. 132 S.

42) K. Hampe, Der Zug nach dem Osten. Aus Natur und Geisteswelt 731. Leipzig u. Berlin 1921, B. G. Teubner. 108 S.

43) Erich Marcks, Ostdeutschland in der deutschen Geschichte. Leipzig 1920, Quelle u. Meyer. 61 S.

44) Adam Wrede, Köln und Flandern-Brabant. [Köln 1920, Heint. J. Gonsfi. 151 S.

haft durchpflügten Gebiete besonders wichtig sind. — Die Beziehungen Deutschlands zu Skandinavien hat Jürgens durch die Jahrhunderte verfolgt⁴⁵), neben dem Politischen das Geistige nicht vernachlässigend. Die Stimmungen und Verstimmungen des Weltkrieges sind hier so eingehend behandelt wie in dem Deutsch-Nordischen Jahrbuch⁴⁶), das nach siebenjähriger Unterbrechung wieder zu erscheinen begonnen hat. Die schön gedruckten, mit guten Bildertafeln ausgestatteten Bände gehen in den beiden uns vorliegenden Jahrgängen hauptsächlich den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen und Beziehungen nach. — Die geistigen Säden, die zwischen Deutschland und Schweden sich hin und her gesponnen haben, hat E. Schröder in einem stoffreichen Vortrag verfolgt.⁴⁷)

Die märchenhaft bewegte, blutige Geschichte Rigas seit 1914 hat A. v. Hedenström annalistisch erzählt.⁴⁸) — Der Kalender des Elternverbandes in Lettland bringt viele interessante Beiträge über das gegenwärtige Leben der Deutschen im Lande und die bewundernswürdige Organisation ihrer geistigen und völkischen Belange besonders in Riga.⁴⁹) — Als „Verlorenes Land“ wird das Auslandsdeutschtum vom Baltikum bis nach Siebenbürgen und ins Elsaß in Aufsätzen verschiedener Verfasser und schwarz und bunten Bildern vorgeführt.⁵⁰) — Die Geschichte der großen Iglauer Sprachinsel erzählt A. Altrichter⁵¹) in ausführlicher Darstellung, die von Karten und geschichtlichen Bildern begleitet ist (darunter Nachbildung eines Postenbriefs, d. h. Anschlags der Iglauer Meisteringer). Die Gesamtgeschichte Böhmens und Mährens erzählt B. Bertholz⁵²) in einer Weise, die für die Geschichte des Deutschtums in diesen Ländern eine völlig neue Auffassung zu begründen sucht. B. leugnet eine deutsche Kolonisation in Böhmen und Mähren, für die alle und jede Zeugnisse fehlten, und nimmt ihre Deutschen als von je hier angesiedelte Ureinwohner in Anspruch: eine Auffassung, die, wenn sie sich bewährt, die ernsteste politische Auswertung suchen müßte. — Pfarrer Schleunig schildert die entsetzlichen Qualen der Deutschen in Rußland, insbesondere der Wolgafolonien während des Krieges und danach, die er zum Teil als Augenzeuge miterlebt hat.⁵³) — Der letzte Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, Schnee⁵⁴), legt noch einmal eingehend dar, aus welchen Gründen Deutschland Kolonien braucht, und wie es seinen Besitz allen Lügen der Feinde zum Trotz verwalten hat. — Von der Blüte deutschen Schulwesens in Mexiko gibt ein uns vorliegender Jahresbericht erfreuliche Kunde.⁵⁵) Eine Abhandlung von E. Seife über P. Gerhards Abendlied und seine Nachwirkung bis auf Bierbaum begleitet ihn. — Die Geschichte der Deutschen in Japan hat O. Schmiedel⁵⁶) geschildert; im Mittelpunkt stehen seine persönlichen Erlebnisse und Eindrücke aus der Zeit des stärksten deutschen Einflusses in Japan um 1890. — Das Leipziger Institut für Auslands-

45) Ad. Jürgens, Skandinavien und Deutschland in Vergangenheit und Gegenwart. Lübeck 1921, Pfingstblätter des hanseatischen Geschichtsvereins, XII. 97 S.

46) Deutsch-Nordisches Jahrbuch für Kulturaustausch und Volkskunde. Herausg. von W. Georgi 1921. 1923. Jena, Eug. Diederichs. 153 u. 135 S.

47) Edw. Schröder, Deutsch-schwedische und schwedisch-deutsche Kulturbeziehungen in alter und neuer Zeit. Göttingen 1922, Vandenhoeck u. Ruprecht. 18 S.

48) Alfred v. Hedenström, Rigaer Kriegschronik 1914—17. Riga 1922, E. Bruhns. 156 S.

49) Kalender und Jahrbuch des deutschen Elternverbandes in Lettland. Riga 1923, Jonck u. Poliewsky. 141 S.

50) Verlorenes Land — Deutsches Land. Herausg. von P. Ruperti. Bielefeld u. Leipzig 1921, Delhagen u. Klasing. 94 S.

51) A. Altrichter, Heimatbuch der Iglauer Sprachinsel. Iglau 1921, Rippel u. Sohn. 148 S.

52) Berthold Bertholz, Geschichte Böhmens und Mährens. 1. Bd.: Das Dorwalten des Deutschtums bis 1419. — 2. Bd.: Hussitentum und Adels Herrschaft bis 1620. Veröffentlichung der deutschen Gesellschaft für Wissenschaft und Kunst in Brünn. Reichenberg, P. Solors Nachf. 237 u. 261 S.

53) Joh. Schleunig, Aus tiefster Not. Schicksale der deutschen Kolonisten in Rußland. Berlin 1922, Flemming u. Wisfott. 128 S.

54) H. Schnee, Braucht Deutschland Kolonien? Leipzig 1921, Quelle u. Meyer. 56 S.

55) C. Böhm, Bericht über das 27. Schuljahr der Schule der deutschen Kolonie zu Mexiko. Mexiko 1921.

56) Otto Schmiedel, Die Deutschen in Japan. Leipzig 1920, K. S. Köhler. 370 S.

funde und Auslandsdeutschtum erscheint mit einer längeren Reihe von Schriften⁵⁷⁾ auf dem Plane, die teils der Geschichte des Deutschthums im Auslande, teils praktischer Orientierung für die Auswanderung dienen. — Sehr empfehlenswerte statistische und geschichtliche Überblicke bietet die von der Münchener Akademischen Ortsgruppe herausgegebene Vortragsammlung über Grenz- und Auslandsdeutschtum.⁵⁸⁾ — In den Schriften des Stuttgarter Auslandsinstituts schreibt P. Traeger, auf Grund persönlicher Erkundung während der Befehung des Landes durch unser Heer, eingehend die bisher fast unbekannte Geschichte der deutschen Auswanderung in die Dobrudscha.⁵⁹⁾ Das Buch bietet manches grundfänglich Interessante für die Geschichte der deutschen Kolonisation im Osten; den Deutschthunder fesselt besonders die eingehende Berücksichtigung der Volkskunde, vor allem des Volksgesanges: zahlreiche Liedertexte (leider ohne die Weisen) werden mitgeteilt und sachkundig erläutert. Schade, daß über die Sprache der Kolonisten nur ganz flüchtig gehandelt ist. — Wer über den gegenwärtigen Gesamtbestand des Auslandsdeutschthums sich unterrichten will, greife nach dem Jahrbuch des Vereins für das Deutschthum im Auslande⁶⁰⁾, wo er reiche und zuverlässige Auskunft für alle Gebiete findet. — Und eben geht uns noch ein schön ausgestattetes Werk zu⁶⁰⁾, in dem im Auftrage des Reichswanderungsamtes und in Verbindung mit dem genannten Verein eine ganze Schar von Verfassern sich vereinigt hat, um über die Ausbreitung des deutschen Volkes im ganzen und die Verhältnisse der Auslandsdeutschen in den verschiedenen Ländern Europas und der übrigen Weltteile übersichtlich und zuverlässig zu berichten und so auch der Schule ein bequemes Handbuch darzureichen, nach dem unserer Jugend die so dringend nötige Aufklärung über diese Verhältnisse gegeben werden kann.

Literaturforschung und Verwandtes.

Von Prof. Julius Stern in Baden-Baden.

I. Zur Kritik und Methode.

Die Selbstbesinnung der deutschen Literaturforschung, von deren Erwachen ich zu Beginn meines letzten Berichtes sprach, hat auch in diesem Jahre Früchte getragen. Man greift z. B. auf ältere Leistungen der ästhetischen Wissenschaft zurück und ist erstaunt, sie in vielem gar nicht veraltet zu finden. So hat sich Alfred Baumeier ein hohes Verdienst durch die Herausgabe des Wesentlichen von Hegels Ästhetik¹⁾ erworben. Die vortreffliche Einführung betont, daß deren Gesamttenenz auf eine Philosophie der Geschichte der Kunst geht, und danach hat er die Auswahl und Anordnung der einzelnen Abschnitte aus dem selten gewordenen dreibändigen Werke Hegels getroffen. Da ist es denn überraschend, wie durchaus modern diese Gedankengewebe des Meisters philosophischer Dialektik an-

57) Schriften des Instituts für Auslandskunde und Auslandsdeutschtum. Herausg. von H. Grothe. 1. Praesent, Deutschthum in Kongreßpolen. 31 S. — 2. Schirmer, Bauernkolonien in den russischen Schwarzmeerprovinzen. 36 S. — 3. Brunau, Deutsche Ansiedelungen an der Wolga. 22 S. — 4. Strohall, Deutsches Volkstum an den Grenzen des jugslawischen Staates. 38 S. — 5. Weichert, Südrußland. 30 S. — 6. u. 7. Hassert u. Lutz, Mittelamerika. 39 S. — 8. Schöffel, Nördliches Südamerika. 40 S. — 9. u. 10. Martin u. Hautthal, Argentinien. 44 S. — 11. u. 12. Ende u. Burckhardt, Chile und Paraguay. 51 S. — 13. bis 15. Bachhaus u. Geißler u. Rimann, Südamerika. 75 S. — 15. bis 18. Grothe, Auswanderung und Volkswohlfahrt. 83 S.

58) Das Grenz- und Auslandsdeutschtum. Herausg. von H. Nawiasky. 1. H. Nawiasky, Gesamtüberblick über das Deutschthum außerhalb der Reichsgrenzen. 23 S. — 2. E. Wenger, Das Deutschthum in Kärnten. 35 S. — 3. G. Geseemann, Das Deutschthum in Südbawien. 21 S. München 1922, Franz Pfeiffer u. Co.

58a) Paul Traeger, Die Deutschen in der Dobrudscha. Stuttgart 1922, Ausland und Heimat. 222 S. mit 73 Abb. u. Tafeln. Schriften des Deutschen Auslandsinstituts Stuttgart. Kulturhist. Reihe, Bd. 6.

59) Verein für das Deutschthum im Auslande. Jahrbuch für 1922. 256 S.

60) Deutsche im Auslande. Herausg. von Ferd. Wilh. Mohr und Walter v. Hauff. Breslau 1923, Ferd. Hirt. 296 S.

1) Hegels Ästhetik, ausgewählt, eingeleitet und mit verbindendem Text versehen von Dr. A. Baumeier. München, C. H. Beck (O. Beck).

muten. Wenn etwa der Kunsthistoriker Dehio die Aufgabe seiner Wissenschaft darin sieht, die Einzelkunst als Ausfluß eines einheitlichen künstlerischen Gesamtbewußtseins und dieses wiederum nur beschlossenen in dem geistig-materiellen Gesamtzustande der jeweiligen Epoche zu begreifen, so hat er damit nur die selbstverständliche Voraussetzung von Hegels ästhetischer Gedankenarbeit ausgesprochen. Besonders bei der Behandlung von Schillers Aufsätzen im Unterricht wird der Lehrer gerne zu diesem Buche greifen. — Auf den Wegen Ernst Cassirers (s. den Schluß meines letzten Berichtes) bewegen sich die Forschungen des österreichischen Gelehrten Herbert Cysarz. Angeregt durch Josef Strzygowskis Kunstbetrachtungen, veröffentlichte er in dessen „Beiträgen zur vergleichenden Kunstforschung“ (II. Bd., Wien 1922, bei Holzhausen) einen grundlegenden Aufsatz über „Wesensforschung und Literaturwissenschaft“. Da ergeben sich ihm für die Betrachtung jedes Kunstwerkes folgende Gesichtspunkte: 1. Material und Technik; 2. Gegenstand; 3. Gestalt; 4. Form; 5. Inhalt. Diese Theorie erläutert er hier an zwei Beispielen lyrischer Dichtung von Schaulal und Lenau. Eine Erweiterung und Vertiefung und zugleich eine Anwendung auf die Höchstleistung des deutschen Literaturlebens bildet desselben Verfassers umfangreiches Werk „Erfahrung und Idee“²⁾. (Schon die Formulierung des Titels erinnert an E. Cassirers „Freiheit und Form“ und „Idee und Gestalt“, die er neben Worringers „Abstraktion und Einfühlung“ als Anregungen nennt.) Einen Beitrag zur empirischen Typologie der Weltanschauung will er hier liefern und wählt dafür den Abschnitt der deutschen Geistesgeschichte, der durch die Namen Hamann und Hegel begrenzt ist. Alle Probleme und Lebensformen, die in der deutschen Literatur dieser bewegungsreichsten Zeit auftauchen, werden hier in tiefgründiger, denkreifer und echt begeisterter Weise erörtert und so das Verhältnis von Erfahrung und Idee und ihre Vermählung in einer höheren Form des Lebens an den erläuterten Beispielen dieser Epoche (Goethe, Schiller, die Romantiker, Kleist, Schelling, Hegel usw.) veranschaulicht, auch die glücklicherweise noch bis in die Gegenwart fühlbare Sortwirkung des idealistisch-romantischen Geistes kurz aufgezeigt. Das Buch ist für ästhetisch-kritische Urteilsbildung eine zuverlässige Anleitung und reiche Fundgrube. — Mit ähnlichen Problemen über die Beziehungen zwischen Literaturwissenschaft und Philosophie, aber in schlicht populärer Weise, beschäftigt sich das schmale Bändchen von Jul. Rud. Kaim³⁾; er plaudert erregend über das Verhältnis von Idee und Geschichte, über die dichterische Form, über das Wesen des Tragischen und des Komischen, über die Sprache als Wesen der Dichtkunst und über die Blütezeiten der deutschen Literatur. — Hermann Hefeles⁴⁾ Vortrag faßt in eigentümlich scharfer Begriffszuspigung Dichtung als den subjektiven Ausdruck des persönlichen Erlebens, Literatur (im Sinne Herders, des klassizistischen Weimar und der Frühromantik) als strophisch geformten Ausdruck der Erfahrung der Gesamtheit; daraus leitet er die Aufgabe ab, die zersekenden Wirkungen des „liberalen“ Jahrhunderts zu überwinden und wieder die Sprache als das einzige gemeinsame Band zu erkennen, als das nationale Gut, auf dem unsere Zukunftshoffnung beruht. Luther und Herder sind ihm die wichtigsten Stufen der Entwicklung der deutschen „Literatur“ als der sprachbegründeten Geistesgemeinschaft, die im 19. Jahrhundert verloren gegangen ist und wieder erobert werden muß. — Was Adolf Bartels⁵⁾ unter „gesundem deutschem Schrifttum“ versteht, läßt sich bei seiner bekannten Denkweise leicht erraten: gesund ist ihm gleich deutsch-völkisch im Parteilinne. Das geht so weit, daß ihm sogar Lessing verdächtig ist als Dichter des „Nathan“, den „wir (wer?) heute geradezu als objektive Fälschung empfinden“ (!). — Einen sehr nützlichen Bericht über die Forschung der letzten Jahre (1914—22) zur neueren deutschen Literatur erstattet Paul Merker.⁶⁾ Es ist zwar nur ein summarischer Überblick, aber alles Wesentliche aus der ungeheuren Fülle der literaturwissenschaftlichen Literatur ist hier methodisch geordnet und

2) Dr. H. Cysarz, Erfahrung und Idee. Wien und Leipzig 1921, Wilh. Braumüller.

3) J. R. Kaim, Der Sinn der Literaturwissenschaft (Philos. Reihe 41). München 1921, Rösl u. Cie.

4) H. Hefele, Literatur und Dichtung. Stuttgart, Sr. Frommann (H. Kurh).

5) A. Bartels, Gesundes deutsches Schrifttum (Bremer Beiträge 5. Bd.). Bremen 1921, Friedrich u. Co.

6) P. Merker, Neuere deutsche Literaturgeschichte (Wissenschaftliche Forschungsberichte herausg. von Prof. Dr. K. Hönn VIII). Stuttgart/Gotha, Sr. Andr. Perthes A.-G.

in kurzen Hinweisen auf Inhalt und Wert gewürdigt. (S. 76 vermisse ich Gräfs „Goethes Ehe in Briefen“, Frankfurt a. M. 1921, Rütten u. Löning. Da vielfach auch die Arbeit des Auslandes berücksichtigt ist, wäre wohl auch eine Erwähnung des stattlichen Werkes von L. M. Price „English-german literary influences“, Un. of California Publications 1920 angezeigt.) — Ein für den Unterricht besonders brauchbares Hilfsmittel bietet Berthold Schulze⁷⁾ in seinen „Marksteinen“, von denen das 1. Heft vorliegt. Spiegelungen der Dichterpersönlichkeit und der Welt in den lyrischen und anderen Schöpfungen von Klopstock bis Rilke werden hier zum Zwecke der Einführung in die neuere deutsche Dichtung zusammengestellt und durch methodische Aufsätze für den Lehrer erläutert.

II. Zur Literaturgeschichte.

1. Weltliteratur.

Das letzte Werk des bald nach Ausbruch des Weltkrieges verstorbenen Richard M. Meyer war ein geistvoll kritischer Überblick über die Weltliteratur des 20. Jahrhunderts, also mehr eine zeitkritische als geschichtliche Leistung. Das Buch, das, wie alle Schöpfungen des essayistisch vielseitigen und geistreichen Literaturhistorikers (von der preisgekrönten Goethebiographie bis zur Gesch. der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts), rasch einen großen Leserkreis fesselte, ist neu herausgegeben und bis zur unmittelbaren Gegenwart fortgeführt von Paul Wiegler⁸⁾, der früher durch eine eigene Geschichte der Weltliteratur (s. meinen Bericht von 1915, 30. Jahrg. dieser Zschr. S. 207) seine Vertrautheit mit dem Stoffe und seine Berufeneit zu solcher Aufgabe bewiesen hat. Zwar sind manche Urteile Meyers trotz der verhältnismäßig kurzen Zeit überholt; aber auch Zeiten sind nicht nur Quantitätsbegriffe, und die letzten 8 Jahre gehören zu den intensiv erfülltesten der Weltgeschichte auch auf dem Gebiete des Geisteslebens. Trotzdem hat Wiegler aus guten Gründen die scharf gefaßten Urteile Meyers nicht geändert, sondern die durch die Weiterentwicklung bedingte Wandlung der Einstellung in dem Schlußkapitel „Die Weltliteratur seit dem Weltkrieg“ zusammengefaßt. (Unter der Lyrik des Krieges hätten die „Deutschen Sonette“ von Joachim v. d. Goltz und unter den Dramen der Nachkriegszeit desselben Dichters „Leuchtkugel“ und „Vater und Sohn“ Erwähnung verdient.)

Einzelforschungen: Seine Hamlet-Erkenntnisse teilt Karl A. Kuhlmann⁹⁾ in einer sehr lesenswerten Abhandlung mit. Sie beziehen sich auf den Zuschauer, auf den Helden des Stückes selbst und auf das Verhältnis des Werkes zu seiner Quelle. Nicht alles ist überzeugend, manches gesucht (im Widerspruch zu Schüding, Landauer u. a.), aber vieles überzeugend einleuchtend. — Strindberg als Gottsucher ist von katholischem Gesichtspunkte aus beleuchtet und als unzulänglich erkannt von Max Fischer¹⁰⁾. Der nordische Dramatiker erscheint zwar als wertvolles Symptom unserer Zeit und der in ihr aufkeimenden religiösen Sehnsucht; aber er hilft die Wiedergeburt der religiösen Dichtung nur anbahnen. — Einen wertvollen Beitrag zur genaueren Erkenntnis der letzten Lebensperiode Strindbergs liefert die Studie Olaf Molanders¹¹⁾ über des Dichters dritte Gattin, die berühmte schwedische Schauspielerin Harriet Bosse. Das schmale Bändchen enthält 16 Abbildungen der Künstlerin in ihren verschiedenen Rollen und einen interessanten Briefwechsel zwischen ihr und ihrem Gatten.

2. Deutsche Literatur.

a) Zusammenfassende Darstellungen.

Eine besondere Stellung nimmt das stattliche Werk von Julius Wiegand¹²⁾ ein. Hier ist das persönliche Element absichtlich beiseite gelassen und die deutsche Dichtung sozu-

7) Prof. Dr. B. Schulze, Marksteine der Entwicklung Neudeutscher Dichtung I. Dresden, L. Ehlermann.

8) Meyer-Wiegler, Die Weltliteratur im 20. Jahrh. 2. Aufl. Stuttgart u. Berlin, Deutsche Verlagsanstalt.

9) K. A. Kuhlmann, Hamlet-Erkenntnisse. Kiel, W. G. Mührlau.

10) Dr. M. Fischer, Aug. Strindberg (Religiöse Geister, 6. Bändchen). Mainz 1921, Matthias Grunewald-Verlag. M. 12.—

11) O. Molander, Harriet Bosse. Eine Studie. Übers. von H. Goebel. Leipzig, H. Haessel.

12) Dr. J. Wiegand, Geschichte der deutschen Dichtung. Mit Bilderanhang. Köln a. Rh., Herm. Schaffstein.

sagen als eine abstrakte Größe „in Längs- und Querschnitten“ streng systematisch durchleuchtet. Es läßt sich nicht leugnen, daß durch diese Zerlegung und Einteilung des Stoffes nach logisch konstruierten Gesichtspunkten die Ausführungen etwas Unlebendiges bekommen; es hält auch sehr schwer, die etwa nach Zeit und Gehalt zusammengehörigen Abschnitte zusammenzufassen, wenn man ein Gesamtbild solcher Gruppen und Epochen gewinnen will. Der Verfasser tadelt im Vorwort das Unlogische in den sonst üblichen Einteilungen des literarhistorischen Stoffes; aber lebendiger wirken die zeitgeschichtlich orientierten Darstellungen als diese *disiecta membra poetarum*. Abgesehen aber von dieser grundsätzlichen Ablehnung ist das Werk ein Beweis gewaltiger Gelehrtenarbeit. Man mag über ältere oder jüngere Erscheinungen der deutschen Dichtung Auskunft suchen nach Ort und Zeit, nach Technik und Sprachstil, nach Wirkung auf Mit- und Nachwelt, nach Abhängigkeit oder Selbständigkeit: immer wird man ein knapp gefaßtes, begründetes Urteil finden, wiewohl das Systematisieren öfter auch zu Gewalttätigkeiten verführt. Als Nachschlagewerk und deshalb für Unterrichtszwecke ist das Buch von unschätzbarem Werte; gerade darum sollte außer dem Schlagwörterverzeichnis auch ein Namenregister vorhanden sein. Sehr belehrend ist der Bilderanhang ausgewählt; dieser wie die gesamte Ausstattung zeugt von der Leistungsfähigkeit des Verlags. — In geschmackvoller Schlichtheit hat E. O. Lessing¹³⁾ in einem prachtvollen Quartbände die Grundzüge der deutschen Literatur von ihren Anfängen bis zu ihrer klassischen Höhe (Goethes Ausgang) erzählt. Das auf zuverlässiger Forschung beruhende, aber alle unnütze Gelehrsamkeit vermeidende Werk, das sich mit Sicherheit auf das Wesentliche beschränkt (der „Adermann aus Böhmen“ blieb leider unerwähnt) und durch Randbemerkungen und Register die Benutzung erleichtert, eignet sich m. E. besonders für Geschenk- und Prämienzwecke. Der Heranreisende wird sich gerne dadurch fördern und der Reife wieder erinnern lassen. — Mit starker Betonung des Nationalen schildert Karl Kaulfuß-Diesch¹⁴⁾ den Lebensgang der deutschen Dichtung, indem er sie aus dem Boden der deutschen Gesamtkultur erwachsen läßt. Seine Darstellung ist ausgezeichnet durch Klarheit und Warmherzigkeit und flingt, bis an die Schwelle der Gegenwart fortgeführt, in hoffnungsvolle Zuversicht aus. — Von ähnlichem Geiste getragen, hat es Wilhelm Kosch¹⁵⁾ unternommen, die Geschichte der deutschen Nationalliteratur von 1813 bis zum Ende des Weltkrieges darzustellen. Die bis jetzt vorliegende erste Lieferung enthält eine Charakteristik Arnolds und Schenken dorfs und die Entstehungsgeschichte der alten deutschen Burschenschaft und damit die ersten kraftvollen Lebensäußerungen des deutschen Nationalgedankens, der über 1848 und 1870 zu 1914 und zur Gegenwart führt. — Ein praktisches Mittel der Belehrung und besonders zu Repetitionszwecken für Prüfungsvorbereitung geeignet sind die drei Bändchen von Felix Leo Göderik¹⁶⁾; zwar in der Form nicht immer einwandfrei, aber in den sachlichen Angaben im allgemeinen zuverlässig und gegenüber den literarischen Erscheinungen der Gegenwart im Urteil zurückhaltend. — Rein praktischen Zwecken dienen auch die Nachschlagebücher von Richard Dohse¹⁷⁾, der seine „Auskunft“-Bändchen über die deutsche Literatur (s. meine beiden letzten Berichte) durch die vorliegende Behandlung der Anfänge bis auf Klopstock vervollständigt hat (ich vermittele auch hier den „Adermann aus Böhmen“), und von Joh. Groß¹⁸⁾, dessen Lexikon die namhaftesten Dichter und Schriftsteller Deutschlands vom Mittelalter bis zur Gegenwart enthält.

Auch eine ganze Reihe bewährter älterer Literaturgeschichten ist neu bearbeitet er-

13) E. O. Lessing, Geschichte der deutschen Literatur in ihren Grundzügen. Dresden 1921, Carl Reißner.

14) K. Kaulfuß-Diesch, Deutsche Dichtung im Strome deutschen Lebens. Leipzig, R. Voigtländer.

15) W. Kosch, Geschichte der deutschen Literatur im Spiegel der natürlichen Entwicklung 1813—1918. 1. Lieferung. München, Parcus u. Co.

16) F. L. Göderik, Geschichte der deutschen Literatur. 3 Teile (Lehrmeister-Bücherei Nr. 586—88, 606—08, 627—29). Leipzig, Fachmeister u. Thal.

17) Prof. Dr. R. Dohse, Deutsche Literatur von den Anfängen bis Klopstock (Die Auskunft 21—22). Heidelberg, W. Ehrig.

18) J. Groß, Biographisch-literarisches Lexikon. Leipzig, O. Hillmann.

schienen. So hat Karl Reuschel¹⁹⁾ das bekannte Lehrbuch von Ferd. Schulz völlig neu geschaffen und das jetzt in zwei Teile (I. bis zum Blütezeitalter klassischer Dichtung, II. vom Jungen Deutschland bis zur Gegenwart) zerlegte Werk durch Sachlichkeit und Zuverlässigkeit des Urteils, Frische der Darstellung und eine große Anzahl guter Dichterbildnisse zu einem sehr brauchbaren und anmutenden Unterrichtsmittel gestaltet. — Max Kochs²⁰⁾ weitverbreitetes Götschen-Bändchen, das die deutsche Literatur von der ältesten Zeit bis 1748 behandelt, liegt in 9. Auflage vor. Es ist bekanntlich durch die beigefügte Angabe der wichtigsten Forschungsschriften auch für wissenschaftliche Arbeiten eine geeignete erste Anleitung. — Wie sehr Alfred Bieses²¹⁾ deutsche Literaturgeschichte dem Bedürfnis der Zeit entgegenkommt, beweist die fast wunderbar klingende Tatsache, daß der dritte, erst im Vorjahre neu aufgelegte Band (von Hebbel bis zur Gegenwart) jetzt schon wieder neu bearbeitet und herausgegeben werden mußte. Auch in der neuen Fassung bewähren sich die Vorzüge des Werkes: die genophontische Schlichtheit und Anmut des Stils, die warmherzige Gesinnung, die fast auf alle Einzelheiten sich erstreckende Zuverlässigkeit (S. 751 ist ein Storm=Ders Schiller zugeschrieben) und der energische Wille zur Gerechtigkeit des Urteils, wie er sich besonders in der immer wieder neu und fast jugendlich „werdenden“ Gestaltung der Schlußkapitel offenbart. — Als völlige Neubearbeitung erweist sich auch die 3. Auflage von Robert Riemanns²²⁾ „Neunzehntem Jahrhundert der deutschen Literatur“ (vgl. meinen Bericht von 1912, 27. Jahrg. S. 132f.). Das Werk trägt jetzt den Titel „Von Goethe zum Expressionismus“ und behandelt die Dichtung und das Geistesleben Deutschlands seit 1800; eine fesselnde, bei aller Unvoreingenommenheit des Urteils von lebendigster Anteilnahme für die vorwärts und aufwärts drängenden Ideen durchpulste Darstellung der letzten 120 Jahre. Die an sich wertvolle, weil selbständige Abhandlung über Goethes „Sausst“, die einen beträchtlichen Teil der 1. Auflage ausmachte, hat R. weggelassen, dafür konnte die Gegenwart um so mehr zu Wort kommen; Naturalismus und Expressionismus sind jetzt eingehend gewürdigt. Und gerade in diesen Kapiteln zeigt sich die gerechte, klare Denkweise und die kraftvolle Sprachbeherrschung des Verfassers, der auch zu den namhaften Historikern des 19. Jahrhunderts zählt.

b) Einzel Forschungen.

Friz Strich²³⁾, der sich vor 12 Jahren mit seinem Werke über die Mythologie in der deutschen Literatur seit Klopstock (s. meinen Bericht von 1911, 25. Jahrg. S. 53) in die vorderste Reihe der Forschung stellte, hat jetzt, angeregt durch die Wölflinsche Kunsttheorie von den „Grundbegriffen“, eine Charakteristik der deutschen Klassik und Romantik versucht, die zu den feinsinnigsten Durchleuchtungen dieser vielbetrachteten Höhenzeit deutschen Geistes schaffens gehört. Die Polarität dieser Epoche, die im Untertitel des Buches: „Vollendung und Unendlichkeit“ angedeutet ist, wird hier bis in ihre tiefsten Wurzeln aufgehehlt und das ewige Streben nach Synthese, das doch nur durch Entsagung nach der einen oder anderen Richtung Befriedigung finden kann, als das tragische Erbeil des deutschen Geistes schicksals erwiesen. Leider verbietet es der Raummangel, auf das anregungsreiche, auch in seiner klassischen Form künstlerisch anmutende Werk näher einzugehen. — Haben wir hier eine kunstpsychologische Neubeurteilung von Klassik und Romantik, so bietet Josef Nadler²⁴⁾ eine völkerpsychologische Neuerklärung der Berliner Romantik und damit die Vorveröffentlichung eines wichtigen Kapitels des noch ausstehenden vierten Bandes seiner großen Stammes- und Landschaftsgeschichte der deutschen Literatur, von der in diesen Berichten öfter die Rede war. Die deutsche Romantik ist hier als eine Parallelererscheinung der griechischen und der italienischen Renaissance, d. h. als Versuch nationaler Erneuerung der eigenen Vergangenheit erwiesen. Und in spannender Erzählung wird die Eroberung der Hauptstadt

19) Schulz=Reuschel, Geschichte der deutschen Literatur. 4. Aufl. 2 Teile in 1 Bd. Dresden, C. Ehlermann.

20) Dr. M. Koch, Geschichte der deutschen Literatur, 9. Aufl. 1. Bd. (Sammlung Götschen). Berlin u. Leipzig, W. de Gruyter u. Co.

21) A. Biese, Deutsche Literaturgeschichte. 3. Bd. 19. Aufl. München, C. H. Beck (O. Beck).

22) R. Riemann, Von Goethe zum Expressionismus. Leipzig, Dieterich.

23) Fr. Strich, Deutsche Klassik und Romantik. München, Meyer u. Jessen.

24) J. Nadler, Die Berliner Romantik 1800—1814. Berlin 1921, Erich Reiß.

Berlin durch die vom Osten kommende Geistesbewegung geschildert, die, etwa mit Hamann und Herder einsetzend, um die Jahrhundertwende ihren Höhepunkt erreicht und in den Schöpfungen der vier Märker, Kleist, Souqué, Arnim, Tieck, gipfelt. Das Buch ist zugleich eine temperamentvolle Abwehr der gegen Nablers Standpunkt laut gewordenen Kritik. — In daselbe Zeitalter, die Geburtsepoche des deutschen Nationalbewußtseins, führt die außerordentlich anregende und gehaltvolle Abhandlung von Eduard Ziehen²⁵⁾ über die deutsche Schweizerbegeisterung von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zum Ende der Befreiungskriege, eine geistige Bewegung, die, bis ins Mittelalter zurückreichend, ihre Höhe in der Napoleonszeit und ihre Krönung in Schillers „Tell“ erlebt. Die ungemein fleißige Arbeit hat nicht nur die in Deutschland erschienene und von Deutschen verfaßte Literatur über die Schweiz benützt, sondern auch die Reiseliteratur, die politischen, historischen und einschlägigen biographischen Schriften herangezogen. (S. 209 fehlt Anm. XI, 6.) — Eine besondere Stellung innerhalb der deutschen Literaturforschung nimmt das Buch des Italieners Lorenzo Bianchi²⁶⁾ ein, der die deutsche Sprache geradezu künstlerisch handhabt. Aus dieser Behandlung der deutschen Novellen- und Balladendichtung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts spricht eine ungewöhnliche Fähigkeit der Einfühlung in die Heimatliebe der deutschen Dichter, so daß die Persönlichkeiten der Droste, Otto Ludwigs, C. F. Meyers, Gottfr. Kellers, Th. Storms, Wilh. Raabes, Liliencrons und Fontanes aus ihrer Lebensverfassung und Lebensstimmung heraus erwachsen und ihr Kunststil, ja die Kunstform der Novelle und Ballade als der eigentliche und reiflose Ausdruck dieses Zeitraumes erscheint. Die Darstellung ist vom ersten bis zum letzten Blatt so fesselnd, daß man im Zweifel ist, welchem Abschnitte man die Palme reichen soll, ob der liebevoll gerechten Würdigung Kellers oder der feinnervigen Versenkung in die deutsch besinnliche Eigenart Raabes, der scharfklintigen Charakteristik der herb jungfräulichen Droste oder der klaren Zeichnung des ihr im Grunde verwandten, tragisch umwitterten Liliencron, dem plastischen Bilde des vornehmen, kulturgeadelten C. F. Meyer oder der selbst wie eine Elegie anmutenden Untersuchung über den elegischen Holzsteiner Storm. Dem Literaturfreunde, der der Seele der Dichtung lauschen möchte, ist hier eine ungemein wertvolle Gabe geschenkt. — Ähnliche Befriedigung schöpft man aus dem zart sinnigen Büchlein Philipp Wittkops²⁷⁾ über Frauen, die als Mutter, als Schwester, als Gattin, als Geliebte im Leben deutscher Dichter bedeutsam waren. Es sind typische Gestalten, die hier mit der aus Wittkops Geschichte der deutschen Lyriker (s. meinen Bericht Jahrg. 1921 S. 312f.) bekannnten Einfühlungs- und Seelendeutungskunst in ihrer für sie und für die Dichter schicksalhaften Wesenheit gezeichnet werden: die Mutter Goethes und Kellers, die Schwestern Goethes und Kleists, Christiane Goethe, Immermanns und Hebbels Gattinnen, Friederike Brion, Ulrike v. Levetzow, Heines Mouché und Hölderlins Diotima. Gestützt auf genaueste Kenntnis ihrer Lebensurkunden kann der Psychologe und Historiker diese beispielhaften Persönlichkeiten durch Selbstäußerungen, sozusagen von innen heraus durchleuchten und lebendig machen. Das Buch ist eine sehr willkommene Ergänzung zu dem schon genannten Werke über die deutschen Lyriker von Herder bis Nietzsche, wie es hinwiederum durch jenes ergänzt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Ausgaben.

Don Walthër Hoffmaetter.

Die Goethe-Ausgabe von Richard Müller-Freienfels¹⁾ schreitet rüstig fort. Seit dem letzten Hinweis sind neu erschienen: Bd. 6: Italienische Reise, Bd. 7: Kampagne in Frankreich, Bd. 16: Satiren und Singspiele, Bd. 17: Zeitdramen, Bd. 19: Dramen in Versen II.

25) E. Ziehen, Die deutsche Schweizerbegeisterung in den Jahren 1750—1815. (Deutsche Forschungen, herausg. von Panzer u. Petersen, Heft 8.) Frankfurt a. M., M. Dietzweg.

26) L. Bianchi, Don der Droste bis Liliencron. Leipzig, H. Haessel.

27) Ph. Wittkop, Frauen im Leben deutscher Dichter. Leipzig, H. Haessel.

1) Berlin, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag. (Hinzu kommen soeben: Bd. 4: Dichtung und Wahrheit, Buch 16—20, Bd. 8: Reisen in die Schweiz, am Main, Rhein und Neckar.)

Bd. 21: Faust II, Bd. 25: Wilhelm Meisters Lehrjahre, Buch 5—7, Bd. 30: Benvenuto Cellini. — Was diese Bände neben der geschmackvollen Ausstattung auszeichnet, sind die Einleitungen. Sie führen wirklich zum Verständnis bei aller Knappheit. Ob ein Werk nun ins Leben eingeordnet wird, ob seine innere Verwandtschaft mit anderen Werken aufgedeckt, seine formale Bedeutung hervorgehoben wird — immer ergeben sich reizvolle Durchblicke. Dazu kommt, daß der Herausgeber getrost von dem allgemeinen Urteil abweicht, wenn er ihm nicht beistimmt. So haben diese Einleitungen einen eigenen Reiz.

Ganz andere Ziele verfolgt die große Schiller-Ausgabe, die von Ludwig Bellermann in erster Ausgabe herausgegeben war, deren zweite Ausgabe er noch im Verein mit Stammeler, Leizmann und Petsch begonnen hatte und die nun unter Robert Petschs Leitung beendet ist. Wie alle Meyerschen Klassikerausgaben ist auch diese streng wissenschaftlich. Einleitungen, Anmerkungen und Nachweise über die Textgestaltung begleiten jedes einzelne Werk. Es ist geradezu erstaunlich, mit welchem Fleiß hier die gesamte Schillerliteratur verarbeitet ist. So findet hier auch der Sachmann alles, was er braucht, nicht nur zum Einzelverständnis, sondern auch, um das Werk in die gesamte geistige Entwicklung unseres Volkes einzureihen. Die Hauptlast hat Robert Petsch getragen und er darf sich des Abschlusses dieser entsagungsvollen Arbeit mit Recht freuen. Möchte nur ein gütiges Geschick dafür sorgen, daß die Not der Zeit nachläßt, damit diese stattlichen 15 Bände in recht viele Häuser dringen können. Besonders den Deutschlehrern seien sie dringend empfohlen. Es ist — wenn ich recht beobachte — jetzt besonders schwer, unserer Jugend das gesamte Schaffen Schillers nahezubringen, für seine Gedankenlyrik und seine Bemühungen um Philosophie und Ästhetik fehlt in dieser Zeit anscheinend die Aufnahmefähigkeit. Da müssen wir doppelt dankbar sein, daß uns hier ein feingestaltetes Rüstzeug mitgegeben wird, damit wir auch der Jugend beweisen können, welche ewigen Werte hier liegen.

„Schillers philosophische Schriften und Gedichte (Auswahl) mit einer ausführlichen Einleitung von Eugen Kühnemann“ wollen in Schillers Weltanschauung einführen. Der reiche Band liegt in 3. Auflage vor. Er eignet sich ganz besonders für den Unterricht.²⁾

Wilhelm Schellberg, der sich um Clemens Brentano durch ein ausgezeichnetes Lebensbild große Verdienste erworben hat, bietet jetzt eine Auswahl der „Gedichte von Clemens Brentano“. Vermögen uns schon die Gedichte an sich zu fesseln, so gewinnen sie noch durch die Anordnung nach der Zeitfolge. So ergibt sich das Gesamtbild einer tief dichterischen Persönlichkeit und eines leidenschaftlichen Menschen, in dem die Romantik einen besonders bezeichneten Ausdruck fand.⁴⁾

Clemens Schwester Bettina, das nicht minder eigenwillige Kind der Romantik, war in ihrem Gesamtschaffen nur wenigen bekannt. Nun ist mit dem 7. Band die große Ausgabe vollendet, deren erste Bände wir schon besprochen haben.⁵⁾ Der Band enthält die Gespräche mit Dämonen, Gedichte, Märchen und Briefe. Dadurch tritt die Dichterin noch einmal in ihrer ganzen Eigenart vor uns. Diese viel umstrittene Frau, deren Phantasie nicht immer ein Glück war, die aber dank dieser Phantasie eine dauernde Rolle in der Geschichte unserer Dichtung spielt. Wenn man die sieben Bände noch einmal durchblättert, dann staunt man immer wieder, was diese Frau gekonnt und was sie sich zugetraut hat. — Die Ausgabe zeichnet sich gleichermaßen aus durch die Sorgfalt, die der Herausgeber auf die Einleitungen und die Textgestaltungen verwandt hat, wie durch die entzückende Ausstattung. Eine Fülle von Bildern begleitet den Text, Einband und Satzbild sind gewählt.

Von Eichendorffs unsterblichem Taugenichts bietet Hermann Jansen eine Schulausgabe mit kurzer ansprechender Einführung.⁶⁾

In der Taschenausgabe von Conrad Ferd. Meyers Werken liegen nunmehr Huttens letzte Tage vor, das Werk, in dem sich der Dichter zum ersten Male zu seinem deutschen Volke fand. Die kurze Einleitung von Max Kuhnberger gibt alles Wesentliche über die Entstehung der Dichtung.⁷⁾

2) Leipzig, Bibliographisches Institut.

3) Leipzig, Selig Meiner, Grdz. M. 7,—, geb. M. 8,50.

4) München-Gladbach, Volksvereins-Verlag, Grdz. M. 3,50.

5) Bettina von Arnims sämtliche Werke. Bd. 7. Berlin, Propyläen-Verlag.

6) Bielefeld, Delhagen u. Klasing.

7) Leipzig, H. Haessel.

Die Anzengruber-Ausgabe von Rudolf Laské und Otto Kommel, auf die wir schon mehrmals hingewiesen haben, ist nun abgeschlossen. Als letzte Bände erschienen Band I (Gedichte und Nachgelassene Fragmente), II (Ländliche Schauspiele), XV, 1 (Prähistorische Erzählungen. Zu eigenem und fremdem Schaffen. Wiener Studien sowie eine Würdigung des Erzählers Anzengruber von Laské), XV, 2 (Kleine Beiträge und Fragmente und ein Aufsatz von Laské: Anzengruber als Tageschriftsteller), XV, 3 (Schriften zum Theater und eine Biographie von Kommel sowie allerlei Verzeichnisse.⁸⁾) Man hat wohl gefragt, ob die ungeheure Mühe, die hier für Anzengruber aufgewandt ist, sich lohnt. Aber wir können es verstehen, daß die Herausgeber einmal alles zusammenbringen wollten, was den Kämpfer Anzengruber zeigt. Erst dadurch wird uns klar, welche gewaltige Schaffenskraft in diesem Manne steckte, die auch trotz der Widerstände der Zeit und der Regierung nicht erlahmte. Anzengruber als Mensch wächst durch diese Ausgabe. Sein Bild als Dichter wird nicht verändert, aber mit einzelnen feinen Zügen ausgestattet. Die ganze Ausgabe ist eine beachtliche Leistung der Herausgeber wie des Verlags, der für eine ansprechende Ausstattung gesorgt hat.

Bücherchau.

Don Walthor Hoffstaetter.

Schmidt, Paul Ferdinand: Philipp Otto Runge, Sein Leben und sein Werk. Leipzig, Inselverlag.

Für uns ist das Wertvolle an diesem Buche nicht der Versuch des Verfassers, Runge als Vorläufer der Expressionisten zu erweisen, sondern das ausgezeichnete Gesamtbild der Persönlichkeit. Man kann die Romantik nicht erfassen, ohne daß man Runge neben Novalis stellt. Das starke Erfüllthein von einer gewaltigen Phantasie offenbart sich bei Runge nicht nur in Malerei und Zeichnung, sondern auch in Dichtungen, von denen Schmidt eine Auswahl beigelegt hat. Mögen sie formell nicht immer befriedigen, ihrem geistigen Gehalt nach dürfen sie auch heute noch Aufmerksamkeit beanspruchen. Schmidts Buch bedeutet in jeder Beziehung eine Bereicherung unserer Erkenntnis von der Romantik. Auf die ausgezeichnete Ausstattung und 80 Bildbeilagen sei ausdrücklich hingewiesen.

Heimatbücher. Leipzig, Brandstetter. Thüringen, herausg. von E. L. Schellenberg. Grd. 5,25.

Daß trotz der Not der Zeit die ausgezeichnete Brandstetter'sche Sammlung noch fortgesetzt werden kann, muß für jeden Freund unseres Volkes eine Freude sein. Natürlich steht in diesem Bande die große Vergangenheit im Vordergrund von den Zeiten der heiligen Elisabeth über Meister Eckhardt zu Luther und Bach, von Goethe und der Romantik bis zu List. Daneben kommt aber auch die Wirtschaft der Vergangenheit und Gegenwart zu ihrem Recht.

Die Schweiz im deutschen Geistesleben. 7. Bd. Josef Nadler: Von Art und Kunst der deutschen Schweiz. 10. Bd. Johannes Jegerlehner: Walliser Sagen. Leipzig, H. Haessel. Die Maynische Sammlung geht erfreulich weiter. Es bedarf keines Hinweises, daß die Nadler'sche Darstellung besonders reizvoll ist. Es lag ja nahe, den Mann, der die Geistesgeschichte besonders nach Stämmen behandelt

wissen will, heranzuziehen, damit er die Art seiner jetzigen Heimat schilderte. Johannes Jegerlehner aber, der Schweizer Dichter, kann die Sammlung der Walliser Sagen sehr persönlich einleiten. Schildert er uns doch, wie er landauf landab gezogen ist, um diese Schätze zu gewinnen. So sind es Sagen, die heute noch im Volke lebendig sind.

Halby, Bruno: Die deutschen Bauernregeln. Jena, Diederichs. Grd. 4,—.

Die Volkstunde versucht es immer mehr mit Glück, die Ergebnisse ihrer Arbeit in weitere Kreise zu tragen und ihnen zu zeigen, welche Schätze noch im deutschen Boden wurzeln. Wenn es sich um so einen fesselnden Gegenstand handelt wie die Bauernregeln mit ihrem Wechsel von trockener Sachlichkeit und Humor, und wenn das Werk dann noch so entzückend ausgestattet ist, dann darf man sicher sein, daß das Buch seinen Zweck erfüllen wird. Möchten ihm für recht viele Gebiete der Volkstunde Nachfolger erstehen.

Thule. 15. Bd. Snorris Königsbuch, 2. Bd. Übertr. von Felix Niedner. Jena, Diederichs. Grd. 8,—.

Auf diesen Band der trefflichen Sammlung möchte ich ganz besonders hinweisen. Des Gegenstands wegen: bietet es doch das Leben des norwegischen Nationalhelden Olafs des Heiligen, ein Leben voll mannigfaltigster Wechselfälle und inneren Ringens. Des Verfassers wegen: ist doch Snorri ein ausgezeichneter Darsteller. Die silberne Schale für diesen Goldschatz bildet Niedners glänzende Einleitung.

Neuaufgaben.

Bartels, Adolf: Die deutsche Dichtung von Heibel bis zur Gegenwart. 3. Teil: Die Jüngsten. Leipzig, H. Haessel.

Ich habe erst vor kurzem auf die ersten beiden Bände hingewiesen, nun ist auch der dritte in neuer Auflage erschienen. Er hat seine besondere Bedeutung, gibt es doch zurzeit kein Buch,

8) Wien, Kunstverlag Anton Schroll u. Co. Je Bd. Grd. M. 7,—, ganz in Leinen Grd. M. 8,—.

wo man sich in gleichem Maße über die allerjüngste Dichtung Aufschluß holen kann. Ein erstaunliches Material ist hier verarbeitet.

Mathias, Adolf: Praktische Pädagogik. 6. Aufl. Durchgef. und ergänzt von A. Nebe. München, Beck. Grd3. 6.—

Auf dieses Buch habe ich schon mehrmals aufmerksam gemacht und tue es aus Anlaß der 6. Auflage wiederum sehr gern. Spiegelt es doch die ganze feinsinnige Art des Verfassers wider, die uns allen in so dankbarer Erinnerung ist. Der Herausgeber der neuen Auflage hat ergänzt und fortgeführt, wo die Weiterentwicklung es nötig machte.

von der Pförden, H.: Deutsche Musik. 3. durchgef. Aufl. Leipzig, Quelle u. Meyer.

Es ist eine wahre Freude feststellen zu dürfen, daß dieses Buch bereits in 3. Aufl. erscheint. Hebt es doch den nationalen Gehalt unserer Musik überall entschieden hervor. So ist es eines der Werke, die unser Volk zum freudigen Bewußtsein seines Wesens führen sollen, ein wahrer Volkschah.

Rühlmann, Paul: Staatsanschauungen. Quellenstücke zur Geschichte des Staatsgedankens. 2. umgest. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. Grd3. 1,50.

Das Buch führt von Demotrit bis Lenin allerlei Quellen vor aus Reden, Aufsätzen, dazu Einzelaussprüche.

Sammlung Götschen. Neuaufgaben. Nr. 279. Jacob, Karl: Quellentunde der deutschen Geschichte im Mittelalter (bis 1400). 1. Band. 3. verm. Aufl. Nr. 565. Moritz Hoernes: Kultur der Urzeit. II. Bronzezeit. 3. Aufl. besorgt von Friedrich Dehn. Berlin u. Leipzig, Vereinigung wissenschaftl. Verleger. Grd3. 1.—

Das Jacobische Buch dient sowohl der ersten Einführung wie zum Nachschlagen. Es bringt alles Wesentliche für die älteste Zeit bis zu den Sachsenkaisern in ansprechender übersichtlicher Form. — Die Bedeutung von Hoernes' Buch liegt darin, daß es die Kupfer- und Bronzezeit in Europa und im nahen Morgenlande vergleicht mit der im fernen Osten und in Amerika. So werden also die Erscheinungen, die uns aus der Geschichte der Antike und unseres eigenen Volkes bekannt sind, in einen weiteren Rahmen gestellt. — Soeben trifft Bd. 566 ein, der in gleicher Weise die Eisenzeit behandelt.

Lebensbilder.

Caspary, Anna: Maria Sanders. Das Leben einer bergischen Frau. Jena, Diederichs. Lebensbeschreibungen sind augenblicklich Mode. Daß wir aber von dem Leben dieser Frau Näheres hören, das bedeutet eine wirkliche Bereicherung. Eine Frau, die als junge Witwe die Fabrik ihres Mannes übernimmt und zu einem großen Unternehmen ausgestaltet, die nicht nur ihren Kindern, sondern für ihre ganze große Arbeiterschaft eine mütterliche Erzieherin wird, die daneben Zeit und Energie hat, sich als Malerin auszubilden und für ihre Heimatstadt Bergisch-Gladbach die Gründerin vorbildlicher Musikpflege wird, eine Frau endlich, deren persönlicher unermüdlicher Werbetätigkeit wir die Rettung des bergischen Domes in Altenberg verdanken, eine solche Frau kennen zu lernen, ist Gewinn. Das Buch verdient weiteste Verbreitung.

Sinzig, Petrus O. S. M.: Lebendig begraben? Freiburg, Herder.

Petrus Sinzig, ein deutscher Mönch aus dem Rheinland, bedeutet für das Deutschland in Brasilien Ungeheures. Er ist Gründer des größten brasilianischen katholischen Tagesblattes und Leiter der größten Kinzeitschrift. Er ist Verfasser zahlreicher portugiesischer Romane und wissenschaftlicher Schriften. Er erstreut sich als Komponist hoher Achtung und ist ein beliebter Dirigent des größten Orchesters in Rio de Janeiro. Dabei ist er, der als Novize schon die Heimat als Missionar verlassen hat, stets ein guter Deutscher geblieben, hat die Deutschen im Weltkriege zu machtvollen Kundgebungen zusammengefaßt und wird in diesem Jahre bei der Jahrhundertfeier Brasiliens durch eine große Ausstellung für die deutsche religiöse Kunst werben. Seine Lebenserinnerungen lesen sich stellenweise wie ein Roman.

Diesem Lebensbild reihen wir zwei weitere an:

Kingig, Joh. S. J.: Der große Schwarzrod. Ebenda.

Der Held dieses Buches ist der holländische Indianermisionar Johannes de Smet, der im Selsengebirge und als Apostel der Sioux gewirkt hat.

Peter, Joh.: Der Richterbus. Ein Heimatbuch. Ebenda.

Ein schlichtes Buch des Böhmerwalddichters, erfüllt von einer starken Liebe zur Heimat, zu jenem Grenzlande von wunderbarer Naturschönheit.

Erzählende Werte.

Herwig, Franz: Die Stunde kommt. Ein Roman vom Gardasee. Freiburg i. B., Herder. Grd3. 4.—

Herwig ist uns längst bekannt als ein Kunder der Vergangenheit. Dies Werk läßt in einer Nacht den Dichter die Schicksale aller derer erleben, die vor ihm einen alten Palast bewohnt haben, und deren jeder die Stunde der inneren Erkenntnis erlebt hat, die nun selbst auch dem Dichter zuteil wird.

Gjellerup, Romulus: (Novellen-Bibliothek.) Leipzig, Quelle u. Meyer.

Der feinsinnige Beobachter der Menschen und der mitfühlende Tierfreund in Gjellerup witzten hier zusammen, um ein ergreifendes Tiergeschick mit der Entwicklung einer Frauenseele zu verbinden. Das Buch ist leicht geschrieben, hat aber eine ernste Bedeutung.

Schmidt, Helmut: Der tolle Magister. Ebenda.

Eine Novelle aus der Zeit unmittelbar nach dem 30jährigen Kriege, die wieder einmal das Thema anschlügt von der Unterdrückung des Rechts und dem vergeblichen Kampf der Unterdrückten. Die innere Freiheit siegt, auch bei äußerem Untergang.

Scharrelmann, Wilhelm: Traumländ. Ebenda.

Ein Buch, das Scharrelmann wieder von ganz neuer Seite zeigt. Dreimal lehrt die Seele eines sehnennden Menschen in die Vergangenheit zurück und erlebt noch einmal, wie ihm dreimal im früheren Dasein die geliebte Frau begegnete und entwand. Liebessehnsucht und der Glaube an eine Wiederkehr aller Dinge verbinden sich hier zu einem feinen Gewebe, das dauernd in der Erinnerung bleibt.

Schröder, G.: Die Bauern von Siedel. Roman. Ebenda.

Das ist eins der Bücher, wie sie unser deutsches Haus braucht. Das Bauerntum während und nach dem Kriege, all die Gefahren, die ihm drohten, und denen viele erlagen; und all der mutige Kampf, den die anderen führten gegen die Verführung, sich ungerecht zu bereichern. Ein Buch, das nichts verschweigt und nichts verschönt, aber doch getragen ist von dem Glauben an das Gute in unserer Volk. Ein mutiges, wegweisendes Buch.

Westfahl, Luise: Der Wehrwolf. Leipzig, Reclam.

Was den vorliegenden Roman über die bloße Unterhaltungsliteratur heraushebt, ist der volkstümliche Einschlag. Der alte Glaube an den Wehrwolf, der noch tief in den Seelen der Bauern steckt, trägt die Handlung.

Verschiedenes.

Naumann, Carl W.: Das Paradies der Tiere. Leipzig, Quelle u. Meyer.

Ein ganz entzückendes Buch. Tiergeschichten, Märchen und Fabeln, von Gellert bis zur Gegenwart. Mit Geschmack gesammelt und geordnet und durch frische Bilder belebt, für unsere Kinder eine Freude, für uns Alte Gelegenheit zum Rückblick in das Land unserer Jugend.

Schmerler, Max: Druhm be runs. Ernste und heitere Geschichten aus dem sächsischen Muschwitzel. Dresden-Wachwitz, Wittig u. Schobloch.

Schon einmal hat Schmerler das heimische Vogtland in Erzählungen gefeiert und sich damit Freunde erworben. Nun kommt er wieder mit kleinen Erzählungen, zum Teil in Mundart, die uns mitten hinein führen in das Leben jener arbeitstüchtigen und doch heiteren Menschen.

Eichendorff-Kalender für das Jahr 1923, herausg. von Wilhelm Kosch. München, Parcus u. Co.

Eichendorff, Novalis, Christian Brentano, Uhland, dazu Philipp Veit; neben dieser alten Romantik Vertreter der heutigen. So ist das Buch auch in seinem 14. Jahrgang ein Sammelpunkt für alles, was romantisches Leben in Deutschland heißt.

Lamer, Hans: Altorientalische Kultur im

Bilde. 2. Aufl. (Wiss. u. Bildung 103). Leipzig, Quelle u. Meyer.

Der Band ergänzt trefflich die in der gleichen Sammlung erschienenen Bildbände und regt zu vergleichenden Betrachtungen der alten Kulturen lebhaft an.

Reclams Universalbibliothek. Neue Bände Nr. 2444. Schatepeare: Hamlet (Bühnenbearb.). Nr. 4726. Schopenhauer: Über Religion. Nr. 6353. Ausgewählte Reden des Lysias III. Nr. 6354, 6355. Kommentar zu Dantes Göttlicher Komödie. Nr. 6356. Hu-kiao-ti, ein chinesischer Familienroman. Nr. 6357, 6358. Schwab: Die schönsten Sagen des klassischen Altertums II. Nr. 6359. Hans Järlin: Vaterfreuden. Nr. 6361. Jakob Böhmer: Junger Wein. Nr. 6362, 6363. Brehm: Riesen der Tierwelt. Nr. 6364—6366. Edgar Allan Poe: Die Abenteuer Gordon Pym's. Nr. 6367, 6368. Schwab: Die schönsten Sagen des klassischen Altertums III. Nr. 6369. Hellmuth Unger: Mamon. Nr. 6370. Adolf Obée: Der Globus und Tante Nelly.

Es ist unmöglich, alle diese Werke einzeln zu würdigen. Die meisten Titel sprechen ja schon für sich selbst. Aber gern benutzen wir die Gelegenheit, wiederum festzustellen, wie wir alle dem Verlage zu Dank verpflichtet sind, daß er unermüdet für die sorgt, denen sonst eine Bereicherung ihrer Bücherei unmöglich wäre.

Zeitschrift: Die schöne Literatur. Herausg. von Will Döper. Leipzig, Ed. Avenarius. (14tägig 1 Heft, monatl. 3. J. M. 700.—)

Im neuen Gewand mit erweiterter Mitarbeiterschaft erscheint diese Zeitschrift zur Fortbildung der Amtsgenossen sehr geeignet. Sie berichtet über neue Bücher, Zeitschriften und Bühnen und behandelt jedesmal in einem Leitartikel einen Dichter oder eine wichtige Neuerscheinung. In den vorliegenden Heften: Christoph Mezel's Weltgesang, Gerrit Engelle, den jung gefallenen Arbeiterdichter, E. T. A. Hoffmann's Briefe, Otto Stoessl, den Wiener Dichter, und Robert Brunsil. Sehr wesentlich ist die Beigabe der Jahresernte (in Heftform), sie bringt zunächst eine Novelle von Will Döper, dann eine von Otto Stoessl und beginnt mit Märchen von Wilhelm Schmidtbonn. Ich mache besonders die Lesezirkel der Kollegen auf diese sehr anregende Zeitschrift aufmerksam.

Inhalt:

<p>I. Deutsches Leben im Baltienland. Seite Zur Charakteristik der Deutschbaltien. Von Karl Hermann . 81 Baltisches Deutsch. Von Dr. Oskar Masing in Riga 83 Aus der Arbeit am Deutschbaltischen Dialektwörterbuch. Von Dr. O. Masing in Riga . . . 89 Baltische Baudenkmäler. V. Architekt Heinz Pirang in Riga . . 94 Das deutsche Schulwesen Lettlands. Vom Gehilfen des Chefs des deutschen Bildungswesens Wolfgang Wachtsmuth in Riga 100 Der Deutschunterricht in den deutschen höheren Schulen Lettlands. Von Oberlehrer Alfred Blumenthal in Riga 104 Das baltische Schultheater. Von Alfred Blumenthal in Riga . 112 Das Herderinstitut zu Riga und seine Ferienhochschulkurse. Von Dr. R. Stavenhagen in Riga. 115 Die Pädagogische Woche in Riga. V. einer einheimisch. Teilnehmerin 116</p>	<p>Die deutsche Kolonie Hirschenhof Seite in Lettland. Von Pastor J. Hollmann in Hirschenhof. . . 117 Volkslieder aus Hirschenhof. . . 119 Zaubersprüche aus Hirschenhof. . 120 Bücherbesprechung 121</p> <p style="text-align: center;">II.</p> <p>Zum Gedächtnis Wilh. Heinrichs v. Niehl. Von Theodor Matthias 122 Von Deutschlands letzter Kolonie. Von Studienrat Dr. Arthur Eaudien in Düsseldorf 124 Literaturberichte 1920/21. D. dtsch. Klassizismus (1921/22.) V. Geh.-Rat Dr. P. Lorenz in Spandau 126 Von 1848 bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Alex. Pache in Zwickau 130 Schriften zur Kunst und zur Kunst-erziehung. V. Oberstudienrat Dr. P. Ueding i. München-Glabbadach 141 Deutsche Volkstunde l. Von Friedr. Panzer in Heidelberg 151 Literaturforsch. u. Verwandtes. V. Prof. Jul. Stern i. Baden-Baden 159 Ausgaben 164 Bücherchau 166</p>
--	--

TEUBNERS KLEINE AUSLANDTEXTE

für höhere Lehranstalten · Jedes Heft 32 Seiten ohne Einband.

Aus Abteilung I: Großbritannien und die Vereinigten Staaten.
 Gewordenes und werdendes auf allen Kulturgebieten.

A. Kulturelle Reihe.

- | | |
|--|---|
| <p>†1. <i>Greater Britain. I. Englische Stimmen über das britische Weltreich.</i>
 2. <i>Growth and Structure of the United Kingdom</i> · †3. <i>The Island Nation</i> · †4. <i>The English National Character</i> · 5. <i>Englands Economic Development during the Nineteenth Century</i> · 6. <i>Englands Social</i></p> | <p><i>Development from 1800 to the Present Day</i> · †7. <i>Religion and Church Life in England I</i> · 8. <i>Eminent Statesmen in Word and Deed: a Mirror of Englands Political Development</i> · 9. <i>England and the Continent</i> · †10. <i>From the Thirteen Colonies to the U. S. A.</i></p> |
|--|---|

B. Literarische Reihe.

- | | |
|--|---|
| <p>†11. <i>The Romantic Triumph I</i> · †12. <i>U. S. A. Poetry and Prose</i> · 13. <i>Imperialism in English Literature</i> · 14. <i>The Sym-</i></p> | <p><i>pathy with the Working Class and the Cry for Social Reform in Early Victorian Literature.</i></p> |
|--|---|

† bereits erschienen, die übrigen befinden sich in Vorbereitung bzw. unter der Presse.

Grundzahl jeden Heftes M. 1.20. Schlüsselzahl April 1923: 600

Die neue Sammlung will sachlich einen energischeren Betrieb der „Auslandsstudien“ im neusprachlichen Unterricht ermöglichen helfen. Wirtschaftlich empfiehlt sie sich als außerordentlich preiswertes Hilfsmittel. — Die Auslandstexte werden planmäßig ausgebaut, Auswahlen aus einzelnen Werken und Schriftstellern sowie die französische Abteilung sind in Vorbereitung.

LEIPZIG · B. G. TEUBNER · BERLIN

An zahlreichen Schulen, bei der Reichswehr und den Heeresfachschulen eingeführt:

Methodische Grammatik der Polnischen Sprache mit Übungs- und Wörterbuch für Schul- und Selbstunterricht

bearbeitet von Prof. Dr. Łęgowski

Gebunden Gz. 4.— Schlüssel dazu: Kartontert Gz. 2.50

Schlüsselzahl des Börsenvereins

Die Zahl der wirklich empfehlenswerten polnischen Grammatiken ist sehr gering. Das Buch Professor Łęgowskis, der weiteren Kreisen als erfahrener Lehrer des Polnischen bekannt ist, gehört zu ihnen. Die Methode und die Verteilung des Lehrstoffes, wobei der Verfasser sich von dem richtigen Grundsatz leiten ließ, allmählich von den einfachsten zu den schwierigen Sprachformen fortzuschreiten, müssen als sehr glücklich und ungemein praktisch bezeichnet werden. Das Übungsbuch bildet einen besonderen Teil des Werkes und enthält längere polnische und kürzere deutsche Übungsstücke, sowie zahlreiche an die polnischen Stücke angegeschlossene Fragen in polnischer Sprache, wodurch die Sprechübungen bedeutend erleichtert werden. *Posener Neueste Nachrichten.*

H. Haessel · Verlag · Leipzig

Ein Nachschlagewerk

über den Stand und das Wirken des heutigen Baltentums bildet

Jahrbuch des deutschen Elternverbandes in Lettland 1923.

Wir liefern schnellstens, auch nach auswärts ohne besondere Aufschläge

Schulbücher, Literatur über Pädagogik — Sport — Turnen
Körperkultur — Rhythm. Gymnastik — Jugendbewegung,

sowie überhaupt jedes Buch. Annahme von Abonnements auf sämtliche
Zeitschriften und Zeitungen. Kataloge stehen jederzeit frei zur Verfügung.

Buchhandlung Jonck & Poliewsky, Riga, Kaufstraße 3.

Die

Deutsche Dichtung

in ihren kulturellen Zusammenhängen
mit charakteristischen Proben

Eine Geschichte der deutschen Literatur

Herausgegeben von

Dr. F. Fasbinder, Dr. A. Kahle
und Dr. F. Korb

Drei Teile

1. Dichtung des Mittelalters. V. Dr. A. Kahle.
2. Vom Humanismus bis zu Goethes Tod.
Von Dr. F. Korb. / 3. Von der Romantik
bis zur Gegenwart. Von Dr. F. Fasbinder.

Drei Teile in einem Band gebunden G 17.50

G = Grundzahl, mal Schlüsselzahl = Verlags-Markpreis; dem
Teuerungszuschlag, Schlüsselzahl u. Teuerungszuschlag sind jeder
Buchhandlung bekannt. Bei Anfragen ist Rückporto erforderlich.

Verlag Herder & Co./Freiburg im Breisgau

Völlig neubearbeitet
erschien | soeben:

ADOLF BARTELS Die deutsche Dichtung der Gegenwart Die Jüngsten

Halbleinenband 14 000 Mark

Der umfassende,
zuverlässige Führer
durch zeitgenössische Dichtung
Auflage 30 000

Register weist nahezu 1600 Namen auf

H. Haessel / Verlag / Leipzig

Hierzu eine Beilage von H. Haessel, Verlag in Leipzig, sowie Beilagen von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin,
die der Beachtung der Leser empfohlen werden.

Herausgegeben am 20. April 1923